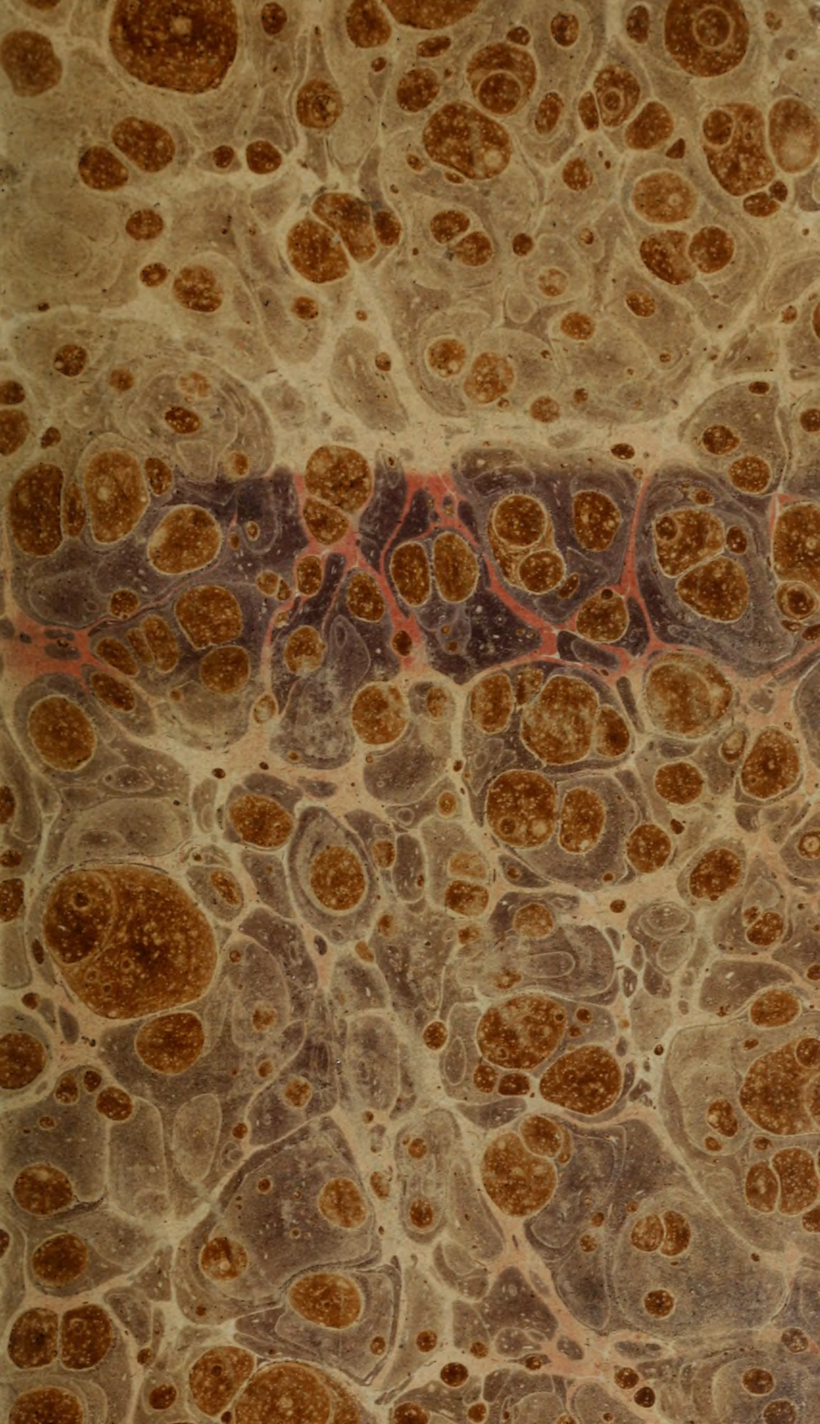






Neue Monatsschrift

für

Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

Sieben und zwanzigster Band.

Berlin,
bei Theodor Chr. Fr. Enslin.
1828.

Inhalt
des sieben und zwanzigsten Bandes.

Seite

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Deutschlands Schicksale unter den Kaisern des salisch-fränkischen Geschlechts.

Das elfte Jahrhundert wird für die Entwickelung der europäischen Menschheit ewig merkwürdig bleiben wegen der Sonderung geistlicher und weltlicher Gewalt, die in demselben zuerst auf eine definitive Weise zu Stande gebracht wurde. Durch den Untergang des weströmischen Reichs war der erste Grund zu dieser Sonderung gelegt worden; hauptsächlich dadurch, daß es sich um ein Mittel handelte, mit den barbarischen Eroberern Italiens, Galliens und Spaniens in ein bleibendes Verhältniß zu treten. Bekanntlich war dies Mittel die theologische Philosophie, welche man Christenthum oder christliches Kirchenthum zu nennen pflegt. Mehrere Jahrhunderte verstrichen, ehe das christliche Kirchenthum dahin gelangen konnte, als gesellschaftliche Lehre seinen besonderen Wirkungskreis ein-

zunehmen; und wir haben in den beiden vorletzten Kapiteln gesehen, wie noch durch Otto den Großen eine solche Vermengung der geistlichen und der weltlichen Gewalt zu Stande gebracht wurde, daß beide durchaus in einander flossen und nicht länger unterschieden werden konnten. Da nun dies dem Zivilisations-Grade, den die europäische Welt, in Kraft des christlichen Kirchenthums, durch die Verwandelung der unbedingten Sklaverei in Leibeigenschaft gewonnen hatte, schnurstracks entgegen war: so mußte das Zeitalter vor allen Dingen dahin streben, eine neue Sonderung der geistlichen Gewalt von der weltlichen, oder, was dasselbe sagt, der Theorie von der Praxis, zu Stande zu bringen, und über neue Vermengungen, wo möglich, für immer zu erheben. Die Anstrengungen, welche zu diesem Zwecke gemacht werden mußten, erfolgten nach der Mitte des elften Jahrhunderts unter der Leitung eines Mannes, von welchem weiter unten ausführlicher die Rede seyn wird. Je besser sie vorbereitet waren, desto vollständiger mußte ihr Ergebniß seyn; und wenn die geistliche Gewalt sich dadurch zu einer Höhe erhob, wobei die weltliche für die nächsten Jahrhunderte in ihren Schatten trat: so geschah dadurch in Wesentlichen nichts mehr und nichts weniger, als daß die weltliche Gewalt, um aus ihrer Verdunkelung hervorzugehen, anhaltend genöthigt war, sich den Organismus anzueignen, durch welchen dies allein bewirkt werden konnte. Entsagt man allen den politischen Vorurtheilen, welche der kritische Geist des achtzehnten Jahrhunderts über eine von dem Aufklärungsgrade überflügelte geistliche Macht in Gang gebracht hat: so wird man mit sich selbst leicht darüber einig, daß das elfte Jahrhundert

als der Abgangspunkt aller der Fortschritte betrachtet werden muß, welche der menschliche Geist bis auf unsere Zeiten in der besseren Erkennung der Natur der Dinge gemacht hat.

Die Hauptaufgabe für den Geschichtschreiber ist, sich die Uebergänge klar zu machen, durch welche die geistliche Gewalt dahin gelangte, die weltliche eben so abhängig von sich zu machen, wie sie, nach der Idee Otto's des Großen, nur von der weltlichen abhangen sollte.

Ein sehr wesentlicher Schritt war dadurch gethan worden, daß dieser Kaiser, um die Erblichkeit der Staatsämter zu verhindern, ehelose Priester mit denselben bekleidet hatte. Die letzte Wirkung dieser Maßregel konnte keine andere seyn, als daß die Priesterklasse vorherrschend wurde. Sie wie war es schon unter Otto's des Ersten unmittelbaren Nachfolgern; sie ward es aber noch viel mehr unter Heinrich dem Zweiten, dessen Gemüthsart so wenig zu dem von Otto dem Ersten eingeführten Systeme paßte, daß man von ihm sagen könnte, er habe, als Souverän, nichts weiter seyn wollen, als was der Vortheil seiner Beamtenwelt von ihm heischte. An Erscheinungen dieser Art wird es im erblichen Systeme nie fehlen; will man aber über diesen Gegenstand noch gründlicher und unpartheiischer urtheilen, so muß man in Anschlag bringen, daß es der Fürstenmacht in dem Zeitalter der Ottonen an allen den Grundlagen fehlte, welche sie, in den vier letzten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, durch eine Reihe von Entdeckungen und Erfindungen dahin geführt haben, daß sie den Charakter der Theokratie gänzlich hat ablegen und einen davon

durchaus verschiedenen Charakter, den man nur durch Sittlichkeit bezeichnen kann, annehmen können.

Es würde nach dem Aussterben des sächsischen Hauses in der That noch mehr als auffallend — es würde — um es gerade heraus zu sagen — wunderbar, d. h. unmöglich gewesen seyn, wenn die Wahl des nächsten Königs der Deutschen nicht durch die Geistlichkeit und durch den Vorstand derselben, den Erzbischof von Mainz, entschieden worden wäre. Der Name dieses Kirchenfürsten war Aribo. Ob er unter dem Einflusse des römischen Hofes stand, kann als gleichgültig betrachtet werden, sofern das, was von ihm ausging, eben so gut in seinem eigenen Kopfe entsprungen seyn konnte. Es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß sein Verfahren keine andere Quelle hatte; denn man findet darin den Charakter der Oertlichkeit wieder, der er angehörte. Sein Hauptgedanke konnte nicht wohl ein anderer seyn, als die Königswürde auf einen Fürsten zu übertragen, dessen Machtgebiet verhältnißmäßig unbedeutend wäre. Zu diesem Endzweck richtete er sein Augenmerk auf den Herzog im rheinischen Franken, das hinter dem sächsischen Herzogthume nur allzu sehr zurückstand; denn, während dieses den großen Raum zwischen der Elbe und dem Rheine ausfüllte, erstreckte sich jenes nur von der badenschen Grenze bis zur Lahn, und vom Rhein bis an die äußerste Grenze der Wetterau. Nachdem er nun mit Konrad dem Aelteren, *) Herzoge im

---

*) Es gab, außer diesem älteren Konrad, im rheinischen Franken noch einen zweiten Herzog gleichen Namens, der ein Neffe von jenem war.

rheinischen Franken das Nöthige verabredet hatte, schrieb er einen Wahltag aus, der bei Camben, unweit Oppenheim, gehalten werden sollte. Hier versammelten sich demnach die vornehmsten Fürsten Deutschlands, um zu wählen oder um gewählt zu werden: Benno (Bernhard), Herzog von Sachsen; Adelbert, Herzog von Kärnthen; Etzel, Herzog von Baiern; Ernst, Herzog von Schwaben; Friedrich, Herzog von Lothringen. Die Fürsten der Wenden und Slaven blieben nicht aus, wohl aber die Italiener, um für ihre Unabhängigkeits-Entwürfe desto freieren Spielraum zu gewinnen. Freie Zuschauer bei der bevorstehenden Königswahl waren König Rudolph von Burgund, und der Dänenkönig Kanut der Große. Als der entscheidende Augenblick gekommen war, gab die ganze Klerisei, nach dem Vorgange des Erzbischofs von Mainz, ihre Stimme dem Herzog im rheinischen Franken. Die Laien folgten; wie hätten sie wohl anders gekonnt bei dem Uebergewicht der Geistlichen? Sobald nun Heinrich's des Zweiten Wittwe die Reichs-Insignien ausgeliefert hatte, wurde Konrad feierlich zu Mainz eingeweihet, wobei noch des besonderen Umstandes gedacht werden muß, daß die Geistlichkeit sich Anfangs nicht entschließen wollte, auch die Gemalin Konrad's zu krönen, weil sie im fünften Grade mit ihm verwandt war.

Man hat vollen Grund, Konrad's des Zweiten Königswahl verhängnißvoll zu nennen. Alle bisherigen Verhältnisse waren dadurch verändert. So lange die Nachkommen Heinrich's des Ersten die Königswürde bekleidet hatten, waren die Reichsämter in allen Herzogthümern mit Sachsen besetzt worden; die Natur der Dinge hatte

dies mit sich gebracht, weil nur auf diesem Wege Einheit möglich gewesen war. Jetzt nun sollten die Sachsen sich dasselbe gefallen lassen, was ihre Könige den übrigen Völkerschaften Deutschlands geboten hatten. Ein hartes Loos! Es kam aber noch hinzu, daß sie durch den Verlust der Königswürde zu ihren Nachbarn im Norden und Nord-Osten in ein höchst nachtheiliges Verhältniß gebracht waren; denn, alle Eroberungen, welche sie auf Kosten der Dänen und der Wenden gemacht hatten, konnten nur in sofern behauptet werden, als das übrige Deutschland ihnen den Rücken deckte, und wenn dies nicht der Fall war, so konnten sie darauf rechnen, in den Unterjochten nur erbitterte Feinde zu Nachbarn zu haben. Sich den Königen des fränkischen Hauses unbedingt aufzuopfern, verboten Ehrgefühl und ein gerechter Stolz; ihnen zu widerstehen, war gefährlich und konnte leicht in's Verderben stürzen. Zwar verließen sich die Sachsen, als ein tapferes Volk, auf ihre eigene Kraft; allein in ihrem Verhältniß zu dem neuen König war deshalb nicht minder der Grund zu einer langen Zwietracht gelegt, deren Keim sich je mehr und mehr entwickeln mußte. Was die Schwaben, die Baiern und die übrigen deutschen Völkerschaften betrifft, so wünschten sie sich unstreitig Glück zu der von dem Erzbischof von Mainz ausgegangenen Königswahl; zu mindesten gewannen sie dadurch die Aussicht auf Unabhängigkeit. Das Beispiel, das Frankreich in Hinsicht seines politischen Systems gegeben hatte, konnte nicht ohne Wirkung für Deutschland bleiben, sofern Deutschlands Herzoge kein anderes Interesse hatten, als das der großen Vasallen Frankreichs; und da ihnen jetzt Gelegenheit gegeben war, es mit

Erfolg geltend zu machen, wie hätten sie diese Gelegenheit unbenutzt lassen sollen? Wirklich datirt sich die Erblichkeit und höhere Unabhängigkeit der deutschen Herzog- und Fürstenthümer von dem Jahre 1024, wo Konrad der Zweite zum König gewählt wurde.

Durch solche Umstände bestimmt, war Konrad's Lage nichts weniger, als beneidenswerth. Denn, woher die Mittel zur Ausübung einer großen Autorität nehmen, wenn Alles derselben entweder entgegen wirkte, oder sich wenigstens entzog? Um seine Würde durch die Huldigung der verschiedenen Völker Deutschlands zu erhöhen, machte Konrad eine Reise durch dies Land. Doch wie hätten die widerwärtigsten Eindrücke und Wahrnehmungen ausbleiben können! Zu Aachen lernte er die Lothringer als solche kennen, die sich von dem deutschen Reiche loszureißen wünschten, um durch die Anschließung an Frankreich ein höheres Maß von Selbstständigkeit zu gewinnen. Im Herzogthum Sachsen wurde er mit Gleichgültigkeit empfangen. Er ging hierauf nach Baiern und Schwaben; und hier war es, wo er die ersten Nachrichten von der Weigerung der Lombarden, einen von den Deutschen gewählten König als ihren Oberherrn anzuerkennen, erhielt. Die Pavesaner waren in ihrer Keckheit so weit vorgeschritten, daß sie, nach Heinrich's des Zweiten Tode, den kaiserlichen Palast in ihrer Stadt abgetragen hatten. Hierüber zu Rede gestellt, antworteten sie ein wenig unverschämt: „Wen haben wir beleidigt? So lange der Kaiser lebte, haben wir ihm Treue und Ehre bewiesen. Herrenlos nach seinem Tode, glaubten wir uns berechtigt, den Wohnsitz unseres Königs abtragen zu dürfen.“ Hierauf erwiederte Konrad: „Aller-

dings hattet Ihr keinen Herrn, als Ihr an das Werk der Zerstörung ginget. Wie könnt Ihr aber leugnen, den königlichen Palast zerstört zu haben? Nur der König stirbt; nicht das Königthum. Auf gleiche Weise ist der Tod des Steuermannes nicht der Untergang des Schiffes. Nicht Euch, sondern dem Staate gehörte das von Euch zerstörte Gebäude. Wer sich aber an fremden Eigenthum vergreift, der verfällt dem Könige. Ihr, als Usurpatoren fremden Eigenthums, seid also dem Könige verfallen." Man sieht aus diesen Reden, welche Wippo aufbewahrt hat, daß die Idee des Königthums dem elften Jahrhundert nicht fremd war; man sieht daraus aber zugleich, daß die Herrschaft, welche Deutschlands Könige in Italien ausübten, den Bewohnern dieses Landes höchst lästig war, weil sonst die Paveſaner den kaiserlichen Palast nicht abgetragen haben würden. Annehmen darf man, daß dieser Palast hinsichtlich seines architektonischen Werthes einem Privat-Hause sehr nahe kam; wie es sich damit aber auch verhalten mochte: immer war durch das Verfahren der Paveſaner der erste Grund zu dem langen Streite gelegt, der sich in der Folge durch die Partheien der Guelphen und Gibellinen in den wüthendsten Auftritten offenbarte.

Nur die Berechtigungen, welche der Kaisertitel in sich schloß, konnten einem, von der materiellen Stärke in so hohem Grade verlassenen König, wie Konrad der Zweite es war, zu Hülfe kommen. Selbst wenn in diesen Berechtigungen bei weitem mehr Schein als Wesen war, durften sie nicht von ihm aufgegeben werden, wofern er sich nicht zu einem Gegenstande der Verspottung machen wollte. Fest entschlossen also, die Herrschaft über Italien

nicht fahren zu lassen, dachte Konrad auf Mittel, dieselbe, trotz der Abneigung der Deutschen von den Feldzügen jenseits der Alpen und Alpenninen, zu behaupten.

Das sicherste Mittel zu diesem Zwecke aber schien ihm die Erwerbung des Königreichs Burgund, mit welchem es dahin gekommen war, daß es nicht mehr durch sich selbst fortdauern konnte. Dieser Staat, zwischen dem Rhein, der Rüß, dem Jura, der Saone, dem Rhone-Fluß und den Alpen gelegen, war unter einer gewissen Anzahl von Grafen oder Statthaltern getheilt, die sich, nach dem Beispiel der Großen Frankreichs, zu Eigenthümern in ihren Statthalterschaften gemacht hatten. Gemeinlich klagt man deshalb die persönliche Schwäche der letzten Könige von Burgund (eines Konrad und eines Rudolph des Dritten) an. Allein diese waren an der Erscheinung, von welcher hier die Rede ist, vollkommen eben so unschuldig, als die französischen Könige des zweiten Geschlechts; denn das, was man durch Feudalität oder Feudal-System zu bezeichnen pflegt, hätte gar nicht zum Vorschein kommen können, wenn es nicht in den zeitlichen Bedürfnissen der Gesellschaft gelegen hätte, d. h. wenn im zehnten oder elften Jahrhundert alle die Mittel beisammen gewesen wären, wodurch die königliche Autorität allein aufrecht erhalten werden kann.

Die Vornehmsten unter den Lehnsherren des Königreichs Burgund waren die Grafen von Provence, von Vienne, von Savoyen, Burgund und Mümpelgard; die Erzbischöfe von Besançon und Arles; die Bischöfe von Basel u. s. w. Da nun jeder von ihnen Anspruch auf Unumschränktheit in seinem Wirkungskreise machte: so war

die königliche Autorität in diesem Reiche das überflüssigste Ding von der Welt geworden. Der Beiname des Friedfertigen, welchen der König Konrad führte, diente mehr zur Verspottung, als zum Lobe; denn wie könnte die Nichtanwendung der königlichen Autorität da ein Verdienst seyn, wo diese Autorität gänzlich fehlt, weil sie keinen Gegenstand hat? Konrad selbst handelte zuletzt seiner Bestimmung in sofern entgegen, als er die geringen Machtmittel, die sein Vater auf ihn vererbt hatte, noch zersplitterte, indem er den zahlreichen Verwandten seines Hauses und seinen beiden unehelichen Söhnen so viel Privilegien und Lehne ertheilte, daß seinem Nachfolger für die Ausübung der königlichen Macht kaum irgend eine Grundlage blieb. Rudolph der Dritte — so hieß dieser Nachfolger — mochte beim ersten Antritt seiner Regierung den guten Willen haben, dem königlichen Ansehn die nöthige Unterlage zurückzugeben; sobald er aber den ersten Versuch dazu gemacht hatte, fühlte er sich für immer abgeschreckt von jeder Wiederholung desselben, und es ist zu glauben, daß er mit dem Kaiser Heinrich dem Zweiten, seinem Neffen, *) über die Abtretung des burgundischen Reichs von dem Augenblick unterhandelte, wo dieser mit einiger Freiheit über Deutschlands und Italiens Kräfte gebot.

Von welcher Art auch die Verabredungen zwischen Rudolph und Heinrich seyn mochte: da der letztere eben nicht begierig seyn konnte, sein Machtgebiet durch Theile zu vergrößern, welche seine Pflichten erschwerten, ohne sei-

*) Heinrich's Mutter Gisela war eine Schwester Rudolph's des Dritten; sie starb als Gemahlin des ungarischen Königs Stephan.

nen Rechten das Mindeste zu zu legen, so blieb alles in dem bisherigen Geleise; durch Heinrich's Tod wurde sogar der Vertrag gänzlich aufgehoben, den Rudolph mit ihm geschlossen haben mochte. Heinrich's Nachfolger in der Königswürde aber hatte ein stärkeres Interesse, die burgundische Königskrone mit der deutschen zu vereinigen. Dies war die Erleichterung, welche er sich von der ersten für seine Unternehmungen in Italien, vor allem für die Erwerbung der Kaiserkrone, versprach. Getrieben also von solchen Beweggründen, wünschte er den Vertrag zu erneuern, den Rudolph mit Heinrich dem Zweiten geschlossen hatte.

Der Namen-König von Burgund bot dazu willig die Hand, und die Mehrheit der burgundischen Großen war nicht entgegen, theils, weil es sich um nichts weiter handelte, als um ein Protektorat, das allen zu Gute kam, ohne irgend einem von ihnen zu schaden, theils, weil Rudolph's Kinderlosigkeit leicht gefährliche Folgen für ihre Freiheit haben konnte. Man setzte also vorläufig fest, daß Konrad Rudolph's Nachfolger in Burgund werden sollte; und sobald man hiermit im Reinen war, trat Konrad seinen Zug nach Italien an, nicht achtend, daß er zu den Großen des Königreichs Burgund in ein Verhältniß getreten war, das für ihn, als König der Deutschen, höchst nachtheilig werden mußte, sofern der hohe Rang der burgundischen Lehnsherrn nicht verfehlen konnte, auf die Ehrsucht der deutschen Herzoge und Großen zurück zu wirken.

Auf dem ersten Anblick glaubt man einen Widerspruch darin zu entdecken, daß ein Fürst, der dem Erzbischof von Mainz die Königskrone verdankt, nach Italien zieht, um das Oberhaupt der christlichen Kirche durch

Mittel der Güte oder der Gewalt zur Unterwerfung zu zwingen. Allein dieser Widerspruch verschwindet, sobald man den allgemeinen Geist des elften Jahrhunderts schärfer auffaßt. Nichts bestimmte diesen allgemeinen Geist noch mehr, als die Lehren, welche ihren Zentralpunkt in Rom hatten; und die Kaiser des sächsischen Geschlechts hatten durch die Verflechtung der Geistlichkeit in die Staatsverwaltung nicht wenig dazu beigetragen, daß er eine ungemeine Stärke gewonnen hatte. Wie die Erzbischöfe und Bischöfe sich auch in ihrem Verhältniß zu der weltlichen Macht, an deren Spitze der König oder der Kaiser stand, gebehrden mochten: immer blieb ihre Beziehung zu dem Papste die vorherrschende, und die natürliche Folge davon war, daß sie nur die Richtungen gaben, welche dem heiligen Stuhle Vortheil brachten. So war im elften Jahrhundert die allgemeine Voraussetzung, daß volle Vergebung der Sünden nur in Rom zu finden sey. Dahin wanderte man also in so großer Allgemeinheit, daß außer dem materiellen Vortheil, der aus der ununterbrochenen Arbeit entspringt, nicht so sehr verletzt wurde, als die öffentliche Ordnung. In Heinrichs des Zweiten letzten Regierungsjahren war auf dem Konzilium zu Seligenstadt das Gesetz gegeben worden, „daß Niemand ohne die Genehmigung des Bischofs oder seines Stellvertreters nach Rom wandern sollte;" allein, worin hätte man wohl das Mittel gefunden, einem solchen Gesetze Achtung zu verschaffen? Bei dieser Stimmung der Gemüther, war nichts nothwendiger, als daß Derjenige, der die höchste Autorität zu üben bestimmt war, zum wenigsten den Schein gewann, als vermöchte er etwas über den allgemeinen Christvater. Offen-

bar war dies der Hauptbeweggrund zu den Zügen nach Italien, die, wenn sie nicht erfolglos bleiben sollten, die Unterwerfung Ober- und Mittel-Italiens voraussetzten.

Konrad feierte, nach seiner ersten Erscheinung in Italien (im Jahre 1026), das Osterfest bei einem gewissen Leo, dem er, wegen seines Einflusses auf die Gemüther der Italiener, zu dem Bisthum Vercelli verhalf, aus welchem der von Harduin angestellte Bischof Petrus vertrieben werden mußte. Die Pavesaner für den Uebermuth zu bestrafen, womit sie den kaiserlichen Palast abgetragen und den kaiserlichen Statthalter verjagt hatten, hätte er gern ihre Stadt erobert; da sein Heer aber dazu nicht stark genug war, so verheerte er bloß die Umgegend, und ging hierauf nach Tuscien, wo die Einwohner von Lucca, die sich eines ähnlichen Vergehens schuldig gemacht hatten, denselben Widerstand entwickelten. Um nicht alles aufs Spiel zu setzen, mußte Konrad nach Yvrea zurückgehen, um daselbst Verstärkungen abzuwarten. Als diese zu Anfang des folgenden Jahres angelangt waren, zog er über Ravenna nach Rom. Hier wurde er zwar zum Kaiser gekrönt; doch stieg er dadurch nicht in der Achtung der Italiener, die, seit Otto's des Großen Tode, bereits aufgehört hatten, in dem Kaiser einen Retter zu sehen, und, im Vertrauen auf ihre List, der Gewalt spotteten, die ihnen angethan werden sollte. Da es noch kein Mittel gab, Stadtmauern niederzustürzen, so lagen weit größere Vortheile in der Vertheidigung, als in dem Angriff; und hierauf stützte sich der Geist des Republikanismus, der sich in diesen Zeiten der Italiener bemächtigte, und nach und nach Ober- und Mittel-Italien in eine Menge kleiner Staaten zerstückelte.

Der Aufenthalt Konrad's in Ravenna und Rom kostete vielen Deutschen das Leben, ohne daß der neue Kaiser es zu hindern vermochte. Er ging bis Benevont, wo er den Normannen das bestätigte, was ihnen als Reichsgut in der Voraussetzung verliehen war, daß sie die größern Reichs-Vasallen gegen die Griechen und die Araber vertheidigen sollten. Die deutschen Angelegenheiten riefen den Kaiser nur allzu bald zurück, und noch in demselben Jahre (1027) sehen wir ihn auf dem Reichstage zu Ulm das neu erworbene Kaiserrecht üben.

Man kann schwerlich umhin, die deutschen Könige dieser Zeit zu bedauern. Indem es ihnen an den Mitteln fehlte, die Autorität, deren Quelle sie waren, gehörig abzustufen, und folglich einen Organismus zu schaffen, durch welchen die Einheit des Willens bewahrt wurde, blieb ihnen nichts Anderes übrig, als überall ihre Persönlichkeit einzusetzen: eine Lage, worin das Regierungsgeschäft zu einer Arbeit wurde, die nur mit der des Sisyphus verglichen werden kann. Sie wollten Ordnung; aber sie mußten, gegen ihre Schuld, diese durch Mittel wollen, die nur das Gegentheil gewähren konnten. In allen Theilen Dentschlands war Krieg und Blutvergießen, sobald sich Konrad nach Italien gewendet hatte. Im rheinischen Franken betrug sich Herzog Konrad, als ob es keinen König oder Kaiser gäbe. Bruno, Bischof von Augsburg, ein Bruder Heinrichs des Zweiten, hatte blutige Fehden mit dem Grafen Wilhelm von Altorf in Schwaben. Ernst, der eigene Stiefsohn des Kaisers, aufgebracht darüber, daß Konrad das Königreich Burgund, auf welches er, von Mutter wegen, Anspruch machen konnte, in ein Reichslehn

verwandeln wollte, verheerte das Elsas und fiel in Burgund ein. Friedrich, Herzog von Lothringen, wurde zwar an der Ausführung seiner feindseligen Absichten durch den Tod verhindert; desto eifriger aber betrieb Gozelo von Nieder-Lothringen seine Unterhandlungen mit Frankreich, um in den Stand eines unabhängigen Feudal-Herrn zu kommen. So war die Lage der Sachen, als Konrad aus Italien zurückkam. Nur Entschlossenheit konnte Rettung bringen. Seinen Vetter Konrad beraubte der Kaiser des Herzogthums. Bruno's Tod erleichterte die Beilegung des Krieges, der seit Jahr und Tag in Schwaben geführt worden war. Ernst, von seinen Vasallen verlassen, gerieth in die Hände des Kaisers, der ihn, als Staatsgefangenen, nach Giebichenstein bei Halle schickte, wo er bleiben sollte, bis durch Rudolphs des Dritten Tod das Schicksal Burgunds entschieden seyn würde. Wie Gozelo fuhr, ist unbekannt geblieben. Da Konrad durch seinen Feldzug in Italien die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß man in Regierungs-Angelegenheiten seinen nächsten Verwandten nicht trauen darf, wenn günstige Umstände zu ehrgeizigen Unternehmungen einladen: so war sein Entschluß sehr bald gefaßt. Dieser nun bestand darin, daß er die deutschen Herzogthümer an sich nahm, um nichts von ihrem Widerstande befürchten zu dürfen. Baiern erhielt sein ältester Sohn, nachdem der Erzbischof von Köln, sein Vertrauter, ihn zum König gesalbt hatte. Die größte Schwierigkeit lag darin, dem Herzogthum Sachsen beizukommen, an dessen Spitze Benno stand: ein ausgelernter Staatsmann, der, sobald er Konrad's Absichten errathen hatte, in seinem thätigen Verstande die Mittel, diese Absichten zu vereiteln,

ohne große Mühe fand. Weiter unten werden wir sehen, wie auch Konrad's Nachfolger nichts über Benno vermochte, sofern es darauf ankam, diesen Schlauen zu Fehlgriffen zu verleiten. Die Könige des salisch-fränkischen Hauses strebten also nach einer Unumschränktheit, welche die Fürsten des Reichs zu versagen entschlossen waren. Jene standen in dieser Beziehung auf Einer Linie mit den Fürsten des sächsischen Hauses: ein hinlänglicher Beweis, daß sie nur der Natur der Dinge, nicht den Eingebungen der Willkür, folgten.

Das innige Verhältniß, worin Konrad durch seinen ältesten Sohn zu Baiern stand, verwickelte ihn in einen Krieg mit den Ungarn; doch bewirkte Stephans Nachgiebigkeit, daß dieser Krieg nicht ernsthaft wurde. Es scheint sogar, daß Konrad durch eine wiederholte Empörung seines in Freiheit gesetzten Stiefsohnes mitten auf dem Zuge nach Ungarn zur Umkehr genöthigt worden sey. Ernst endigte auf eine seinen unüberlegten Handlungen entsprechende Weise: er wurde von denen erschlagen, die er, von seinem Raubschlosse im Schwarzwalde aus, geplündert hatte. Zur Beruhigung der Mutter gab Konrad dem jüngeren Sohne Herrmann die Verwaltung Schwabens. Er selbst zog gegen die Slaven und Wenden im Norden und Osten Deutschlands zu Felde. In Polen war der Herzog Boleslav gestorben; und unter dessen Nachfolger, dem rohen Miseko, war alles in eine solche Unordnung gerathen, daß die leichten Schaaren des Volks bis nach Brandenburg vorgedrungen waren, und die Wenden zu neuen Unternehmungen gegen die Sachsen fortgerissen hatten. Schon war das Land zwischen der Elbe und dem Rhein den

größ-

größten Gefahren ausgesetzt, als der Kaiser gegen die Polen aufbrach. Die Quelle des Uebels zu verstopfen, wollte er tief in ihr Land eindringen; doch die Barbaren zerfielen unter einander, und indem der Kaiser dadurch Gelegenheit zur Abkürzung des Feldzuges gewann, erkaufte er durch die Abtretung der Lausitz an die Polen einen Frieden, der ihn in den Stand setzte, die Wenden mit Nachdruck zu bekämpfen. Dies Volk wurde dadurch jedoch nur für den Augenblick zu Boden gedrückt; und welche Vortheile die Sachsen auch davon ziehen mochten, so blieb doch die alte Feindschaft, und diese brach, nicht lange darauf, in desto hellere Flammen aus.

Das Verdienst, das sich Konrad durch diesen Krieg um die Bewohner des nördlichen Deutschlands erworben hatte, wurde durch den Beistand belohnt, den die Sachsen ihm, nach Rudolph's des Dritten Tode, in den Fehden leisteten, worin er Burgund gegen die Ansprüche des Grafen Otto von Champagne vertheidigte. Die Heeresmacht, an deren Spitze er erschien, ließ diesem Grafen keine andere Wahl, als die der Unterwerfung. Die Burgunder huldigten zu Payerne; und von diesem Augenblick an war ihr Königreich zu einem Reichslehn geworden.

Konrad gab sich nicht wenig Mühe, den Gottesfrieden, welcher um diese Zeit in Frankreich eingeführt war, nach Deutschland zu verpflanzen; und wie es scheint, gelang ihm dies um so besser, je weniger er irgend eine Autorität duldete, die sich neben der seinigen geltend machen wollte. Dieser Gottesfriede, welcher damit begann, daß man einzelne Tage der Woche von jeder Fehde ausnahm, zeigt, daß es der Gesellschaft im elften Jahrhundert

an der polizeilichen Gewalt fehlte, die, nachdem auf der einen Seite für die Unterweisung, auf der andern für die Verwaltung gesorgt ist, die Bestimmung hat, alles zu unterdrücken, was die materielle Ordnung der Gesellschaft verletzt. Sie würde da gewesen seyn, wenn die Scheidung des Geistlichen von dem Weltlichen vollendet gewesen wäre; allein je weniger diese vollendet war, desto nothwendiger fiel die Abwendung aller Verletzungen der materiellen Ordnung der Gesellschaft in das Domain der geistlichen Gewalt. Daher die Benennung Gottesfriede (treuga Dei). Er wurde dadurch bewirkt, daß man den muthwilligen Verletzer desselben aus der Gemeinschaft der Christen stieß. Diese Exkommunikation zu vermeiden, unterdrückte man nicht selten die heftigsten Leidenschaften; und da diese Strafe von solcher Beschaffenheit war, daß selbst Könige sich ihr nicht entziehen konnten, so bedurfte es nur des einen und des anderen Beispiels, um ihr allgemeine Furchtbarkeit zu geben. Der erste Versuch mit diesem sogenannten Gottesfrieden wurde, wo nicht in Spanien, doch wenigstens in Aquitanien gemacht; und je besser der Erfolg war, desto schneller verbreitete sich diese Einrichtung von den Pyrenäen bis jenseits der Ostsee: denn in allen Ländern bedurfte man des Friedens, und in allen war die negative Ursache der Fehden, in sofern dieselbe, als die gesellschaftliche Organisation nicht hinausging über geistliche und weltliche Macht, die sich noch von einander gesondert hatten. Unter solchen Umständen bedurfte es eines furchtbaren Gottes, der den Priesterstand unwiderstehlich machte.

Die nächsten Jahre verstrichen dem Kaiser auf Reisen

in Deutschland, wo er zu Minden den Sachsen, zu Regensburg den Baiern als Oberrichter erschien. In einem zweiten Feldzuge gegen Otto von Champagne, welcher in Burgund eingefallen war, trug Konrad durch die Ueberlegenheit seines Heeres abermals den Sieg davon; und mit desto größerem Vortheile gläubte er sich nach Italien begeben zu können, wo die kleineren Grundeigenthümer gegen den Druck ankämpften, welchen die größeren auszuüben angefangen hatten. Konrad nahm sich zwar, um seines eigenen Vortheils willen, der ersteren an; doch konnte der Erfolg seiner Bemühungen nicht glänzend seyn, weil es ihm an den Mitteln fehlte, seinen Verordnungen bleibenden Gehorsom zu verschaffen. Als des Kaisers stärksten Widersacher zeigte sich der Bischof Heribert von Mailand, der, weil er selbst zu den großen Gutsbesitzern gehörte, seine Macht nicht verringern lassen wollte. Durch Konrad seiner Stelle entsetzt und dem Patriarchen von Aquileja überliefert, entkam Heribert seiner Haft zu einer Zeit, wo der Kaiser in Ravenna verweilte. Er ging sogleich nach Mailand zurück, wiegelte die Italiener gegen den Kaiser auf, und brachte es dahin, daß Mailand belagert wurde. Da Konrad diese volkreiche und stark befestigte Stadt nicht erobern konnte, so mußte er sich damit begnügen, die Umgegend zu verheeren: ein Verfahren, wodurch das Verhältniß der Italiener zu den Deutschen immer mehr verschlimmert wurde. Otto von Champagne, mit welchem Heribert verbündet war, wurde von den Freunden des Kaisers auf einem Streifzuge erschlagen. Ohne sich nun bei der Belagerung Mailands aufzuhalten, ging Konrad nach dem mittleren und südlichen Italien. Zu

Rom setzte er Benedikt dem Neunten, den eine starke Gegenparthei vertrieben hatte, wieder ein, und im gegenwärtigen Königreich Neapel gelang es ihm, die Streitigkeiten der Eingebornen mit den Normännern für den Augenblick beizulegen. Unmittelbar darauf empfanden die Deutschen die Wirkungen des heißeren Klima; und nachdem der Kaiser seinen Stiefsohn Herrmann und mehrere andere Tapferen durch ansteckende Krankheiten verloren hatte, eilte er, um nicht selbst das Opfer seines Uebermuthes zu werden, nach Deutschland zurück.

Im Ganzen war durch Konrad's Einmischung in die Angelegenheiten Italiens Alles noch weit mehr — man kann nicht sagen: verderbt, wohl aber einer neuen Entwickelung näher gebracht worden, als er es gefunden hatte. Er selbst scheint sich von dem letzten Feldzuge nicht erholt zu haben; denn er starb, bald nach seiner Zurückkunft, in Utrecht, von wo er durch Lothringen nach Burgund zu gehen gedachte (Juni 1039, also zu einer Zeit, wo der rebellische Bischof von Mailand den Bann, womit Benedikt der Neunte ihn belegt hatte, eben so verachtete, wie er der Autorität des Kaisers sein ganzes Leben hindurch getrotzt hatte). Die Unabhängigkeit, worin die deutschen Kaiser, während der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts, von den römischen Bischöfen standen, verhindert uns, anzunehmen, daß Konrad der Anordner der sogenannten Römerzüge gewesen sey, deren wir weiter unten ausführlicher gedenken werden. Mit weit größerem Rechte betrachtet man ihn als den Urheber der erblichen Kriegslehne in Deutschland. Eigentlich trug er sie von Burgund, wo sie längst eingeführt waren, nur auf Deutsch-

land über, wo er ihnen die Bestimmung gab, die Autorität des Königs gegen diejenigen zu unterstützen, die so leicht in die Versuchung gerathen konnten, sie noch tiefer herabzusetzen, als sie bereits durch den Verlust der Erblichkeit herabgesetzt war.

Im Ganzen stand bei Konrad's des Zweiten Tode alles noch zum Vortheil des Königthums. Ob ein deutscher König Erzbisthümer und Bisthümer verleihen könne, war um so weniger zweifelhaft, da die Römer sich bei mehr als einer Gelegenheit anheischig gemacht hatten, über die Papstwürde nicht ohne die Genehmigung des Kaisers zu verfügen, und mehrere Päpste wirklich von den Kaisern ein- und abgesetzt worden waren. Erzbisthümer und Bisthümer wurden aber in diesen Zeiten nur als Lehne, d. h. als Staatsämter betrachtet; und man war dazu um so mehr berechtigt, weil die Verrichtungen derer, die im Besitz dieser Lehne waren, sich in keiner Weise von den Verrichtungen der übrigen Reichsbeamten unterschieden. Ueberhaupt hatte es eine besondere Bewandniß mit dem christlichen Kirchenthume dieser Zeit. Nur der dogmatische Theil desselben kam in Betrachtung; keinesweges der sittliche. Von den Heiden unterschied man sich dadurch, daß man Unbegreifliches für wahr hielt, weil — es unbegreiflich war; für das Betragen gegen Andere aber kannte man keine andere Regel, als die der Uebermacht, wenn sie möglich, und die der Unterwerfung, wenn sie unvermeidlich war. In diesem Zustande war der unumschränkten Fürstenmacht, sofern sie durch große persönliche Eigenschaften unterstützt wurde, alles günstig, es sey denn, daß sie, wie in Frankreich, auf einer allzu schmalen Grundlage stand. In

Deutschland hatten die Herzoge noch nicht so viel Ansehn gewonnen, daß sie den Königen mit Erfolg hätten trotzen können. Mit Willkür hatte Konrad in Baiern und in Schwaben gewaltet; und wenn er in Hinsicht auf Sachsen und Thüringen mit Schonung zu Werke gegangen war, so hatte er damit schwerlich eine andere Absicht verbunden, als seine Zwecke in Beziehung auf diese Herzogthümer desto sicherer zu erreichen. Am meisten lag diese Absicht am Tage bei dem Aufbau der Stadt Goslar, welche als ein fester Punkt gegen die Sachsen berechnet war. Außerdem wurden viele oberdeutsche Familien nach Sachsen und Thüringen versetzt, um daselbst Aemter zu bekleiden, d. h. den Vortheil der Könige des salischen Geschlechts wahrzunehmen. Kurz, Unumschränktheit in einer erblichen Monarchie war das Ziel, wonach Konrad der Zweite mit größerer oder geringerer Klarheit des Bewußtseyns strebte, nur daß er, den gesellschaftlichen Nothwendigkeiten seiner Zeit nachgebend, schwerlich erwog, wie sehr diesem Ziele durch die Erwerbung Burgunds und durch die Stiftung erblicher Ritterlehne geschadet wurde.

Heinrich der Dritte, der ihm in einem Alter von drei und zwanzig Jahren folgte, nahm Anfangs die Miene an, als ob er sich von den politischen Grundsätzen seines Vaters entfernen wollte; er kehrte aber zu denselben zurück, und übertrieb sie sogar, sobald er bei Einheimischen und Auswärtigen zu Ansehn gelangt war, und einen Sohn hatte, auf welchen die Königswürde forterben konnte.

Die erste Gelegenheit, sich geltend zu machen, bot ihm der Krieg dar, den Brzenslav, Sohn des böhmischen Königs Ulrich, seit 1038 mit dem Könige Kasimir von

Polen führte: ein Krieg, worin Krakau geplündert, Gnesen verwüstet, und Tausende von Einwohnern als Sklaven nach Böhmen versetzt wurden. Heinrich nahm sich im Jahre 1040 des Königs von Polen an. Seine Absicht war, in Böhmen einzudringen; diese Absicht wurde aber dadurch vereitelt, daß die Böhmen sich in ihre Wälder zurückzogen und die Ankunft des jungen Königs in unwegsamen Gegenden erwarteten. Hier umwickelten sie Heinrich's Schaaren von allen Seiten; und so groß war die Niederlage, welche er litt, daß er, nachdem die Sachsen unter Bardo von Mainz und dem Markgrafen Eckhard sich durchgeschlagen hatten, durch einen Mönch um Waffenstillstand bitten lassen mußte. Ein zweiter Zug löschte diesen Schimpf wenigstens in sofern aus, als ein Friede von längerer Dauer erfolgte, dessen Bedingungen unbekannt geblieben sind.

Heinrich der Dritte wurde hierauf in die Unruhen verwickelt, welche die Erhebung Peters auf den ungarischen Thron nach sich zog. Es handelte sich hierbei um die Fortdauer des Christenthums in Ungarn, das, als geltende Lehre den Madscharen aufgedrungen werden mußte, wenn sie jemals in völkerrechtliche Verhältnisse mit den West-Europäern treten sollten. Ohne hierüber ausführlicher zu werden, wenden wir uns zu den Auftritten in Italien.

In Ober-Italien war die Ruhe dadurch wieder hergestellt worden, daß Heinrich der Dritte zu einem gewissen Lanzo, der an der Spitze der Volkspartei stand, Vertrauen gefaßt hatte: Heribert war aus Mailand verjagt worden, und an seine Stelle ein Mann gekommen, der in welt-

lichen Geschäften erfahren und dem Könige der Deutschen ergeben war.

Desto stärker war die Gährung im mittleren Italien. Nicht weniger als drei Päpste stritten um die Tiara: Benedikt der Neunte, Sylvester der Dritte und Gregor der Sechste. Die Römer hatten Benedikt den Neunten, um seines schlechten Wandels willen, von neuem aus Rom vertrieben. An seiner Stelle war Sylvester der Dritte zum Papst gewählt worden. Schon hatte dieser 3 Monate lang regiert, als es dem entschlossenen Benedikt gelang, sich mit Gewalt wieder einzusetzen; nur daß er, unmittelbar darauf, die Entdeckung machte, er werde sich nicht behaupten können. Um nun nicht ohne Vortheil auszuscheiden, verkaufte er die Tiara an den Archipresbyter Johann Gratianus, der, nach seiner Thronbesteigung, sich Gregor den Sechsten nennen ließ. Der Streit war also, von jetzt an, zwischen Gregor und Sylvester. Auf volle Rechtmäßigkeit konnte keiner von beiden Anspruch machen, am wenigsten Gregor. Das Einzige, was für diesen sprach, war seine Gelehrsamkeit, womit er einen nicht geringen Grad von Rechtschaffenheit verband. Da nun beides für die Beruhigung der Welt nicht hinreichte, so mußte es einen Schiedsrichter in einer so schwierigen Sache geben; und wer hätte dies wol anders seyn können, als der Nachfolger des Königs von Italien? Für Heinrich den Dritten mußte diese Veranlassung, Autorität zu üben, um so erwünschter seyn, da er dadurch Gelegenheit erhielt, seine Oberherrlichkeit in Italien zu befestigen. Er war etwa acht und zwanzig Jahre alt, als er sich nach Italien begab. Um vorläufig zu vernehmen, was mit den drei Päpsten zu

machen sey, versammelte er eine Synode von Erzbischöfen und Bischöfen zu Pavia. Der Ausspruch dieser Synode ist unbekannt geblieben; und darüber muß man sich nicht wundern, wenn man weiß, daß das einzige Kriterion der päpstlichen Rechtmäßigkeit in diesen Zeiten — die Wahl des römischen Volks — verloren gegangen war durch die Einmischung der Kaiser. Das Wohlwollen des deutschen Königs zu gewinnen, reisete Gregor der Sechste ihm entgegen. Heinrich empfing ihn zwar mit Freundlichkeit; doch wollte er ihn nicht als den rechtmäßigen Papst anerkennen. Eine zweite Versammlung von Bischöfen, nach Sutri berufen, entschied den Streit der Päpste so, daß alle für eingedrungen, folglich für unrechtmäßig erklärt wurden. Alle drei wurden demnach abgesetzt, und an ihre Stelle wählte die Versammlung, unstreitig auf Heinrich's Empfehlung, den Bischof Suidger von Bamberg, welcher, nach seiner Thronbesteigung, sich Clemens den Zweiten nennen ließ. Sylvester schied, wie es scheint, nicht ungern aus. Gregor wurde nach Deutschland versetzt. Benedikt, dem man in seinen Burgen nicht beikommen konnte, blieb in Italien zurück.

Giebt es Augenblicke, die eine verhängnißvolle Zukunft in sich schließen, so ist vor allen derjenige dahin zu rechnen, wo Heinrich III. Gregor dem Sechsten verwarf, um an seine Stelle einen deutschen Bischof auf den päpstlichen Stuhl zu bringen. Es ist nicht schwer, den Hauptgedanken Heinrich's bei diesem Verfahren zu erkennen; denn was hätte er wohl anders bezwecken können, als sich durch seine Wahl die Ergebenheit des Oberhauptes der Kirche zu sichern? Indeß war der Erfolg hierdurch sehr wenig

verbürgt. Eigentlich konnte die Rechtmäßigkeit des Papstes einem deutschen Könige nur wenig verschlagen, wenn der Papst im Uebrigen ein brauchbares Werkzeug war; ja, je mehr die Idee der Unrechtmäßigkeit in Beziehung auf den Inhaber des römischen Stuhles vorwaltete, desto mehr war dieser genöthigt, seinen Schutz in der Gewalt des Königs zu suchen, d. h. seine Abhängigkeit von demselben anzuerkennen, worauf es, nach dem von Otto dem Ersten eingeführten Systeme, doch lediglich ankam. Heinrich beging also einen großen politischen Fehler, als er den Bischof von Bamberg auf den päpstlichen Stuhl brachte. Er beging jedoch durch die Versetzung Gregor's des Sechsten nach Deutschland einen zweiten, wiewol die Folgen des letzteren sich weniger berechnen ließen, und eigentlich darin gegründet waren, daß der Diakonus Hildebrand, der Sohn eines Zimmermanns zu Siena, (wie es scheint) aus reiner Anhänglichkeit an der Person des ausgestoßenen Gregor, diesen nach Deutschland begleitete. Ausgezeichnet durch seine Talente, noch ausgezeichneter durch seine Leidenschafe für die Hierarchie und durch die Kraft seines Willens, entschied über die nachfolgenden Begebenheiten der Diakonus Hildebrand; und nichts setzte ihn dazu noch mehr in Stand, als die genauere Bekanntschaft mit den Angelegenheiten Deutschlands, dessen politisches System, weil es ohne Festigkeit war, nur allzu leicht zur Ausführung der verwegensten Entwürfe gemisbraucht werden konnte. Es zeigte sich also auch in diesem Falle, daß, wenn alles gehörig vorbereitet ist, die Mittel, welche abwenden sollen, immer nur befördern und beschleunigen.

Sobald Heinrich der Dritte durch den neu gewählten

Papst zum Kaiser gekrönt war, traf er Anstalten zur Rückkehr nach Deutschland. Ehe er Rom verließ, erneuerte diese Stadt das Versprechen, „ohne die Einwilligung des Kaisers keinen neuen Papst zu wählen." Kaum aber war Heinrich über die Alpen zurück gegangen, als Benedikt der Neunte aus seinem Schlupfwinkel hervorbrach, Rom besetzte und Clemens den Zweiten durch Gift hinrichtete. Das Gelingen dieses Bubenstücks zeigte nur allzu deutlich, wie widerwärtig deutsche Bischöfe der römischen Klerisei waren; denn ohne den Beistand anderer Priester konnte Clemens schwerlich so schnell durch Benedikt verdrängt werden. Inzwischen war die Furcht der Römer vor dem Zorn des Kaisers (dessen Strenge gegen Italien einen starken Eindruck zurückgelassen hatte) groß genug, um sie von aller Theilnahme an Benedikt's Verbrechen zurück zu halten. Sie baten also um einen neuen Papst, und erhielten denselben in Poppo von Brixen, welcher, nach seiner Thronbesteigung, sich Damasus den Zweiten nennen ließ. Seine Regierung dauerte aber nur drei und zwanzig Tage; und was auch sein Leben abgekürzt haben mochte, so zeigte sich nach seinem Tode der Widerwillen der Römer gegen die Deutschen darin, daß sie, um den Vorwürfen des Kaisers zu entgehen, dem Erzbischofe von Lyon die päpstliche Würde antrugen. Erst als dieser sich ihnen versagte, bequemten sie sich zu Annahme des Bischofs Bruno von Toul, eines nahen Verwandten des Kaisers, der in den Unterhandlungen Konrad's mit den Normannen Apuliens eine Rolle gespielt hatte. Durch Leo den Neunten (denn diese Benennung nahm Bruno von Toul nach seiner Thronbesteigung an) wurde der erste feste Grund zu dem Verhältniß

gelegt, worin die Päpste zu den normannischen Abenteurer Unter-Italiens traten, um eine feste Stellung gegen Deutschlands Könige zu gewinnen; und obgleich in den Absichten des Papstes vielleicht nichts weniger lag, als eine wirksame Opposition gegen die weltliche Macht, so zeigte sich doch auch hierin, wie wenig die Begebenheiten von den Menschen abhangen, und wie sehr auch die Päpste, mit allen Ansprüchen auf höhere Einsicht und Untrieglichkeit, dem Laufe derselben gefolgt sind.

Wir verlassen Italien, um zu zeigen, wie eine willkürliche Handlung Heinrich's des Dritten in Deutschland den Grund zu der Umkehr legte, welche die gesellschaftliche Stellung seiner Nachfolger veränderte, indem sie die Trennung der geistlichen Macht von der weltlichen näher rückte.

An eine strenge Befolgung angenommener Grundsätze war in diesen Zeiten auch deshalb nicht zu denken, weil das, was man Grundsatz nannte, immer nur das Werk besonderer Umstände war. Um seinen Endzweck in Beziehung auf das Königreich Burgund zu erreichen und den Grafen Otto von Champagne in seinen Ansprüchen auf dies Königreich zu zügeln, hatte Konrad der Salier den Herzog Gottfried von Lothringen vergrößert. Dieser Gottfried war ein tapferer Mann; aber als Herzog kam er wenig in Betracht, weil Nieder-Lothringen durch viele Vergabungen und durch Verleihungen von Gerichtsbarkeiten an die Bisthümer bis zur Ohnmacht geschwächt war. Das Einzige, was dem Herzoge aufhelfen konnte, war die Verbindung Ober-Lothringens mit seinem Herzogthume; und diese Verbindung erfolgte durch die Gnade Konrad's des Zweiten, d. h. durch das Bedürfniß dieses Kaisers,

einem mächtigen Nebenbuhler, wie Otto von Champagne war, einen kräftigen Vasallen in den Rücken zu setzen. Dies geschah im Jahre 1033. Allein von diesem Augenblick an betrachtete sich Gottfried als den erblichen Souverän beider Herzogthümer, um nicht zurück zu stehen hinter den französischen Herzogen und Grafen; und wie es scheint, hatte Konrad der Zweite nichts dagegen einzuwenden. Nach dem Tode dieses Kaisers wollte Gottfried sein Domän unter seine Söhne theilen, und zwar so, daß der eine Ober-, der andere Nieder-Lothringen erhalten sollte; denn die Zeit war noch nicht gekommen, wo man die Souveränetät, oder was ihr nahe kam, von gemeinem Erbgut verschieden gedacht hätte. Dagegen protestirte Heinrich der Dritte — wahrscheinlich aus keinem andern Grunde, als weil er einsah, daß ein König von Deutschland, um seine Bestimmung zu erfüllen, eine eben so freie Verfügung über die Herzogthümer, wie über die Bisthümer, behalten müsse. Heinrich hatte nichts dagegen einzuwenden, daß Gottfried's ältester Sohn in dem Besitz Nieder-Lothringens blieb; doch Ober-Lothringen sollte an ihn zurückfallen, damit er darüber nach Gutdünken verfügen könnte. Als daher der alte Gottfried gestorben war, säumte er nicht, dies Herzogthum dem Sohne des Grafen von Elsas zu geben, welcher Albert von Longwy genannt wurde. Hierüber aufgebracht, vereinigte sich Gottfried's ältester Sohn, ebenfalls Gottfried genannt, mit niederländischen und französischen Grafen, besetzte das Mosellainische Herzogthum, und forderte dadurch den Kaiser heraus, der so eben aus Italien zurückgekommen war. Heinrich konnte und durfte diese Herausforderung nicht ablehnen. Der Krieg selbst war von keiner

Dauer: der junge Herzog wurde gedemüthigt und seine Bundesgenossen selbst in ihren Sümpfen aufgesucht und bestraft.

Doch auch der Frieden war von keiner Dauer. Racheschnaubend, weil der Kaiser ihn genöthigt hatte, die Grafenrechte im Gebiete von Verdun an den Bischof dieser Stadt abzutreten, benutzte Gottfried eine Niederlage, welche Heinrich (1047) im Kampfe mit dem Grafen Theodorich von Flandern gelitten hatte, um den Bischof von Verdun anzugreifen, dessen Wohnsitz er in einem Aschenhaufen verwandelte. Hiermit noch nicht zufrieden, überfiel er den Grafen Albert von Ober-Lothringen auf seiner Rückkehr von Flandern, und erschlug ihn. Heinrich, der hierbei nicht gleichgültig bleiben konnte, ernannte den Grafen Gerhard von Elsas an des Erschlagenen Stelle zum Herzog von Lothringen, und bot die Bisthümer zum Beistand auf. Der Krieg mit dem Grafen von Flandern wurde selbst im Winter fortgesetzt, und da dieser Graf den 14. Januar 1049 in einem Treffen erschlagen wurde, so war diese große Fehde als beendigt zu betrachten. Für Gottfried gab es, von jetzt an, in Nieder-Lothringen keinen Wohnsitz mehr: er mußte fliehen, sobald der Kaiser dies Herzogthum eingezogen hatte.

So seltsam aber wirkte der Geist dieser Zeiten, daß Gottfried, um sich mit Erfolg zu retten, nach Italien entwich. Wer möchte nicht glauben, die römische Geistlichkeit habe einen Fürsten, der den Bischofsitz von Verdun eingeäschert hatte, mit Abscheu von sich gestoßen? Nichts war weniger der Fall. Was auch seine Handlung in jeder andern Beziehung werth seyn mochte — in Beziehung auf

den Kaiser trug sie den Stempel des Verdienstes, weil Empörung gegen die höchste weltliche Autorität für Tugend galt. So geschah es denn, daß die römische Geistlichkeit sich Gottfried's eifrigst annahm, und nicht eher ruhete, als bis sie ihn mit Beatrix von Tuscien, der reichsten Erbin dieses Landes, vermählt hatte. Nichts bezweckte sie hierbei noch mehr, als den römischen Stuhl aus seiner Abhängigkeit von dem Willen des Kaisers zu befreien. Zum Theil war diese Aufgabe durch den Vertrag gelöset, den Leo der Neunte mit Robert Guiskard, Fürsten der Normannen Unter-Italiens, abgeschlossen hatte. Um nun den Papst auch von vorn zu panzern, gab es schwerlich ein wirksameres Mittel, als in Tuscien einen Fürsten aufzustellen, von welchem sich annehmen ließ, daß er ein Feind des Kaisers seyn und bleiben werde. Heinrich, um diese Zeit von Ungarn und von Flandern gleich sehr angezogen, und bald auf dem Marsche nach dem gegenwärtigen Oesterreich, bald auf dem nach den gegenwärtigen Niederlanden, mußte für den gegenwärtigen Augenblick geschehen lassen, was er nicht verhindern konnte; und ob ihm gleich die Politik des römischen Hofes als höchst gefährlich für seine Autorität einleuchtete, so hielt er doch an sich, um nichts zu verschlimmern, und begnügte sich damit, Robert Guiskard zu begünstigen, in welchem er, wo nicht einen Freund und Bundesgenossen, doch wenigstens einen flauen Gegner zu erhalten wünschte.

Von den gesellschaftlichen Erscheinungen dieser Zeit begreift man aber nur dann etwas, wenn man die Benediktiner-Klöster ein weniger schärfer ins Auge faßt.

Während die übrige Welt in Aufruhr war, herrschte

in diesen Klöstern Ruhe und Ordnung; und während die Könige und Fürsten, die Päpste, Erzbischöfe und Bischöfe vor lauter Bewegung nicht zum Nachdenken weder über sich selbst, noch über die ihrer Verwaltung anvertrauten Dinge gelangen konnten, betrachteten die Benediktiner Italiens, Frankreichs und Deutschland, im engsten Bunde mit einander, die Erscheinungen um sich her mit einer Ruhe, die sie berechtigte, neue Richtungen zu ertheilen. Sie waren die Jesuiten ihrer Zeit, nur daß sie mit keinem Protestantismus, noch weniger aber mit einer Naturphilosophie zu kämpfen hatten. Keine Periode war ihnen nützlicher geworden, als die des zehnten Jahrhunderts, wo der Wahn von der Nähe des Weltgerichts unzählige Menschen bestimmt hatte, ihre Güter an Kirchen und Klöster zu verschenken, und diesen als Leibeigene in der Erwartung zu dienen, daß sie durch diese Selbstvernichtung einen gelinderen Richterspruch erwerben würden. Mönche also, welche bis dahin ihren Unterhalt durch körperliche Anstrengungen aller Art hatten erkaufen müssen, waren durch diesen Wahn in den Herrenstand erhoben worden, und lebten in einer Gemächlichkeit, welche ihnen gestattete, ihre Geisteskraft höheren Gegenständen zuzuwenden. Hauptsächlich baueten sie das unermeßliche Feld der Gelehrsamkeit an; und die schriftlichen Denkmähler des elften Jahrhunderts beweisen, daß sie dies mit Erfolg thaten: denn aus den Werken, welche aus dieser Zeit auf uns gekommen sind, spricht ein sehr klares Denken, und die altrömische Sprache, worin sie schrieben, erhob sich noch einmal zu einer Reinheit und Zierlichkeit, die man nur bewundern kann. Sie dachten aber zugleich darauf, wie sie Vortheile, die

ein

ein günstiges Geschick ihnen zugewendet hatte, sichern und vermehren wollten; und viel zu sehr in die Wirklichkeit verflochten, als daß sie bei bloßen Spekulationen hätten stehen bleiben können, bildeten sie sich zu den feinsten Politikern aus, die man in diesen Zeiten antreffen konnte. Nichts war ihnen gleichgültig; und da sie mit der weltlichen Macht in einem Verhältnisse standen, von welchem sich wenig Gutes für sie erwarten ließ: so sannen sie unablässig darauf, wie sie das Ansehn des Priesterthums, und folglich auch die Autorität des Oberhaupts der Kirche, vermehren und befestigen wollten. Unter sich selbst im Bunde, wirkten sie, von den verschiedensten Punkten aus, zu Einem und demselben Zweck; der Erfolg ihres Wirkens aber war um so unausbleiblicher, je mehr er von Seiten der großen Menge durch eine schwärmerische Gemüthsstimmung unterstützt wurde, welche der durch die Zeit selbst zerstörte Wahn des abgewichenen Jahrhunderts zurückgelassen hatte.

Unter den Benediktiner-Klöstern des westlichen Europas zeichnete sich aber keins noch mehr aus, als das zu Clugny in Frankreich. Was von der Sittenstrenge desselben gerühmt wird, mag auf sich beruhen, da die vortheilhafte Lage dieses Klosters dazu keine Aufforderungen in sich schloß und man über diesen Punkt ungläubig zu seyn berechtigt ist. Genug, das Benediktiner-Kloster zu Clugny war ein Sammelplatz der auserlesensten Geister, die sich hier um so leichter entwickelten, weil die Aufnahme der Mitglieder von dem Gutbefinden kluger Aebte abhing, die nur dadurch gelten konnten, daß sie Talente aller Art begünstigten. Da man nirgends angenehmer lebte, als zu

Clugny, so begab sich auch Gregor der Sechste von Deutschland aus dahin, begleitet von seinem treuen Gefährten, dem Diakonus Hildebrand. Man denke sich nun den Austausch von Gedanken und Entwürfen, welche die Versetzung eines Papstes und seines Freundes in den Verein dieser eben so geistreichen als ehrgeizigen Mönche ganz unstreitig nach sich zog! Hier mußte einem so thätigen Kopf, wie Hildebrand war, alles klar werden, was ihn bisher beschäftigt hatte; hier mußte er mit den haltbarsten Grundsätzen für die Befestigung der Hierarchie alle die Mittel kennen lernen, von welchen er in der Folge einen so großartigen Gebrauch machte....

Da der Einfluß der Benediktiner von Clugny sehr weit reichte: so darf man annehmen, daß die Wahl Bruno's, Bischofs von Toul, zum römischen Bischofssitze vorzüglich ihr Werk war. Mislingen konnte diese Intrigue um so weniger, da Bruno ein naher Verwandter Heinrich's des Dritten war, und dessen Vertrauen in einem hohen Grade genoß. Sobald nun Bruno's Wahl entschieden war, schloß Hildebrand sich an ihn an, um auf einem so schlüpferichen Boden, wie Rom für einen ausländischen Priester war, sein Führer und Rathgeber zu seyn. Beide aber waren kaum in Rom angelangt, als Bruno erklärte: „die Wahl des Klerus und des Volks gehe der Anordnung des Kaisers vor, und wenn seine Wahl nicht einhällig geschehe, so wolle er fröhlichen Gemüths in sein Vaterland zurückkehren.", Dies war der erste bedeutende Schritt zur Sonderung der geistlichen und der weltlichen Macht, d. h. zur Auflösung des von Otto dem Ersten eingeführten politischen Systems, nach welchem

das Priesterthum, seiner wahren Bestimmung ganz entgegen, dem Königthume dienen sollte. Nicht lange darauf folgte der Vertrag, den Bruno, als Leo der Neunte, unter Hildebrand's Leitung, mit den Normannen Unter-Italiens schloß; und eben so die Vermählung Gottfried's mit Beatrix von Tuscien : beides als Maßregeln, wodurch Hildebrand die Unabhängigkeit der geistlichen Macht beschützen wollte. Den Kaiser zu täuschen und Zeit für seine werdende Schöpfung zu gewinnen, schlug Hildebrand, nach Leo's des Neunten Tode, den Bischof Gebhard von Eichstadt vor; und wiewol der Kaiser diesen Vorschlag misbilligte, so wußte der gewandte Diakonus dennoch seinen Zweck zu erreichen, sogar im Widerspruch des Konziliums, welches Heinrich der Dritte zu Mainz angeordnet hatte. Gebhard von Eichstadt nahm, nach seiner Thronbesteigung, den Namen Viktor den Zweiten an; diese Thronbesteigung aber erfolgte nicht eher, als bis Klerus und Volk dieselbe genehmigt hatten, und daraus folgte denn ganz von selbst, „daß die Anstellung des Kaisers nichts mehr und nichts weniger, als eine hergebrachte Form, die Bestätigung des Klerus und des Volks aber das Wesentliche, folglich die Unabhängigkeit des Papstes von dem Kaiser eine ausgemachte Sache sey."

Otto des Ersten System war auf diese Weise über den Haufen geworfen; die Rolle aber, welche Gottfried von Nieder-Lothringen, nach seiner Vermählung mit Beatrix, im mittleren Italien zu spielen angefangen hatte, konnte für Heinrich den Dritten nicht anders als beunruhigend seyn: denn von dem Erfolge, womit dieser Herzog sich in Tuscien festsetzte, hing die Gewalt des Kaisers über

Rom, und folglich das ganze Ansehn ab, das er über seine Ministerialen, unter welchen die Bischöfe die Hauptpersonen waren, ausübte. Dies durchschauend, entschloß sich Heinrich, sobald er seinen einzigen Sohn 1055 zu Aachen durch Herrmann von Köln die Königsweihe hatte geben lassen, zu einem neuen Feldzug nach Italien, der keinen andern Zweck hatte, als Gottfried's Macht in ihrem Entstehen zu brechen.

Da Gottfried sich noch nicht vertheidigen konnte: so mußte er seine Zuflucht zur Verstellung nehmen. Er suchte den Kaiser durch seine Gemahlin zu gewinnen; als dieser aber unerschüttert blieb und sogar die Herzogin mit den bittersten Vorwürfen wegen ihrer zweiten Vermählung*) überschüttete: da verließ Gottfried Italien und ging nach Deutschland zurück, um, in Verbindung mit dem Grafen Balduin von Flandern, neue Unruhen zu erregen, welche den Kaiser zu einer schleunigen Rückkehr über die Alpen nöthigen sollten. Heinrich folgte diesem Zuge; mit Beatrix an seiner Seite kam er nach Deutschland zurück. Doch seine Gesundheit war tief erschüttert. Wir sehen ihn um Weihnachten des Jahres 1056 seinen sechsjährigen Sohn Heinrich mit Bertha, der Tochter des Markgrafen Otto von Susa, verloben, dann das Osterfest zu Paderborn begehen, dann, nach einem kurzen Aufenthalte in Goslar, an der Grenzscheide Frankreichs und Deutschlands, eine Zusammenkunft mit Heinrich dem Ersten, König von Frankreich, haben, gegen Ende des Jahres den Papst nach Goslar berufen, um ihm die Vormundschaft für den

*) Sie war die Wittwe des Grafen Bonifacius.

jungen König zu übertragen, und unmittelbar darauf — sterben.

Heinrich der Dritte hatte erst ein Alter von 36 Jahren zurückgelegt, als seine Lebenskraft sich erschöpfte: ein auffallender Beweis von den Anstrengungen, welche da eintreten, wo die Persönlichkeit des Regenten von keinem Organismus der Regierung unterstützt ist. Die Minderjährigkeit seines Sohnes mußte, der Natur der Sache nach, das von Otto dem Ersten eingeführte System auf eine entscheidende Probe bringen; denn nichts war durch diese Minderjährigkeit noch mehr begünstigt, als das Streben der Geistlichkeit nach Freiheit, d. h. nach Unabhängigkeit von der weltlichen Macht. Diese würde, nachdem so viel vorbereitet war, erfolgt seyn, wenn Viktor der Zweite auch nicht der Vormund des jungen Königs der Deutschen gewesen wäre; doch ist nicht zu leugnen, daß durch diesen Umstand alles erleichtert wurde. Von welcher Art die Umwälzung war, welche nun eintrat, und wie diese Umwälzung auf die slavischen Völker zurück wirkte: dies werden wir im nächsten Kapitel sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Von dem Anleihe-System
in Vergleich
mit dem Besteuerungs-System.

(Fortsetzung.)

Jene Operation, welche darin besteht, daß man den Staatsgläubigern die von ihnen dargeliehenen Kapitalien zurückzahlt, indem man diese von den Steuerpflichtigen einzieht, ist demnach nicht nur ohne reellen Nutzen, sondern sie bewirkt auch, daß Menschen, welche durch ihre Arbeit den öffentlichen Reichthum vermehren könnten, sich Beschäftigungen hingeben müssen, die durchaus unproduktiv sind und wodurch die Produzenten belästigt werden.

Ohne Zweifel ist die Idee der Schuldentilgung, d. h. das Versprechen, den Staatsgläubigern ein von ihnen dargeliehenes Kapital durch Annuitäten zurück zu zahlen, der Feststellung des öffentlichen Kredits günstig gewesen: allein, es leuchtet ein, daß eine strengere Erforschung der reellen Lage des Gläubigers und des Schuldners, in ihrer gegenseitigen Beziehung auf einander, die Bedingung der Zurückzahlung, hinsichtlich des materiellen Vortheils der Masse, als eine bloße Täuschung erscheinen lassen muß. Der Gläubiger ist ein Theil des Publikums; der Schuldner ist es nicht minder; das Darlehn, das der eine Theil dem andern gewährt, verändert auf keine Weise die Quantität der Kapitalien, welche die Gesellschaft im Ganzen besitzt; das wichtigste Ergebniß — das, was man sich immer als

Zweck denken muß — ist, daß die Kapitalien sich immer in den Händen derer befinden sollen, die sie am besten anzulegen verstehen; diese Bedingung nun wird durch die Anleihe erfüllt, weil diese sich immer gegen die Kapitalien wendet, welche den geringsten Gewinn abwerfen, d. h. gegen die, welche den Müssigen angehören.

Wenn die Anleihe abgeschlossen ist, so müssen die ausgefertigten Obligationen sich leicht umsetzen lassen, damit jeder Kapitalist, wenn er sich mit irgend einem Betriebsamkeitszweige beschäftigen will, ohne große Beschwerde einen Betriebsamen, der sich auszuruhen gedenkt, in seine Rechte eintreten lassen kann. Diese individuelle Zurückzahlung ist jedoch die einzige, die man als nützlich zulassen kann; sie genügt den Bedürfnissen der Gesellschaft, weil sie immer dahin strebt, den Kapitalien die am meisten produktive Anwendung zu geben. Doch, selbst diese Fähigkeit ist illusorisch, weil sie niemals die Massen trifft. Wären alle Rentiers Verkäufer, so würden sie keine Käufer finden.

Ist es uns gelungen, darzuthun, daß die Schuldentilgung, oder die Bedingung einer Rückzahlung, etwas Unnützes ist, wenn es sich um eine von dem Staate kontrahirte Schuld handelt: so wird man ohne Mühe einsehen, daß dasselbe Raisonnement anwendbar ist, wenn die Schuld das Ergebniß ordentlicher, und wenn sie das Ergebniß außerordentlicher Ausgaben seyn sollte. Mit einem Wort: das Raisonnement muß für beide Fälle gleiche Gültigkeit haben. Die Regierung kostet viel oder wenig; allein sie kostet in beiden Fällen: man bezahlt den Dienst, den sie leistet, und dieser Dienst besteht, wie wir bereits bemerkt

haben, darin, daß sie die Arbeiter vor inneren Unruhen und äußeren Angriffen bewahrt. Wozu der Unterschied zwischen ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben? Er wird gemacht, weil man bis jetzt die erstern durch die Steuern und die letztern durch Anleihen bezahlt; wollte man aber sagen, das, was bisher ordentliche Ausgabe genannt worden ist, müssen immer durch die Steuern gedeckt werden, so würde das nichts weiter heißen, als ein Ding müsse ewig bleiben, was es heute ist: eine Art von Beweis, welche nicht ausreicht.

Warum borgt man, wenn für außerordentliche Ausgaben geborgt werden darf, nicht auch für ordentliche? Die Antwort ist: „weil man keine Darleiher finden würde." Erwiedert man uns, „daß man die Versicherung haben müsse, der Anleiher werde das Kapital zurück geben und den Zins bezahlen:" so haben wir bereits dargethan, daß es hinreicht, wenn der Anleihe-Coupon leicht umzusetzen ist, obgleich selbst diese Bedingung, wie wichtig sie auch für Individuen seyn möge, keine Realität für die Massen darbietet. Allein der Zins! Wie könnte man zugeben, daß der Zins mit neuen Anleihen fortgesetzt zu bezahlen sey?

Wir haben bereits gesagt: wenn ein angeliehenes Kapital zu einer bleibenden Schuld konstituirt werden kann, so kann auch der Zins für diese Schuld ohne die Bedingung einer Rückzahlung angeliehen werden; denn auch er ist ein Kapital: 3000 Fr. sind eben sowol ein Kapital, als 100,000.

Wollte man dies Prinzip in Anwendung bringen, so würde sich die Anleihe jedes Jahr zu der Summe erheben, welche zur Unterhaltung der Regierung erforderlich ist, doch

vermehrt durch den Zins aller vorhergegangenen Anleihen. Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, wie beträchtlich diese Summe z. B. am Schlusse eines Jahrhunderts seyn würde, angenommen, die jährliche Ausgabe betrüge einen Milliard und der Zins würde zu 4 v. H. berechnet.

Dieser schleunige Anwuchs von Kredit-Ansprüchen verdient einige Erläuterungen.

Wir haben in einem anderen Artikel dieser Zeitschrift bereits bemerkt, daß das Grundeigenthum täglich dahin strebt, je mehr und mehr beweglich zu werden; die Versuche mit hypothekarischen Kassen, die sich trotz den Hindernissen, welche die Gesetzgebung hinsichtlich des unbeweglichen Eigenthums darbietet, sind ein augenfälliger Beweis davon; außerdem erlaubt die Entstehung von Gesellschaften, in welchen das Kapital durch Aktien repräsentirt wird, durchaus nicht, daß man dies Bedürfniß moderner Völker in Zweifel ziehe. Männer, welche in der Wissenschaft der Staatswirthschaft bewandert sind, haben ganz gewiß die Ueberzeugung, daß Notariats-Pergamente, welche das Eigenthum konstatiren, dadurch, daß sie in umsetzbare Aktien verwandelt werden, den Reichthum des Landes nicht um ein Atom vermehren. Sämmtliche Eigenthümer könnten ihre Ansprüche schneller unter sich austauschen; dies würde der einzige Vortheil seyn, der daraus entspränge. Nun würde zwar die Masse der leicht umsetzbaren Ansprüche vermehrt werden; allein das Eigenthum, worauf diese Ansprüche Rechte verleihen würden, hätte deshalb seine Natur nicht verändert.

Die alten Ideen über Numerär, über Umlauf und über Werthe können glauben machen, daß die Reich-

thümer sich vermehrt habe, weil mehr Papier in den Brieftaschen seyn würde. Dies ist freilich ein Irrthum; doch darf er uns nicht abhalten, den Vortheil, den man von dieser Vervollkommung in den Kreditmitteln ziehen würde, nach seinem Umfang zu erkennen. Befreit von den Hemmnissen, welche das Eigenthum in den müssigen Familien unbeweglich zu machen streben, würde dies Eigenthum umlaufen, und folglich sich theilen, oder sich, je nach den Bedürfnissen der besseren Bewirthschaftung, ausdehnen. Dies ist der reelle Vortheil, den die Schöpfung von leicht umsetzbaren Eigenthums-Ansprüchen gewährt. Nehmen wir einen Augenblick an, alles einzelne Eigenthum würde so durch Aktien repräsentirt, welche Recht ertheilten auf einen Theil der durch die Kultur dieser Grundstücke errungenen Produkte: die Zahl der Aktien würde beträchtlich seyn; sie würde täglich zunehmen — denn die Reichthümer des menschlichen Geschlechts nehmen beständig zu —; gleichwol aber würde sich niemand über diesen fortschrittlichen Zuwachs von zinstragenden Ansprüche wundern, niemand darin eine Ursache des Untergangs und der Verarmung warnehmen.

Man muß bereits gewahr werden, daß die Quantität der Renten-Ansprüche auf den Staat kein Beweis von Elend ist; denn es ist gar nicht schwer, den gegenwärtigen Reichthum verschuldeter Völker mit demjenigen zu vergleichen, den sie ehemals besaßen: sie sind alle viel reicher, als sie es in jenem Zustande waren, wo sie keine Schulden hatten.... Indeß würde diese Induktion doch nicht hinreichen, um zu beweisen, daß die Steuern ohne allen Nachtheil oder sogar mit Vortheil durch Anleihen ersetzt

werden können. Um zu einer genügenden Demonstration zu gelangen, muß man das Wesen des Anleihe-Anspruchs selbst erforschen.

Jahr aus Jahr ein läßt ein Theil des Volks sich gefallen, daß es die öffentlichen Ausgaben bezahlt, indem er seine Genüsse vermindert. Schon die Oekonomisten haben darauf aufmerksam gemacht, daß die Produzenten, welche die Steuer bezahlen, diese Last als einen von ihnen gemachten Vorschuß betrachten, und daß sie den Preis ihrer Produkte auf eine solche Weise zu bestimmen suchen, daß ihnen nicht bloß ihre Vorschüsse, sondern auch die Zinsen derselben vergütet werden. Mit anderen Worten: die steuerpflichtigen Produzenten betrachten sich als Solche, welche diesen Theil ihres Vermögens den künftigen Verzehrern ihrer Produkte unter der Bedingung vorschießen, daß sie, im Augenblick des Verkaufs, Kapital und Zinsen vergütet zurück erhalten. Der, welcher arbeitet, und der, welcher besitzt, können sehr wohl ein Individuum ausmachen; allein, wenn man diese Individuen nicht in Gedanken in zwei Klassen sondert, ist man immer der Gefahr ausgesetzt, in Sachen der Staatswirthschaft zu irren. Wir haben die Voraussetzung gemacht, daß der Produzent die Steuer vorschieße. Doch nur in seiner Eigenschaft als Besitzer verfügbarer Kapitalien kann er diesen Vorschuß leisten; denn besitzt er nicht, so muß er borgen. Es ist also immer der Besitzende, der den Vorschuß macht. Die Besitzer verfügbarer Kapitalien machen demnach immer den Vorschuß der Steuer. Machen sie ihn für die Betriebsamen, damit diese ihre Beisteuer bezahlen mögen, so schließen sie mit diesen einen Darlehns-Ver-

trag; und wenn sie den Vorschuß direkt für die Regierung machen, und dieser Anleiher ihnen dafür Renten=Ansprüche gewährt, so ist dies von ihrer Seite nicht weniger ein Darlehn, und der Anspruch, den man ihnen giebt, ist für sie vollkommen derselbe, den sie von den Betriebsamen auf den Fall erhalten würden, daß die Letzteren die Steuer allein bezahlen. Wir wiederholen es: die Quantität des verliehenen Anspruchs ist in diesen beiden Fällen nicht dieselbe, weil Produzenten auch sehr oft Besitzer verfügbarer Kapitalien sind, d. h. solcher Kapitalien, die zur Fortsezzung des Betriebs entbehrt werden können; allein, wenn gleich die Ansprüche nicht vorhanden sind, findet gleichwol ein Darlehn in dem Sinne statt, daß Jeder, der die Steuer bezahlt, diese Last als einen Vorschuß betrachtet, von welchem er einen Zins beziehen muß.

Beobachtet man nun, wer diejenigen sind, welche sich in die Klasse von Besitzern verfügbarer Kapitalien gestellt haben, so wird man sehen, daß es diejenigen Individuen sind, welche nicht alles Kapital, das sie besitzen, auf ihre Arbeiten verwenden, d. h. Leute, die sich in der Lage befinden, einen Theil oder auch die Totalität ihrer Reichthümer zu verborgen, und in Beziehung auf diesen Theil der Betriebsamkeits=Materialien, die ihnen gehören, Rentiers oder müssige Eigenthümer zu werden. Die Ausgaben der Regierung werden also immer durch denjenigen Theil der Produkte jährlicher Arbeit bestritten, welcher bestimmt ist, das Daseyn von Menschen zu sichern, die, um der Ruhe zu genießen, die Arbeit aufgegeben haben. Diese mögen der Betriebsamkeit borgen, damit diese die Steuer entrichte, oder sie mögen der Regierung darleihen, um die

Anleihe zu erfüllen; immer ist erforderlich, daß ihre Vorschüsse ihnen ein Einkommen sichern. Ein Grundbesitzer giebt die Bestellung seines Landguts auf; er überläßt dasselbe an einen Pachter. Dieser beginnt damit, daß er einen Theil seines Kapitals auf den Vorschuß der Steuer verwendet. Angenommen nun, in dem Pacht-Kontrakt sey festgestellt worden, daß der Grundbesitzer die Hälfte des Ertrages zu erhalten habe: so wird der Pachter, ehe er, nach beendigter Ernte, eine Theilung vornimmt, damit beginnen, daß er alle seine Auslagen vorwegnimmt — Auslagen, welche den Zins seiner Vorschüsse und folglich den Zins des Kapitals umfassen, das zur Bezahlung der Steuer bestimmt ist. Der Eigenthümer wird also mit seinem Pächter nur das zu theilen haben, was nach dieser Vorwegnahme übrig bleibt. So machen sich die Sachen wirklich, obgleich der Mechanismus dieser Operation bei weitem schwerer zu erkennen ist. Die Steuer ist unter allen Umständen ein wirkliches Darlehn, dessen Zins die Genüsse derjenigen vermindert, welche der Arbeit entsagen, um der Ruhe zu pflegen. In dem von uns angeführten Beispiele haben wir vorausgesetzt, daß der Pachter die Kapitalien, welche nöthig wären, um die Steuer vorzuschießen, wirklich besitze. Ist er aber genöthigt zu borgen, um die Kontribution zu bezahlen, so tritt der von uns vertheidigte Satz in ein noch weit grelleres Licht; denn in diesem Falle führt die Steuer zu einer Anleihe.

Existirt die Anleihe wirklich, wenn die öffentlichen Ausgaben durch die Steuer erhoben werden: so stellt sich das Inconvenienz des zusammengesetzten Zinses und der fortschrittlichen Anhäufung der Renten eben so gut in die-

sem Verfahren da, als in dem der Anleihen; es bleibt folglich nur noch zu untersuchen übrig, ob die jährliche Arbeit die Anleiher in den Stand setzet, die Zinsen gemachter Vorschüsse zu bezahlen. Träte das Entgegengesetzte ein, so würden sie in ihrer Lage nicht aushalten können; sie würden außer Stande seyn, ihre Verbindlichkeiten gegen ihre Darleiher zu erfüllen. Dieser Umstand ist vorhanden, wenn die Ausgaben der Regierung allzu beträchtlich sind, oder wenn der Zins für Darlehne allzu hoch ist. In Fällen dieser Art ist der Bankerot für Staaten eben so unvermeidlich, als für Privatpersonen, wofern nicht eine Herabsetzung der Zinsen erfolgt, die dem arbeitenden Theile der Gesellschaft Erleichterung giebt, während die verkürzten Rentiers genöthigt sind, in die Klasse der Arbeiter zurück zu treten. Trotz dieser unangenehmen Wirkung, läßt sich bemerken, daß die Zahl derer, welche ihre Tage in Ruhe verleben können, sich standhaft vermehrt. In der Kindheit der Gesellschaften war der Mensch genöthigt, so zu sagen bis zur letzten Stunde seines Lebens zu arbeiten, während in den neueren Gesellschaften die Leute weit früher dahin gelangen, die Ruhe zu genießen, welche ihre frühere Arbeit ihnen gewährt. Die gesellschaftlichen Fortschritte müssen nicht nach der Wichtigkeit einiger Müssigen, wohl aber nach der Leichtigkeit beurtheilt werden, womit die Arbeit zum Genuß der Ruhe führt. Der Müssiggang zwanzigjähriger Männer ist das Erbtheil der Feudalität; die ehrenvolle Ruhe solcher Arbeiter, welche ein Alter von sechzig Jahren erreicht haben, ist der Charakter einer gesellschaftlichen Organisation, die auf Betriebsamkeit gegründet ist.

Auf den ersten Anblick gewinnt es den Anschein, als ob der Modus fortschrittlicher Anleihen im Staate eine Klasse konstituiren könnte, welche nach Verlauf von einigen Jahrhunderten ein weit größeres Vermögen besitzen würde, als der ganze Erdball werth ist; auch war dies der Schluß, zu welchem der Doktor Price gelangte durch die Formel, welche ihm bewies, daß ein Pfennig, am Tage der Geburt Christi auf Zinsen angelegt, zu unser Zeit Goldberge von ungeheurer Größe hervorgebracht haben müsse. Dieser Irrthum beruhet darauf, daß man aus der Acht läßt, daß die Fortschritte des Reichthums und die Verbesserungen der Kredit-Mitteln standhaft dahin streben, den Zinsfuß zu vermindern. Das Reduktion-System ist eine nothwendige Folge der Kredit-Prinzipe; und obgleich wir Franzosen im Laufe der Jahre 1824 und 1825 bewiesen haben, daß wir von dieser Wahrheit nicht durchdrungen sind: so muß man sich doch entweder die Folge gefallen lassen, oder der absurden Folgerung des Doktors Price beitreten.*)

Unserer Behauptung zufolge ist das Reduktions-System eine Folge der Kredit-Ideen; auch kennt der Leser bereits die Prinzipien, die uns zu diesem Resultate geführt

*) Wer hat nicht von dem bedeutenden Depot gehört, daß Herr Thelusson der englischen Bank anvertraut hat? und wer erinnert sich nicht des Verfahrens des Doktors Franklin? Diese Depots sind durch den Zins vom Zins standhaft angewachsen. Nun wohl! dehnen wir ihre Fortdauer über das ganze Daseyn des menschlichen Geschlechts aus, so kann man nur zu absurden Folgerungen gelangen, wofern man in dieser Hypothese nicht den Beweis von der erzwungenen Verminderung des Zinsfußes findet; denn diese Depots müßten zuletzt ein Kapital darstellen, das gar nicht zu realisiren wäre.

haben. In Wahrheit, je mehr die Kredit=Beziehungen sich vereinfachen, desto mehr sinkt der Zinsfuß zu dem Werth einer Zahlbarkeits=Prämie herab, welche dem Darleiher, unter der Form von Annuitäten, die wahrscheinliche Dauer der Solidität des Anleihers gewährleistet.

Faßt man dies Prinzip, so wird man ohne Mühe gewahr werden, daß das Anleihe=System, indem es an die Stelle des Steuer=Systems tritt, eine nothwendige Annäherung an die freiwillige Besteuerung ist, welche bei weitem weniger Schwierigkeiten mit sich führt, als man wohl glauben mag; *) denn das Räderwerk der öffentlichen Verwaltung würde alsdann weit einfacher seyn, und die Bedürfnisse der Regierungen sich auf sehr wenig beschränken. Erwägt man, was heut zu Tage die Steuererhebung und die Schuldentilgung kosten, und schneidet man diese bedeutende Summe von dem Budjet ab: so wird man finden, daß die reelle Lasten, welche Frankreich zu tragen hat, wesentlich vermindert seyn würden, vorzüglich, wenn man gleizeitig bedenkt, wie sehr alle diejenigen zu Hülfe kommen würden, welche gegenwärtig ihre ganze Zeit solchen Arbeiten widmen, die man bald als unnütz betrachten wird.

Die Praktiker wehren sich gegen die Theoretiker am häufigsten durch den Gemeinplatz, daß sie sagen: „das sey wohl gut für die Theorie, doch nicht für die Praxis.“ Um

*) Die freiwillige Beisteuer, von welcher hier die Rede ist, würde eine Form annehmen, welche zu erforschen für den Augenblick unnütz ist. Die Regierung würde beim Empfang der für ihren Verbrauch nothwendigen Gegenstände Empfangsscheine ausstellen, die als Papiergeld dienen würden.

Um nun diesem Bannspruch auszuweichen, wollen wir von dem Gesagten die Anwendung auf ein besonderes Beispiel machen.

Die Loterie erhebt von den Unglücklichen ungefähr	20,000,000 Fr.
Die Administrations-Kosten zu 25 pr. C. mögen betragen	5,000,000 —
Das Rein-Produkt ist also	15,000,000 Fr.

Angenommen, die Loterie wäre abgeschafft, so würden jene Unglücklichen diese zwanzig Millionen zu ihrer Verfügung haben, und die entlassenen Loterie-Beamten würden durch ihre Arbeit mindestens fünf Millionen hervorbringen, entweder durch Beschäftigungen mit Wissenschaften und Künsten, oder durch Ergreifung irgend eines Industrie-Zweiges; denn ganz zuverlässig werden sie mit weit größerem Eifer arbeiten, wenn die Gewinne von ihrem Verstande und von ihrem anhaltenden Fleiße abhangen, als sie in den Büreaux arbeiten, wo das Hinaufrücken in höhere Stellen zusammenhangt mit dem Dienstalter, mit Intriguen, mit der und der Meinung, die dem Gegenstande ihrer Arbeit durchaus fremd ist, endlich mit dem Eigensinn, dem Wohlwollen, oder auch dem Hasse der Vorgesetzten. Wir hätten also bisher schöne 25,000,000 Fr. wenigstens, die hervorgebracht werden von den unglücklichen Lottospielern und von den ehemaligen Loterie-Beamten. Allein die Regierung hat für ihre Ausgaben die funfzehn Millionen Reinertrag der Loterie nöthig. Nun wohl, wenn wir voraussetzen, daß sie dieselben anleihet (was keine Er-

hebungskosten, keine zahlreichen Commis, keine verwickelte Administration erfordert): so wird es in der Gesellschaft eine immer neue Arbeit, neue Erzeugnisse gegeben haben, welche früher nicht da waren, welche sich jährlich erneuern und deren Werth mehr als hinreichend seyn wird, um sogar einen hohen Zins für diese funfzehn Millionen zu bezahlen. Allerdings wird man den unteren Klassen der Gesellschaft einen Genuß entzogen haben; aber war denn dieser Genuß nicht verderblich, und ist an die Stelle des Lotto-Spiels nicht eine andere Richtung der Ausgaben für diese Klasse getreten? Selbst also, wenn man sie durch die Gewalt, durch die Besteuerung, nöthigen sollte, den Zins von funfzehn Millionen Anleihe zu bezahlen, würde man ihr Loos moralisch und physisch verbessert haben, sofern sie früher zwanzig Millionen zu bezahlen hatten.

Untersucht man die Hypothese, bei welcher wir stehen geblieben sind, mit Aufmerksamkeit, so wird man sehen, daß sie auf dem Gedanken ruht: daß die Arbeit der mit der Steuerhebung beschäftigten Individuen, wenn sie auf auf einen nützlicheren Gegenstand gerichtet wäre, weit mehr hervorbringen würde, als nöthig ist, um den Zins der Anleihen zu bezahlen, die an die Stelle der Steuern treten. Und um diesen Gedanken auf die Totalität der Lasten eines Landes anzuwenden, könnte man Folgendes als Prinzip aufstellen: „So oft die Erhebungskosten beträchtlicher sind, als der Zins für die der Regierung nöthigen Summen, ist es vortheilhaft, das Steuer-System durch das Anleihe-System zu ersetzen, weil durch das letztere, indem es, so zu sagen, gar keine Erhebungskosten verur-

facht, alle diejenigen, welche früher mit der Steuerhebung beschäftigt waren, der Arbeit zurückgegeben werden."

Die sittlichen Vortheile, welche aus dieser Veränderung entspringen, sind unermeßlich, theils vermöge der Art und Weise, womit man auf die besteuerten Klassen einwirkt, welche nun nicht länger ihre Zuflucht zum Betruge nehmen werden, theils vermöge der neuen Richtung, die den mit der öffentlichen Gewalt bekleideten Beamten gegeben wird, sofern diese nun nicht länger veranlaßt sind, ihre Mitbürger zu Beiträgen zu zwingen, und sofern sie selbst in die Klasse der Arbeiter zurückzutreten und den Reichthum des Volks vermehren, für welches sie bisher eine schwere Bürde waren.

Als Sully alle Hülfsquellen der Finanz-Theorie seiner Zeit in Anspruch nahm, um 1,200,000 Livres anzuleihen, würde er ganz unstreitig sehr wenig Vertrauen zu dem Verstande desjenigen gefaßt haben, der ihm gesagt hätte, daß, nach zwei Jahrhunderten, Frankreich, ermüdet von verhängnißvollen Kriegen und belastet mit einem Budget von einem Milliard zur Bestreitung seiner gewöhnlichen Ausgaben, ohne Beschwerde 700 Millionen anleihen werde, um sein Lösegeld zu bezahlen. Wir machen diese Bemerkung nur, um den Leser zu bewegen, daß er Mistrauen setze in die Raschheit, womit man geneigt ist zu glauben, daß gewisse Schwierigkeiten immer unübersteiglich bleiben werden, weil sie über den Kreis hinausgehen, den unsere Erfahrung und Einsicht in der Regel beschreiben. Wir würden uns im Uebrigen falsch ausgedrückt haben, oder man würde über unsere auseinander gelegten Prinzi-

pien ein sehr falsches Urtheil fällen, wenn man bemerken wollte, wir selbst betrachteten unsere Ideen über Anleihen und über Papiergeld als etwas, das schon jetzt angewendet werden könnte. Wir sind vielmehr der Meinung, daß diese Ideen zuvörderst die Steuererhebung, so wie diese von den Finanzmännern der gegenwärtigen Zeit verstanden und betrieben wird, modifiziren, und sodann, in dem materiellen Verhältniß der Regierer zu den Regierten, die Anwendung der Gewalt durch einen Akt des Vertrauens ersetzen sollen.

Von der Feudalität wurden die Steuern als ein Recht des Herrn und als eine Pflicht des Leibeigenen betrachtet; allein der Wille des Herrn bestimmte allein die Quotität des Rechts und die der Pflicht. Heut zu Tage wird im Allgemeinen anerkannt, daß der Leibeigene zu Rathe gezogen werden muß, und daß er in seine Pflichten einzuwilligen hat. Uebersetzt in die Sprache der Betriebsamkeit, soll dies so viel sagen, daß es vortheilhaft sey für die Arbeiter, mit den Müssigen die gesellschaftliche Existenz zu berathen, welche die ersteren den letzteren gewähren, während diese ehemals die Steuer nach Belieben auflegten. Diese einfache theoretische Abänderung hat die politische Wissenschaft umgewandelt. Doch die Anwendung ist der Theorie immer zur Seite gegangen; und indem man die Art und Weise, wie heut zu Tage die gesellschaftlichen Ausgaben von den Arbeitern erhoben werden, mit der früheren vergleicht, so gewahrt man Vervollkommnungen, welche dem Wunsche der Produzenten, sich von der offenen oder verborgenen, direkten

oder indirekten Herrschaft der Nicht-Produzenten zu befreien, entsprechen. Weshalb ist die Methode des Anleihens von den Regierern gebraucht worden, wenn sie des Beistandes der Regierten, der ihnen nöthig war, bedurften? Weshalb ist die Tilgung allgemein angenommen worden? Endlich und zuletzt, welches sind die Ursachen gewesen, und welches werden die Wirkungen seyn von den Finanz-Umständen, worin sich die Regierungen gegenwärtig in Beziehung auf die Völker befinden? Die letzte Frage beweiset bis zur Evidenz, daß es nicht genug ist, zu sagen, das Volk wolle in die Auflagen einwilligen, seine Lasten kennen, und die Anwendung der Steuern bewahrheiten. Es muß noch etwas hinzu kommen; nämlich Einwilligung und Bewahrheitung nach einem allgemein zugestandenen Prinzip, ohne welches die Erörterung schwerlich Licht geben wird, weil es unmöglich seyn würde, ein gesundes Urtheil über die Ursachen und die Wirkungen zu fällen. Dies Prinzip nun, worin besteht es? In der Verbesserung des Wohlseyns der Arbeiter und in der bezüglichen Geringschätzung der Müssigen. Beherrscht dies Prinzig unablässig die gesellschaftliche Thätigkeit, so muß es sich auch wieder finden in den Veränderungen, welche die Finanz-Systeme erfahren. Von ihm geleitet, haben einige Männer von Kopf die Anleihen gewählt und sie an die Stelle der ehemals erpreßten Steuer gebracht. Sully, Colbert, Necker, Pitt, was würden sie geleistet haben, wenn ihnen dies Prinzip fremd gewesen wäre? Und wurden nicht selbst Law und Terrai in ihren Maßregeln durch dasselbe bestimmt? Und tritt

es nicht auch in dem Gesetz hervor, dessen reeller Beweggrund kein anderer war, als den verarmten Müssigen auf Kosten des begüterten Müssigen zu bereichern, dessen vortheilhaftestes Ergebniß aber unstreitig darin bestanden hat, daß es, in einer friedlichen Erörterung, diejenigen, die eine Rente bezahlen, mit denen zusammenbrachte, die sie empfangen? *)

Vielleicht ist unser Calcul falsch; begreift man aber die Methode, welche wir anwenden, um die Thatsachen der Vergangenheit zu erforschen, so wird man zugleich einsehen, wie wir auf den Gedanken gekommen sind, daß diejenige Steuererhebung, welche, auf die am mindesten kostspielige Weise, die am schlechtesten angelegten Kapitalien in die Hände der Regierer bringt, d. h. das Anleihe-System, damit endigen muß, daß es von allen aufgeklärten Völkern angenommen wird.

Wir geben bereitwillig zu, daß es noch einige Anstrengungen kosten wird, ehe man dahin kommt, daß die jährliche Schöpfung von Anleihe-Ansprüchen die Steuern gänzlich ersetzen könne; und wir glauben, daß der Entstehung dieser Ueberzeugung nichts so hinderlich seyn wird, als die Idee von dem ungeheuren Anwuchs so gestalteter Renten. Allein wir werden zurück kommen auf diesen Theil der Frage, wenn wir uns beschäftigen werden mit dem Papiergelde, als ausgegeben von der Regie-

*) Unstreitig muß hier an das Entschädigungsgesetz des Jahres 1825 gedacht werden.

Anmerkung des Herausgebers.

rung, um den öffentliche Ausgaben zu Hülfe zu kommen: eine Art von Steuererhebung, die uns trotz allen traurigen Erfahrungen, welche mitten unter höchst natheiligen Umständen gemacht worden sind, als die einzige erscheint, welche sich für einen, nach dem Prinzip industrieller Vergesellschaftung konstituirten Staat paßt.

Ueber
deutsche Handels-Vereine.

(Eingesandt.)

Schwerlich wird sich Jemand versucht fühlen, dem Verein derjenigen größern, kleinern und sehr kleinen Gebiete, welche zusammen Deutschland bilden, den Begriff eines Staates abzusprechen, d. h. eines Gesellschaft-Vereins, der, ohne Furcht vor seinen Nachbarn, seine Selbstständigkeit zu bewahren im Stande ist, und dessen Genossen, beim rechten Gebrauch aller, ihnen von der Natur in Grund und Boden wie in ihrem Innern verliehenen Kräfte, zu einer immer höhern Stufe von Einsicht, Macht und Wohlstand gelangen können. Die Sache gestaltet sich aber sofort anders, wenn wir unsere Augen auf den größten Theil der einzelnen und namentlich der kleinern Staaten richten, aus denen das große Gesammtreich Deutschland zusammengesetzt ist. Wie möchten doch diese, einzeln betrachtet, auch nur von fernher im Stande seyn, Angriffe mächtiger Nachbarn abzuwehren und ihre Selbstständigkeit zu vertheidigen, oder, bei dem beschränkten Umfange ihres Gebiets, und bei der geographischen Lage und der physischen Beschaffenheit desselben, alle die mannigfaltigen Produkte hervorzubringen, welche die physische Existenz bedingen, oder zu den Erfordernissen des zivilisirten Lebens gehören? Abgesehen davon, daß, selbst nach Befriedigung dieser Bedürfnisse, in den kleinern Staatsgebieten noth-

wendig immer nur höchst schwache und einseitige Kraftentwickelung zum Vorschein treten würde, wenn die Bewohner derselben lediglich auf sich selbst beschränkt, oder zum Verkehr und zum gegenseitigen Austausch der erzeugten Produkte und Fabrikate unter einander angewiesen wären.

Es ist also augenscheinlich, daß wenn Deutschland kräftig, sowohl gegen das Ausland als im Innern, dastehen sollte, Vereinigung der einzelnen Staaten zu Einem Gesammtstaate nothwendige Bedingung wurde.

Ist nun in ersterer Beziehung von sämmtlichen einzelnen Staaten ein wahres Schutz- und Trutz-Bündniß eingegangen; haben alle das Versprechen geleistet, sowohl ganz Deutschland als jeden einzelnen Bundesstaat gegen Angriffe von Außen zu schützen; haben sich alle gegenseitig ihre sämmtlichen, unter dem Bunde begriffenen Besitzungen garantirt; darf bei einem Bundeskriege kein einzelner Staat weder einseitige Unterhandlungen mit dem Feinde anknüpfen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden schließen; ja, sind alle die Verpflichtungen eingegangen, sich unter einander unter keinem Vorwande zu bekriegen, noch mit Gewalt ihre Streitigkeiten zu verfolgen, sondern solche auf gütlichem Wege auszugleichen: so kann es der wahrhaft deutsche Vaterlandsfreund nur befremdend finden, wenn in zweiter Beziehung, hinsichtlich der gemeinsamen Kraftentwickelung im Innern, die einzelnen Staaten großentheils wie isolirt unter einander dastehen, sich nicht nur mit Gleichmuth, sondern theilweise selbst mit Neid und gegenseitigem Mis-

trauen betrachten, und statt mit gemeinsamem Streben, im ernsten freundschaftlichen Verein, die Wege zu immer höherer Entwickelung und daraus hervorgehendem größern Wohlstande aufzusuchen, und die Bahnen dazu zu ebenen, sich, gleich feindlich einander gegenüberstehenden Mächten, nicht selten allerlei Hemmnisse in den Weg legen, um das gemeinschaftliche Fortschreiten aufzuhalten und die höhere Blüthe zu zerstören.

Jederman nennt Deutschland ein gesegnetes Land; jederman preist seine Stellung im Mittelpunkt von Europa, im Norden und Süden am Meere gelegen, von schiffbaren Flüssen durchströmt, von metallreichen Gebirgen durchzogen, überschüttet mit Naturprodukten aller Art aus dem Thier- und Pflanzenreiche, bewohnt von einem intelligenten, kräftigen, biedern und arbeitsamen Volke, daher überflüssig ausgestattet mit Allem, was nicht nur die Existenz bedingt, sondern zugleich dazu dient, das Leben angenehmer und genußreicher zu machen.

Und doch, auf der andern Seite, unter einem großen Theil der Bewohner der Klagen unzählige, und eine Hauptklage die:

„daß es nicht gestattet sey, im eigenen deutschen Vaterlande ungehemmt und ungestört die von der gütigen Natur verliehenen Kräfte zu gebrauchen; daß — da der Mensch mit seinem Kopf und seinen zwei Armen nun einmal nicht Alles allein vermöge, sondern zu seinen Arbeiten der Stoffe und der Materialien manche und viele gebraucht — die Erlangung dieser Stoffe den Bewohnern der verschiedenen deutschen Staaten unter ein-

ander häufig eben so erschwert sey, als es hinwiederum nicht selten die größten Schwierigkeiten mit sich führe — wenn nun die Erzeugung und Darstellung der mannigfaltigsten Produkte und Fabrikate gelungen — diese in den Handel zu bringen; ja, daß es als das beklagenswertheste Geschick angesehen werden müsse, wenn dem wirklichen Ausländer, namentlich dem durch seine Insellage und durch seine unerschöpflichen Steinkohlengruben so außerordentlich von der Natur begünstigten Engländer, häufig unter viel vortheilhaftern Bedingungen vergönnt werde, seine Erzeugnisse und Fabrikate dem deutschen Vaterlande aufzudrängen, und dadurch das Emporkommen der deutschen Industrie und Wohlfahrt zu hemmen, während von Deutschen dem eigenen deutschen Mitbruder nicht gestattet werde, frei und ungestört mit ihm ein- und auszutauschen, und ohne Hemmung mit ihm zu verkehren, sobald er nicht dieselbe Spezial-Regierung als die seinige anerkenne."

Dürfen wir uns wundern, daß der Wunsch längst laut geworden ist, Deutschlands Regierungen möchten eben so, wie in ihren politischen Beziehungen zum Auslande, in den, für den innern Flor der einzelnen Staaten zu nehmenden Maßregeln, und namentlich so weit dieselben den Handelsverkehr deutscher Eingebornen mit deutschen Mitbürgern und die Pflege deutscher Industrie betreffen, nach gemeinschaftlichen Prinzipien verfahren, und eben so, wie in ihren sonstigen Verhältnissen zum Auslande ein gemeinsames Band sie umfaßt, auch, im schönen Bunde und Verein, für deutschen Handel und Gewerbe gemein-

schaftlich handeln, und wegen ihrer Fürsorge und ihres Schutzes den innigsten Dank des gemeinsamen Vaterlandes entgegennehmen?

Ist dennoch dieser sehnliche Wunsch bisher nicht in Erfüllung gegangen, so muß angenommen werden, daß Ursachen vorhanden gewesen sind, welche einer solchen Vereinigung, wo nicht unüberwindliche, doch bedeutende und schwer zu übersteigende Hindernisse in den Weg legen.

Untersuchen wir diese näher.

Zuerst ist wohl nicht zu läugnen, daß die Natur selbst durch die aus den Gebirgszügen und Flußströmungen augenscheinlich hervorgehende Trennung Deutschlands in die nördliche und südliche Hälfte, abgesehen von den sonstigen daraus entspringenden physischen und geistigen Verschiedenheiten seiner Bewohner, ein zweifaches Gewerbs- und Handels-Interesse, wenigstens für den Verkehr mit dem Auslande hervorgerufen zu haben scheint, indem, wenn der Ausdruck nicht zu stark gebraucht ist, die Bewohner beider Hälften, wo nicht geradezu den Rücken, doch zum großen Theil die Seite sich zuwenden.

Indeß zugegeben, daß aus dieser, durch die Natur hervorgerufenen Scheidung nicht ein völlig gleiches Interesse für den auswärtigen Handel und Verkehr Deutschlands hervorgeht, kann man ohne Bedenken die Frage aufwerfen: welcher andere größere Staat sich hierin mit Deutschland nicht in gleicher Lage befinde? Betrachten wir, ohne auf das kolossale Rußland unsere Blicke zu wenden, nur das benachbarte Frankreich. Finden hier nicht im Grunde ganz gleiche, wo nicht noch bedeutendere Unterschiede statt, als deren Repräsentanten nur die See-

städte Havre und Brest, Bordeaux, Toulon und Marseille angeführt werden mögen? Haben aber diese verschiedenartigen Beziehungen hinsichtlich des auswärtigen Handels, auf den innern Handelsverkehr von Frankreichs Bewohnern Einfluß gewinnen können, und ist deshalb, wie zwischen mehrern Bundesstaaten Deutschlands, gleichsam auf feindliche Weise, der Verkehr eines Departements mit dem andern gehemmt oder beschwert? Darf doch auch bei der äußern Vertheidigung kein einzelner Bundesstaat ein verschiedenartiges Interesse geltend machen, sondern es ist jeder, der östlich gelegene wie der westliche, der südliche wie der nördliche und der in der Mitte befindliche, verpflichtet, sein besonderes Interesse zu vergessen, und, möchte die von außen her drohende Gefahr für ihn noch so fern seyn, sogar verbunden, alle seine Kräfte zum gemeinsamen Schutz und zur Vertheidigung aufzubieten. Wie dann auch wohl Niemand sich verhehlen wird, daß, stände das gesammte Deutschland unter einer gemeinschaftlichen Regierung, längst, trotz der vorhandenen geographischen Spaltung, aller Unterschied und alle verschiedenartige Behandlung im innern Verkehr aufgehoben, und Ein gemeinsames Gesetz für den Handel mit dem Inlande wie mit Auslande vorhanden seyn würde.

Also verhehlen wir uns nicht, daß, wenn diese gemeinsame Bestimmung für den Handel, oder, welches zuletzt gleichbedeutend ist, dieser gemeinsame Handelsverein oder Handelsbund noch nicht zu Stande gekommen ist, die Gründe in etwas Anderm, als in der blos verschiedenartigen geographischen Lage und in den natürlichen Verhältnissen der einzelnen Bundesstaaten gesucht werden müssen.

Und welches könnten diese andern Gründe seyn?

Man hat viel von den finanziellen Verhältnissen dieses und jenes Staates sprechen wollen, welche einen Beitritt zu einem allgemeinen deutschen Handelsverein nicht gestatteten. Dieses Vorgeben muß indessen geradezu als thörigt zurückgewiesen werden, da es keines mühsamen Beweises bedarf, daß eine Einrichtung, welche dahin führen soll, die Stellung der einzelnen Bundes-Staaten gegen einander zu verbessern und solche insgesammt unter einander zu befreunden, die also eine vermehrte Produktion und Fabrikation und einen stärkern gegenseitigen Austausch zu Wege bringen, folglich die Quellen des öffentlichen Einkommens verstärken soll, nothwendig auch auf die Finanzwirthschaft jedes einzelnen Staats vortheilhaft zurückwirken muß.

Also, welches können die Gründe der Nichtvereinigung seyn?

Der Verfasser hat lange über diesen Gegenstand nachgedacht; aber welche anderweitigen Gründe man auch sonst noch geltend machen möchte, so scheint der Hauptgrund, so schwer es ihm auszusprechen wird, doch zuletzt in nichts anderm gesucht werden zu können, als in dem Mangel an gegenseitigem Unterordnungsgeist.

Erklären wir uns hierüber deutlicher!

In jedem Gesellschaftsverein, welchen Namen derselbe auch führen möge, muß, wenn er als Gesellschaft bestehen soll, ein das Interesse des Ganzen umfassender Wille, oder ein gemeinsames Gesetz vorhanden seyn, dem alle Genossen oder Mitglieder der Gesellschaft sich unterwerfen, und dem gemäß alle ihr Handeln in Beziehung auf die Ge-

sellschaft einrichten. Nicht der Wille, oder vielmehr das Belieben des Einzelnen darf ihm, dem Einzelnen, Richtschnur seiner Handlungen werden; sondern, wie schwer ihm solches auch ankommen, und welcher Nachtheil selbst für seine Person und sein eigenes Privat-Interesse daraus entstehen möge, er muß, soll anders das Ganze bestehen und gedeihen, den allgemeinen Willen oder das Gesetz achten, sich ihm unterwerfen. So muß in der bürgerlichen Gesellschaft jeder Gewerbtreibende sich den Vorschriften unterziehen, unter denen überhaupt die Ausübung seines Gewerbes gestattet ist. So darf in unsern zivilisirten Staaten, auch bei dem augenscheinlichst erlittenen Unrecht, der Beleidigte oder Uebervortheilte sich nicht eigenmächtig Recht verschaffen, sondern muß — will er sich selbst nicht strafbar machen — genau die Wege einschlagen, welche das Gesetz vorschreibt, gesetzt auch, sie wären die zeitraubendsten und kostspieligsten. Selbst in denjenigen Gesellschaften, welche der bloßen Aufheiterung und Erholung gewidmet sind, darf ja das einzelne Mitglied den Gesetzen, oder auch den häufig bloß angenommenen Formen sich nicht entziehen, welche für das Bestehen des Gesellschaftvereins von den Theilnehmern angeordnet sind.

Kurz: keine einzige Gesellschaft macht von dem Gesetz eine Ausnahme, daß jedes Mitglied derselben dem Egoismus oder dem Eigenwillen in Beziehung auf das Bestehen und das Wohl der Gesellschaft entsagen, und sich dagegen denjenigen Gesetzen und Bestimmungen unterwerfen muß, die für das allgemeine Beste angeordnet sind.

Ist aber dies der Fall, so wird sich diesem allgemeinen Gesellschaftsgesetz auch eine Staaten-Gesellschaft, oder

ein Verein von Staaten, der — aus keinem andern Grunde, als weil dem bei weitem größten Theile dieser Staaten, einzeln betrachtet, die Mittel fehlen, selbstständig zu bestehen und zu einem bedeutenden Grade von Ausbildung zu gelangen — sich in einen gemeinsamen Bund begeben hat, nicht entziehen dürfen. Auch hier wird nothwendig ein gegenseitiges Unterordnen, ein gegenseitiges Verzichten auf unbedingte Privatvortheile statt finden müssen, auch hier wird der einzelne, am wenigsten aber der an physischer und geistiger Kraft schwächere Staat, nicht verlangen dürfen, unbekümmert um alle übrigen, seinen eigenen Weg gehen oder gar der vorschreibende seyn zu wollen; auch hier wird der minder Mächtige sich dem Mächtigern, von dem er zur Zeit der äußern Noth seinen Hauptschutz erwartet, anschließen müssen und seinen Anordnungen nicht feindlich in den Weg treten dürfen.

Geschieht letzteres dennoch, oder glaubt zum mindesten jede einzelne Regierung eines gemeinschaftlichen Bundesstaates, gleiches Recht zum Vorschreiben und Anordnen zu haben, — glaubt sie befugt zu seyn, unbekümmert um das Ganze, aus vermeintlichem Interesse für den eigenen, häufig, im Vergleich zum Ganzen unbedeutenden Staat, beliebige Befehle erlassen zu können: so kann der Grund hiervon nur in der Nichtkenntniß jenes allgemeinen Gesellschaftsgesetzes gesucht werden, oder es muß nothwendig die Voraussetzung statt finden, daß jene einseitigen Anordnungen auf einem übelverstandenen Egoismus, oder Mangel an gehörigem Unterordnungsgeist beruhen.

Ersteres, nämlich die Nichtkenntniß jenes allgemeinen Gesellschaftgesetzes kann nun aber wohl kaum bei irgend einer

einer Regierung, nachdem in unsern Tagen das Wesen des gesellschaftlichen Vereins und der zu seinem Bestehen erforderlichen Bedingungen hinreichend erörtert ist, angenommen werden.

So schwer es also auch auszusprechen ist, so scheint zuletzt doch kaum eine andere Ursache angenommen werden zu können, als — da jener so sehnlich gewünschte Handelsverein noch immer nicht zu Stande gekommen ist — Mangel an gemeinschaftlichem Unterordnungsgeist.

Freilich wird die Antwort nun sehr schwierig, so wie weiter erforscht werden soll, was diese Abneigung gegen williges, gegenseitiges Unterordnen zu Wege bringen konnte. Denn mit Recht muß, in Ermangelung irgend eines andern haltbaren Grundes, die Frage entstehen: Sollte bloß Eifersucht auf Souveränetätsrechte und die Besorgniß, im eigenen kleinern oder größern Staate nicht mehr nach gänzlich eignem Belieben anordnen und befehlen zu können, die Ursache seyn, wodurch man abgehalten wird, zum Besten des gesammten deutschen Vaterlandes, und — da von der Sicherheit und dem Flor des Ganzen die Kraft jedes einzelnen Theils abhängig ist — zuletzt jedes einzelnen Staats, sich gegenseitig unterzuordnen und einer Vereinigung willig Gehör zu geben, welche das Gedeihen des deutschen Handels und Gewerbfleißes immer dringender zu fordern scheint? —

Aber als es in den Jahren 1813 bis 1815 galt, einen übermüthigen Feind aus Deutschlands Gauen zu vertreiben, und zum gemeinsamen deutschen Staate alles wieder zu vereinigen, was schmachvoller Hohn getrennt und zersplittert hatte, ist doch nirgends kund geworden,

daß Mecklenburger und Anhaltiner, Hamburger und Bremenser, Nassauer und Braunschweiger, und wie die einzelnen kleinern Stämme Deutschlands weiter heißen mögen, sich geweigert hätten, sich den größren Heeren Oesterreichs und Preußens, Baierns und Würtembergs anzuschlißen; die Heere aller Verbündeten trugen ja, eben aus Anerkennung jenes allgemeinen Gesellschaftsgesetzes, kein Bedenken, um den großen allgemeinen Zweck zu erreichen, sich dem Oberbefehl eines österreichischen Feldherrn unterzuordnen.

Und unsere deutschen Regierungen sollten jetzt, zur Zeit des äußern Friedens für Deutschland, wo ein, wenn nicht höherer, doch wenigstens nicht geringerer Zweck zu erreichen steht, nämlich das gesammte deutsche Vaterland auf die höchstmögliche Stufe von innerer Kraft und Wohlfahrt zu erheben, Bedenken tragen, jede gern und willig die Hände zu bieten, und, mit Beseitigung eigenen kleinlichen Interesses, sich gegenseitig unterzuordnen, oder, wenn es das gemeinsame Wohl nothwendig macht, sich gern und willig, wie in jenem Kriege, dem größern Staate anzuschließen; zumal wenn in einem solchen bereits seit Jahren auf der Grundlage einer wohldurchdachten Theorie, genügende Anordnungen für den Schutz und das Gedeihen des innern Handels getroffen sind, und stetiges Wachsthum im Innern jene Einrichtungen als zweckmäßig und heilsam bestätigt? —

Deutschland, wir wiederholen es nochmals, ist ein von der Natur so reich gesegnetes Land, das Volk, welches dieses herrliche Land bewohnt, im Ganzen ein so aufgeklärtes, verständiges, arbeitsames — ehrlich und bieder, seinen Fürsten treu ergeben, und bescheiden in seinen Anfor-

derungen; im Allgemeinen auch wohlhabend und von Armuth verschont.

Aber was könnte dieses Deutschland seyn, wenn, wie für seine äußern Verhältnisse, so für sein Inners, ein gemeinsames Band alle Regierungen umschlänge, und dem innern Handel und Verkehr keine fernern Beschränkungen in den Weg gelegt wären!

Der Verfasser ist weit entfernt, aus dem jetzt bestehenden Beschränkungs- und Hemmungs-System die von Mehrern prophezeihte allgemeine Verarmung Deutschlands zu befürchten. Wo ein so von der Natur gesegneter Grund und Boden und ein so intelligentes und fleißiges Volk, wie in Deutschland vorhanden ist, und außerdem im Allgemeinen so treffliche, für das Wohl ihres Staats wahrhaft besorgte Regierungen bestehen, da kann die Furcht vor allgemeiner Verarmung nur zu den kranken Phantasien und Hirngespinsten gerechnet werden. Aber wenn nun einmal möglichst allseitige Kraftentwickelung, geistig-moralische sowohl wie physische, als Bestimmung der Menschheit angesehen werden muß, diese Bestimmung aber nach Vernunft und dem untrüglichen Zeugniß der Geschichte nur da erreicht werden kann, wo der möglich freieste Gebrauch aller Anlagen und der ungehemmteste gegenseitige Austausch der erzeugten Produkte und Fabrikate gestattet sind: warum zögern unsere deutschen Regierungen länger, Hand ans Werk zu legen, und, im gemeinschaftlichen Verein, ihren Unterthanen die sehnlichst gewünschte innere Handelsfreiheit zu gewähren, und unter allgemeinen Berathungen der deutschen Industrie den Schutz angedeihen

zu lassen, dessen sie in mehrfacher Beziehung gegen das Ausland noch bedarf?

Warum tragen namentlich die nördlichen Regierungen Bedenken, sich insgesammt dem preußischen Industrie-Zollsystem anzuschließen, einem System, das nun schon so manches Jahr die Probe bestanden hat, und wie jeder ruhige, unbefangene Prüfer eingestehen wird, von den bewährtesten Ansichten ausgehend, den Keim immer größerer Vollendung in sich schließt? Warum beabsichtigt ein großer Theil jener Regierungen, öffentlichen Blättern zufolge, im großen allgemeinen deutschen Bunde, einen neuen Bund zu schließen, und in dem ohnehin noch lockern Gebäude, ein neues Fundament der Spaltung und Zwietracht zu legen? Oder sollten die Regierungen, und namentlich die kleinern unter ihnen, wirklich befürchten, an ihren Souveränetätsrechten dadurch einzubüßen, wenn sie einer so liberalen Regierung, wie der preußischen, sich anschlössen, und, wie sich von selbst versteht, jenes System unter denjenigen Modifikationen, welche das Eigenthümliche ihrer Staaten nothwendig macht, ebenfalls als Grundgesetz für Handel und Gewerbe einführten?

Oder sollten es am Ende Verhältnisse und Beziehungen zum Auslande, d. i. zu auswärtigen, nicht deutschen Staaten seyn, welche manche deutsche Regierungen abhalten, sich einem allgemeinen deutschen Handelsgesetz anzuschließen? — Aber sollte wirklich irgend eine deutsche Regierung für so engherzig angesehen werden können, daß das gemeinsame Wohl Deutschlands ihr nicht über Alles ginge, und alle andern Rücksichten hintennach ständen? Die Absicht kann ja niemals seyn, allen Handels-

verkehr mit dem Auslande aufgeben, oder alle bisherigen Beziehungen zu demselben gänzlich vernichten zu wollen; sondern bloß geregelt sollen diese Verhältnisse werden, auf eine solche Art geregelt, daß Deutschlands Industrie, Deutschlands Handel dadurch nicht gehemmt, nicht in seinem Fortschreiten unterdrückt werde.

Gewiß, es ist schwer einzusehen (um dies nochmals zu wiederholen), was namentlich die norddeutschen Staaten abhalten kann — wenn nun einmal an einen gemeinsamen deutschen Handelsverein, dem auch die süddeutschen Staaten sich anschlössen, zur Zeit auch nicht gedacht werden kann — sich ohne weiteres dem preußischen Handelssystem anzuschließen; noch schwerer was sie bestimmt, einen neuen Verein einzugehen, für den, so weit solches aus den Nachrichten öffentlicher Blätter geschlossen werden kann, aus der Natur der Staatsgesellschaft geschöpfte Prinzipien noch gar nicht festgestellt sind, und, betrachtet man die geographische Stellung dieser Staate zu einander und ihre sonstigen Verhältnisse, auch schwerlich aufgefunden werden dürften.

Indeß was soll der Vaterlandsfreund hoffen, so lange selbst der eine und der andere Bundes-Staat Bedenken trägt, nur hinsichtlich der Sicherstellung des literarischen Eigenthums sich den von der preußischen Regierung getroffenen Maßregeln anzuschließen, aus Besorgniß, der eigene Buchhandel möchte darunter leiden, wenn das berüchtigte Raubsystem schriftstellerischen Eigenthums nicht länger fortdauere! Oder wenn in einer Schrift, bei dem in Sachsen laut werdenden Wunsche, den geltenden Zwanzigguldenfuß gegen den Einundzwanzigguldenfuß zu ver-

tauschen, für die Beibehaltung des alten Münzfußes auch „die patriotische Freude" als Grund aufgeführt wird, „welche jeden Sachsen stolz erheben müsse, wenn er im Auslande einen Spezies mit Bild und Wappen seines Königs erblicke, und Jeder ihm eingestehe, daß Sachsens Geld so echt und vollwichtig, als seine Bürger geschickt und tüchtig seien!"

Alle Achtung gegen die wackern Sachsen und ihre wahrhaft landesväterliche Regierung! Aber muß dem deutschen Patrioten, dem das gesammte deutsche Vaterland obenan steht, nicht die Feder entsinken und aller Muth schwinden, wenn er mitten in Deutschland, oft nach Wanderung weniger Meilen, vom Auslande, und nach wenigen Stunden abermals vom Auslande, und wiederum vom Auslande reden hört?

O des armseligen Projektmachers, der unter solchen Verhältnissen von einem allgemeinen deutschen Handelsverein träumt, und, dem Fieberkranken gleich, phantasirt, daß, was Jahrhunderte hindurch getrennt war, und was nur äußerste Noth und Herabwürdigung auf wenige Jahre zum heiligen Kriege vereinigte, nach überstandener äußerer Gefahr, auch zum fernern Gedeihen und innern Wachsthum freundschaftlich vereinigt bleiben werde!

Auch hier wird nichts anders übrig bleiben, als das Wort der großen Isabelle von Kastilien anzuwenden: der Zeit Zeit lassen! Mag der deutsche Patriot jammern, daß noch nicht vereinigt ist, was längst zum allgemeinen Wohl hätte vereinigt seyn sollen; mögen einzelne deutsche Regierungen durch Privatvereine, und namentlich gegenwärtig durch einen sogenannten, weder in geogra-

phischer noch politischer Hinsicht begründeten, und folglich nicht naturgemäßen, mitteldeutschen Handelsverein, das Ziel zu erjagen wähnen: die Zeit wird nicht ausbleiben, wo mit unausweichlicher Nothwendigkeit das Bessere sich aufdrängen wird, und, selbst gegen den Willen der Einzelnen, angenommen werden muß.

Möge die treffliche preußische Regierung sich indessen nicht abhalten lassen, den Weg zu verfolgen, den sie, mit eben so großer Einsicht begonnen, als, ungeachtet des anfänglichen Gegenschreies, mit Konsequenz und in stetem Fortschreiten zum Bessern begriffen, beharrlich beizubehalten entschlossen scheint. Der endliche Erfolg kann nicht ausbleiben; und welche einzelne, kleine Handelsvereine sich ferner in Deutschland bilden mögen, so wird der Triumph um so größer seyn, wenn von dem eiteln oder geringen Erfolg, namentlich jenes mitteldeutschen Handelsvereins, sofern er noch, auf den in öffentlichen Blättern bekannt gewordenen Grundlagen zu Stande kommt, belehrt, sich wider Willen jenen kleinern Staaten die Ueberzeugung aufdrängen wird: daß es thörigtes Bestreben ist, da als anregendes oder selbstständiges Prinzip sich geltend machen zu wollen, wo weises Unterordnen oder Anschließen an schon bestehendes Gute und Zweckmäßige einzig und allein zum gewünschten Ziele führen kann.

......s.

Ueber
die Zusammenkünfte der Physiker
unserer Zeit.

Die regelmäßigen Zusammenkünfte der Physiker des neunzehnten Jahrhunderts bilden ein Phänomen, das in einer doppelten Beziehung höchst merkwürdig ist: einmal nämlich, sofern sich, hinsichtlich der Vergangenheit, kein Zeitraum angeben läßt, wo die physischen Wissenschaften einen höheren Grad von öffentlicher Achtung genossen hätten; zweitens, sofern bei diesen Zusammenkünften der Unterschied der Nationalität in keine Betrachtung kommt und ein gemeinsames Interesse für die physischen Wissenschaften als das leitende Prinzip dieser neuen Synoden gedacht werden muß.

Aus beiden Gründen ist es wohl der Mühe werth, bei diesem Phänomen einige Augenblicke zu verweilen, theils um sich klar zu machen, wie es auf dem Entwickelungsgange der europäischen Menschheit allmählig herbei geführt worden ist, theils um — wär' es auch nur in der Annäherung — zu erkennen, welche Wirkungen die höchst wahrscheinliche Fortdauer desselben für die Zukunft hervorbringen wird.

Zur Sache!

Die Entwickelungs-Geschichte des menschliche Geschlechts schließt unauflösbare Räthsel in sich. Nichts ist weniger zu begreifen, als die Entstehung und ern Fort-

bildung desselben. Die Hypothese von einem ganz fertigen Menschenpaare beseitigt keine der Schwierigkeiten, die sich dem grübelnden Verstande bei einer genaueren Erforschung dieses höchst wichtigen Gegenstandes darbieten; denn es ist ihm unmöglich, fertige Menschenkräfte da vorauszusetzen, wo keine Entwickelung derselben durch Uebung vorangegangen ist; wir lernen, wie Haller sehr richtig bemerkt, nur dadurch gehen, daß wir fallen, und ein fertiger Menschenkörper, der nie gefallen ist, wird niemals gehen lernen. So in jeder Beziehung.

Hat das Gesetz, das aller Entwickelung zum Grunde liegt, von jeher gewaltet: so bleibt uns nichts anders übrig, als anzunehmen, daß alles, was in diesem Augenblick Kunst und Wissenschaft genannt wird, auf einem höchst mühsamen und gefährlichen Wege erworben worden sey: auf einem Wege, dessen Zurücklegung viele Jahrtausende erforderte, ehe sich Vereine bilden konnten, die durch ihre gemeinschaftliche Kraft ein stets bedrohetes Daseyn vertheidigten und beschützten.

Welcher Art waren denn die Vorzüge, womit der Mensch in die Ordnung der Dinge eintrat, die wir durch Natur zu bezeichnen pflegen? Ihm fehlte der Instinkt, der das Thier so sicher leitet. Ihm fehlten alle die Werkzeuge, vermöge welcher seine Nebengeschöpfe ihre Bestimmung in so großer Vollkommenheit erfüllen. Seine ganze Ausstattung war eine zarte Organisation, welche zwar (so weit der Erfolg bisher darüber entschieden hat) den Keim zu einer unendlichen Entwickelung in sich schloß, doch so, daß alles bloße Anlage war, die nur sehr allmählig ausgebildet werden konnte. Es bedurfte für ihn der Nahrung, der Be-

kleidung, des Obdachs; allein er hatte, um diese unab- treiblichen Bedürfnisse zu befriedigen, nur seine zarten Hände und so viel Schöpfertalent, als erforderlich ist, um, nach vorangegangener Beobachtung und Erfahrung, Versuche mit vorhandenen Materialien zur Befriedigung seiner dringenden Bedürfnisse zu machen. Mit Einem Wort, er war zwar Schöpfer, doch mit aller Unvollkommenheit eines Geschöpfs, das zugleich an die Majestät seines Ursprungs und an den unermeßlichen Abstand erinnert, der es von demselben trennt.

Ursprünglich ohne Beobachtung, wie ohne Erfahrung, was konnte er Anderes thun, als bewußtlos auf die Natur, d. h. auf die ihn umgebenden Gegenstände einwirken, um die Beschaffenheit derselben in ihren Rückwirkungen kennen zu lernen? Alles, was menschliche Kunst und Wissenschaft genannt zu werden verdient, ist auf diesem Wege entstanden, weil es auf keinem andern entstehen konnte. Im Verlauf von Jahrtausenden brachte der Mensch, unterstützt von Seinesgleichen, es dahin, daß er sein Daseyn je mehr und mehr sicherte. Als Jäger schuf er sich Bogen und Pfeile; als Fischer Kahn und Netze; als Nomade brachte er die Gesetze der thierischen Reproduktion, als Landbauer die der Pflanzen-Reproduktion in seine Gewalt. Dies alles geschah unstreitig sehr langsam und allmählig; allein es geschah, und, was wir am wenigsten aus der Acht lassen dürfen, ist, daß es immer auf einem und demselben Wege geschah; nämlich durch Einwirkungen auf die Natur, so daß nichts fester steht, als der Satz: „der Mensch erfüllt seine Bestimmung nur dadurch, daß er rastlos auf die Natur einwirkt, um die Er-

scheinungen derselben, sammt den Gesetzen, die ihnen zum Grunde liegen, immer besser kennen zu lernen und in seine Gewalt zu bringen." Um alles mit Einem Worte zu sagen: der Mensch ist, vermöge seiner Bestimmung, Physiker; und zwar in einem so hohen Grade, daß alles, was er thut und treibt, wäre es auch noch so seltsamer Art, sich dieser Hauptbestimmung unterordnet, und zuletzt keinen andern Zweck hat, als ihr zu dienen. Die ganze Grundlage der menschlichen Gesellschaft ist also Physizismus; und wäre es möglich, diese Grundlage wesentlich zu verändern, so würde der Erfolg davon kein anderer seyn als — Vernichtung aller gesellschaftlichen Beziehungen, d. h. Aufhebung der Gesellschaft selbst.

Aber — so wird man fragen — wie hat dies in allen früheren Jahrhunderten, wenn wir die letzten etwa ausnehmen, in einem so hohen Grade verkannt werden können, daß man die wissenschaftlichen Physiker mit den größten Verbrechern in Eine Klasse gesetzt, und sie als solche verfolgt, verbannt, ja mit dem Tode bestraft hat?

Auf diese Frage dient Folgendes zur Antwort:

Es war keine ganz leichte Sache, das, was die nothwendige Grundlage der Gesellschaft ausmacht, in seiner vollen Reinheit zu erkennen; dies war sogar um so schwieriger, je geringer die allmähligen Fortschritte waren, welche die Physik in früheren Perioden machen konnte. Es kostete, in Wahrheit, sehr viel Zeit und Kraft, ehe man dahin gelangte, die natürlichen Erscheinungen allgemeineren Gesetzen zu unterwerfen; und so lange diese Unterwerfung nicht erfolgt war, galt keine andere Regel, als — das Natürliche durch das Uebernatürliche zu erklären. Dies

aber war die Angelegenheit der Priester, die, zu allen Zeiten, kein höheres Interesse hatten, als die Gesellschaft bei dem einmal gewonnenen Entwickelungsgrade zu erhalten, weil nur dieser den Theorien entsprach, nach welchen sie die Gesellschaft leiteten. Was durch eine neue Entdeckung oder Erfindung an Wohlseyn und Bequemlichkeit für die Gesellschaft gewonnen wurde, mußte ihnen immer als eine Kleinigkeit erscheinen in der Vergleichung mit dem, was nun einmal die Grundlage dieses Wohlseyns und dieser Bequemlichkeit ausmachte; und handelte es sich wohl gar um solche Anschauungen, mit welchen ihre Theorien des Uebernatürlichen nicht bestehen konnten — was war alsdann noch mehr in dem Wesen der von ihnen ausgeübten Gewalt gegründet, als Unterdrückung solcher Anschauungen durch die Verfolgung und Bestrafung derer, von denen sie ausgegangen waren?

Versetzen wir uns in die Zeiten des Polytheismus, so begreifen wir auf der Stelle, weshalb von dem Augenblick an, wo dies System seine Kraft zu verlieren begann, die Verfolgung der Physiker anheben mußte. Der ganze Polytheismus hatte nämlich seinen letzten Grund in dem, was von natürlichen Erscheinungen noch nicht auf Gesetze zurückgeführt war; und da diejenigen, die sich, als Physiker, mit diesem Geschäft befaßten, durchaus nicht an Ziel gelangen konnten, ohne den Glauben an irgend eine Gottheit zu zerstören, so galten sie nothwendig für Atheisten, Verderber der Jugend und Verführer des Volks. Hieraus gingen die Schicksale eines Anaxagoras, eines Aristoteles und Anderer hervor. Die Anschauungen dieser physischen Philosophen sind zum Theil auf uns gekommen;

und wenn wir damit die Fortschritte vergleichen, welche seit zwei Jahrtausenden in den physischen Wissenschaften gemacht worden sind, so wird es uns schwer, zu begreifen, wie, um solcher Kindereien willen, das Leben sonst achtbarer Männer in Gefahr gebracht werden konnte. Doch im Gesellschaftsleben ist alles Verhältniß; und wer im Besitz der Gewalt war, übte diese von jeher gegen den, der ihm das Szepter zu entreißen auch nur die Miene machte. Mußte denn nicht Sokrates den Giftbecher trinken, weil er, ohne Physiker zu seyn, zum bloßen Kritiker an den Volksgottheiten geworden war, und den Polytheismus zum Theismus hinzuleiten strebte? In dem Verlust der National-Unabhängigkeit der Griechen fand sich dieser Uebergang ganz von selbst; und indem, durch diese bewundernswürdige Vereinfachung der theologischen Philosophie, die Wirksamkeit der übernatürlichen Macht auf eine gewisse allgemeine Leitung unbestimmten Charakters zurückgeführt wurde, erhielt der menschliche Geist zuerst nicht bloß die Berechtigung, sondern sogar eine gewisse Einladung, die physischen Gesetze jeder Erscheinung als Wirksamkeits-Arten dieser Macht zu studiren.

Bei dem Unternehmen, die höhere Achtung, welche den physischen Wissenschaften und den Trägern derselben im Verlauf der Zeit zu Theil geworden ist, als in dem Entwickelungsgange des menschlichen Geschlechts gegründet, darzustellen, bleibt uns nichts anders übrig, als die Hauptthatsachen mit Uebergehung der verbindenden Einzelheiten zu berühren, die zwischen jenen in der Mitte liegen. Der Leser möge es also entschuldigen, wenn wir mit beflügelten Schritten selbst durch Jahrhunderte hineilen.

Das Römerreich, aufgebaut auf den Trümmern vernichteter Nationalitäten, bedurfte für seine Fortdauer vor allen Dingen einer neuen Lehre; denn nirgend kann sich eine kompakte Gesellschaft bilden und bestehen ohne den Einfluß irgend eines Idee-Systems, welches fähig ist, die Opposition der einzelnen Bestrebungen zu überwinden und sie zu einer beständigen Ordnung hinzuleiten. Diese Lehre nun erhielt das Römerreich in dem seit Jahrhunderten vorbereiteten Christenthum, dessen Haupt-Dogma das von dem Daseyn eines einigen Gottes war und noch gegenwärtig ist. Indem nun, wie bereits bemerkt worden ist, der Monotheismus den Geistern eine Freiheit gewährt, die, so lange sein Gegensatz fortwirkt, nicht zu finden ist, war durch den Eintritt des Christenthums in die Gesellschaft auch den physischen Wissenschaften eine ganz neue Bahn geöffnet. Unglücklicher Weise aber konnte diese nicht betreten werden, weil gesellschaftliche Nothwendigkeiten entgegen wirkten in einem Reiche, dessen Umfang und zusammenhaltende Kraft in keinem naturgemäßen Verhältniß zu einander standen. Die nothwendige Folge davon war, daß jedes Mitglied der Gesellschaft genöthigt wurde, durch sich selbst für seine Fortdauer zu sorgen; eine Lage, worin es zu allen Zeiten gleich unmöglich gewesen ist, reelle und dauerhafte Fortschritte in der Entwickelung des menschlichen Geistes wahrzunehmen. Selbst die theologischen Philosophen — die einzigen, die in dieser Zeit Rettung bringen konnten — hatten nur allzu viel Mühe, eine solche Organisation der Gesellschaft zu Stande zu bringen, wodurch eine Aussicht auf Fortdauer gewonnen wurde. Drei Jahrhunderte hindurch waren ihre Zusammenkünfte

und Besprechungen vergeblich, bis endlich im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, nach Verlegung des Sitzes der Regierung von Rom nach Konstantinopel, ihr Wunsch erfüllt, und das Christenthum zur Staats-Religion angenommen wurde.

Von diesem Augenblick an würde die Theilung zwischen der Theorie und der Praxis (diese allgemeine Ursache der Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts) keine unüberwindliche Hindernisse angetroffen haben und die physische Wissenschaft in der ihr eröffneten Bahn stetig fortgeschritten seyn, wenn die organische Schwäche des Römerreichs nicht zu Angriffen eingeladen hätte, die am Schlusse des fünften Jahrhunderts mit dem Untergange dieses Reichs im Westen endigten. Einen Antagonismus zwischen Theologie und Physik gab es in diesen Zeiten nicht. Der Zustand der ersteren begünstigte sogar die Entwickelung der letzteren. Am deutlichsten geht dies hervor aus der Art und Weise, wie der heil. Augustin das Raisonnement der Astronomen Alexandriens von der Kugelgestalt der Erde zu widerlegen sucht; denn, als Mitglied der geistlichen Gewalt, blieb er weit davon entfernt, auf diese Erörterung ein so großes Gewicht zu legen, als späterhin auf diejenige gelegt wurde, welche durch die Entdeckung des Copernikus und Gelilei veranlaßt wurde. In dem theologischen System der sechs ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung war also alles großmüthig und liberal; aber die wahre Ursache dieser Erscheinung war schwerlich eine andere, als daß in der Gesellschaft noch nichts vorhanden war, das seiner Autorität auch nur von fernher Abbruch gethan hätte. In den Eroberungen Italiens,

Galliens und Spaniens durch germanische Völker war diesem System noch auf doppelte Weise Vorschub geleistet; einmal, sofern diese Eroberungen nicht ohne große Zerstörungen zu Stande gebracht werden konnten, d. h. ohne Zerstörungen, die, indem sie auf die gesellschaftlichen Arbeiten zurückwirkten, jeden Fortschritt hemmten, den der Physizismus sonst gemacht haben würde; zweitens, sofern Sieger und Besiegte gleich sehr genöthigt waren, die Vermittelung der Priester-Klasse anzusprechen, weil sie die einzige war, die heftige Leidenschaften zu besänftigen vermogte. Jetzt offenbarten sich die glücklichen Ergebnisse früherer Synoden und Konzilien. Wäre auf diesen nicht eine Vereinigung über Dogmen zu Stande gekommen, auf welche sich für diese Zeiten allein eine neue gesellschaftliche Organisation gründen ließ: so würde, bei der gänzlichen Unfähigkeit der weltlichen Macht zum Widerstande, die Auflösung der Gesellschaft in ihre Bestandtheile unabtreiblich geworden seyn, und das Verhältniß der Sieger zu den Besiegten die volle Härte des Herrn in seinem Verhältniß zum Sklaven erhalten haben. Die christliche Dogmatik, so weit sie im sechsten Jahrhundert ausgebildet war, rettete also durch ihre Vertreter, d. h. durch die Geistlichkeit dieser Zeit, alles, was sich von dem alten Kulturgrade retten ließ. Unstreitig ging Vieles unter; doch im Großen genommen behielt die Gesellschaft eine Grundlage, auf welcher sie zu einem neuen Leben erwachen konnte, zu einem Leben sogar, das jedes frühere an Kraft und Nachdruck übertraf. Das größte Verdienst der Geistlichkeit dieser Zeit bestand darin, daß sie die frühere Sklaverei in Leibeigenschaft verwandelte und auf die Lehre von der

höheren

höheren Ordnung, zu welcher die menschliche Seele gehöre, vielleicht sich selbst unbewußt, die Gleichheit des Anspruchs gründete, aus der, im Verlauf der Zeit, nur die bürgerliche Freiheit hervorgehen konnte. Wir bemerken dies alles nur, um anzudeuten, wie irrig die Meinung derjenigen ist, welche die theologische Gesellschaftslehre als das Werk ungläubiger Gesetzgeber darstellen, die darin nichts weiter beabsichtigt haben, als ein Werkzeug der Beherrschung. Wie schwer würde es diesen Kritikern werden, zu beweisen, daß für die Zeiten, von welchen hier die Rede ist, noch vollkommnere Ideen hätten wirksam seyn können, als wirklich wirksam waren!

Indem man über das sogenannte Mittelalter urtheilt, geschieht es in der Regel mit der Voraussetzung, daß ein weit vollkommenerer Gesellschaftszustand durch dasselbe verdrängt worden sey; dies ist der gemeinschaftliche Wahn aller blinden und unbedingten Verehrer des Alterthums, oder vielmehr der Geisteserzeugnisse, die aus jener früheren Periode auf unsere Zeiten gekommen sind. Glücklicher Weise ist für jeden Unbefangenen der vollständigste Beweis von dem höchst schwachen Kultur-Grade der Griechen und Römer — denn auf diese kommt man vorzugsweise zurück — in eben den Geisteswerken enthalten, die man als ewige Muster preiset, und für alle Zeiten zur ausschließenden Grundlage der Geistesbildung machen möchte. Welcher Gelehrte von gesunder Beurtheilung wird leugnen, daß die Schriften eines Plato und Aristoteles, so wie die eines Cicero und Seneka, ganz anderen Inhalts seyn würden, wenn in den Zeiten, wo diese Denkmäler des menschlichen Geistes in die Erscheinung eintraten, so viel positive

Kenntnisse vorbereitet gewesen wären, als das gegenwärtige Zeitalter aufzuweisen hat? Entweder, man muß die Fortschritte leugnen, welche, seit etwa zweitausend Jahren in den Naturwissenschaften, d. h. in der Astronomie, Physik, Chemie und Physiologie gemacht worden sind; und dann kann freilich von nichts weiter die Rede seyn, als von einer starken Verblendung, die, wenn sie zur Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens berechtigt ist, immer nur auf Geistesverwirrung hinwirken kann. Oder man giebt zu, daß der Zustand der Wissenschaft im Allgemeinen unendlich vollkommener ist, als er es vor zwei Jahrtausenden war; und dann kann man nur dem Urtheil des ehrwürdigen Bacon beistimmen, der schon vor zwei Jahrhunderten behauptete: „die von den Griechen auf uns vererbte Weisheit verrathe nur die Kindheit der Wissenschaft, gleich den Kindern sehr geschwätzig, aber zur Erzeugung viel zu ohnmächtig und viel zu unreif.“ Wir wollen die Frage, weshalb das Studium der Alten, das nur den Bedürfnissen des philosophischen Geschichtforschers entspricht, noch immer zu einem so allgemeinen Studium gemacht wird, daß es das Ansehn gewinnt, als müsse man, bei Leibe! die Geister nicht für die Zukunft, sondern immer nur für die Vergangenheit erziehen — wir wollen diese Frage hier gar nicht nach ihrem ganzen Umfange erörtern; denn dies würde uns zu weit von unserem Ziel abführen. Darauf aber wollen wir pflichtgemäß aufmerksam machen, daß, wenn nur das sogenannte Mittelalter den Zustand der Wissenschaften herbeiführen konnte, in welchem wir gegenwärtig leben und weben — einen Zustand, wodurch das menschliche Geschlecht mehr als jemals mit sich selbst in

Zusammenhang gebracht und der Vervollkommnung näher geführt ist — es sich mit jener so stark verkannten Periode ganz anders verhalten müsse, als man bisher angenommen hat; nicht zu gedenken, daß man nicht mit Wahrheit sagen kann, sie sey bereits vollendet.

Wahr ist, daß in den ersten fünf Jahrhunderten nach dem Untergange des westlichen Römerreichs sich kein wesentlicher Fortschritt wahrnehmen läßt: die Summe der gesellschaftlichen Verrichtungen vermehrte sich nicht um eine einzige, die nicht schon früher da gewesen wäre, ein auffallender Beweis, daß der menschliche Geist während dieser langen Periode nur mit der Erhaltung des Vorhandenen beschäftigt war. Fragt man, wie das möglich gewesen sey? Die allgemeinste Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung scheint keine andere gewesen zu seyn, als die Vermengung des Geistlichen und Zeitlichen oder Weltlichen in dem Zeitraum vom sechsten bis zum elften Jahrhundert: eine Vermengung, welche der Unterschied zwischen Theorie und Praxis gänzlich aufhob, und den Charakter des Priesters eben so unbestimmt ließ, als den des Staatsbeamten. Wie die Kaiser des sächsischen Hauses, von Otto dem Ersten an, gegen alle ihre Absichten, nur dahin wirkten, daß jener Unterschied sich feststellte, muß in der Geschichte des deutschen Reichs erforscht werden. Vollendet wurde er unter den Kaisern des salisch-fränkischen Hauses; und zwar dadurch, daß die Geistlichkeit sich durch eine, ihr eigenthümliche Gesetzgebung von der übrigen Gesellschaft sonderte, damit Priester und Laien nicht länger verwechselt werden möchten. So wie diese Sonderung durch Gregor den Siebenten vollzogen wurde, hatte sie

schwerlich irgend einen andern Zweck, als die zeitliche oder weltliche Gewalt eben so abhängig von der geistlichen zu machen, wie diese es von jener nach dem Willen Otto's des Ersten seyn sollte: allein der Erfolg entsprach Gregor's Absichten auf keine Weise; ja, er entsprach ihnen so schlecht, daß sich behaupten läßt, nur der Keim von Auflösung, den jedes System übernatürlicher Lehren in sich trägt, sey durch jene Sonderung am stärksten befruchtet worden.

Indem die vornehmsten Kräfte des menschlichen Geistes und die öffentliche Aufmersamkeit sich, nach und nach, zu den Wissenschaften hinwendeten, brachten sie in dieser Richtung große und reißende Fortschritte zu Wege. Vergeblich zeigte die Geistlichkeit Anfangs ein rühmliches Bestreben, sich des neuen geistigen Domäns zu bemächtigen: der Wille Einzelner und selbst der Wille der großen Körperschaft, vermochte nichts weder über die unbeugsame Natur der Dinge, welche eine unbedingte Unverträglichkeit zwischen der Theologie und der Physik feststellte, noch über den Charakter von Vereinzelung, welcher der theologischen Philosophie des früheren Mittelalters von ihrem Ursprung an so tief eingeprägt war und sich seitdem so anhaltend entwickelt hat. Allgemein fühlte man zuletzt, daß die Kultur der positiven Erkenntnisse nur denjenigen Geistern anheim fallen könne, die sich ihnen ganz hingegeben haben, und von fremdartigen Doktrinen durchaus nicht gestört werden.

In Wahrheit, was kann verschiedener seyn, als die Methoden, welche Theologie und Physik gebrauchen, um zur Wahrheit, d. h. zu bleibenden Ueberzeugungen zu gelangen! Indem jene sich unmittelbar an die erste Quelle aller Erscheinungen stellt und sich wesentlich damit beschäftigt, die

hervorbringenden Ursachen derselben zu entschleiern, beschränkt sich diese, jede Auffindung von Ursachen ablehnend und entfernend, auf die Entdeckung der Gesetze der Erscheinungen, d. h. der konstanten Beziehungen von Aehnlichkeit und Folge, welche die Thatsachen unter sich haben. Wenn also einzelne Geistliche, wie es im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wirklich der Fall war, sich dem Studium der physischen Wissenschaften hingaben, so hörten sie auf Priester zu seyn, und wurden Gelehrte, ohne daß die natürliche Opposition der beiden intellektuellen Systeme dadurch im Mindesten vermindert worden wäre. Denkt man daher gegenwärtig an Albertus Magnus und an Roger Bacon zurück, so betrachtet man sie als Physiker, und erinnert sich kaum daran, daß der Eine Bischof, der Andere Franziskaner-Mönch war. Beide blieben die Einzigen ihrer Art. Die Unverträglichkeit der natürlichen Theorien mit der theologischen Philosophie erklärt auf der einen Seite die Schläfrigkeit, womit der Klerus an das neue Studium ging, und auf der andern den, noch in unseren Zeiten so häufig wiederholten Vorwurf, daß die katholische Geistlichkeit, um bei Ehren und Ansehn zu bleiben, der Aufklärung der Jahrhunderte hätte Raum geben sollen. Wahrlich, sie würde es nicht haben an sich fehlen lassen, wenn mit zwei so unvereinbaren Geistesarten, wie Theologie und Physik erfordern, ein katholisches Kirchthum bestehen könnte!

Es ist unstreitig der Mühe werth, zu erforschen, in welcher Reihefolge sich die Entdeckungen und Erfindungen dargestellt haben, durch welche bewirkt worden ist, daß

die physischen Wissenschaften gegenwärtig als die einzigen achtbaren erscheinen.

Das erste große, wenn gleich seinen unendlichen Wirkungen nach weder berechnete, noch berechnenbare Werk der Physiker, nach der durch Gregor den Siebenten bewirkten Umwälzung, war die Anwendung der Magnetnadel auf die Schifffahrt. Sie erfolgte schon im zwölften Jahrhundert, und ihr verdankt seit dem Schluß des funfzehnten Jahrhunderts das menschliche Geschlecht den innigeren Zusammenhang, worin es mit sich selbst steht. Was wäre Europa in allen seinen Abtheilungen ohne Amerika und Ostindien, mit denen es nur durch die Magnetnadel in Berührung kommen konnte!

Das zweite große Werk der Physiker war d i e Verbindung des Salpeters mit Schwefel und Kohlenstaub, welche das Schießpulver und in demselben ein bisher unübertroffenes Mittel, theils zur Beschützung, theils zur Beherrschung der Gesellschaft gab: ein Mittel, dessen Wirksamkeit am vollständigsten angeschaut wird, sobald man erwägt, daß selbst Diejenigen, die an der Spitze des öffentlichen Unterrichts standen — wir bezeichnen hier die Päpste — kein Bedenken trugen, es zu ihrer größeren Sicherheit zu verwenden.

Was aber könnte uns abhalten, die dritte große Schöpfung des sogenannten Mittelalters, die Druckerpresse, den Physikern zuzuschreiben? In jedem Falle war die Kunst, bewegliche Lettern zu gießen, von ihnen vorbereitet worden. Die Kombination, aus welcher die Druckerpresse hervorging, mochte immerhin nicht von einem professionsmäßigen Physiker herrühren: immer war sie auf Fort-

schritten gegründet, welche die Physik in der Behandlung der Erze und anderer Stoffe gemacht hatte. Also auch die Sonne der intellektuellen Welt verdanken wir dem Physizismus.

Nicht mit Unrecht hat man die drei großen Werke, von welchem bisher die Rede ist, als die Hauptgrundlage des Zivilisations-Grades betrachtet, den die Bewohner Europas während der drei letzten Jahrhunderte errungen haben. Ihre nächste große Wirkung war jene Kirchenverbesserung des sechzehnten Jahrhunderts, deren Urheber, indem sie nichts Geringeres bezweckten, als den Aberglauben für immer vom Glauben zu sondern, sich das unsterbliche Verdienst erwarben, der Gesellschaft eine solche Organisation zu geben, daß sie sich der Erforschung des Erweisbaren unverhinderter zuwenden konnte. Wirklich gab es, von dieser Zeit an, keinen Stillstand mehr für die Ausbildung der physischen Wissenschaften.

Doch ehe wir auf diesen Gegenstand eingehen, sey es uns erlaubt, das Wesen der Metaphysik aus dem Bildungsgange des menschlichen Geistes zu erklären.

Sobald die Fortschritte der Beobachtung den Menschen dahin geführt haben, daß er seine theologischen Begriffe je mehr und mehr verallgemeinert und vereinfacht, ersetzt er, in jedem besonderen Phänomen, das sich ihm darbietet, den ursprünglichen übernatürlichen Agenten durch eine entsprechende Wesenheit (Entität), an deren Betrachtung er sich, von nun an, ausschließend bindet; und dies ist's, was ihn zum Metaphysiker macht. Anfänglich sind diese Entitäten Ausfluß-Arten der obersten Macht. Allein, Dank sey es der Unbestimmtheit ihres Charakters! sie en-

digen mit einer solchen Vergeistigung, daß sie zuletzt zu bloßen abstrakten Benennungen der Phänomene werden, und zwar nach dem Maße, worin der Zuwachs der natürlichen Erkenntnisse die Leerheit dieser Art von Erklärung fühlbar macht, und zu gleicher Zeit gestattet, daß eine andere an ihre Stelle gebracht werden kann. Auf diese Weise ist die Metaphysik ein zugleich natürliches und unumgängliches Mittel des Uebergangs von der Theologie zur Physik; und ihr Triumph ist, auf der einen Seite, das Zeichen, und, auf der andern, die unmittelbare Ursache des Verfalls des ersten und der Erhebung der zweiten.

Die Könige des elften und zwölften Jahrhunderts konnten, um die weltliche Macht gegen die Eingriffe der Päpste sicher zu stellen, nichts Besseres thun, als einen speziellen Unterricht einzuführen, welcher von aller kirchlicher Autorität unabhängig war. Dies geschah zuerst in Frankreich, wo die pariser Universität, gleich bei ihrem Ursprunge, einen Geist entwickelte, der zu direkten Versuchen einer Opposition wider die Lehren der Kirchen führte. Wer, der mit dem Entwickelungsgange der europäischen Wissenschaft bekannt ist, erinnert sich nicht des Lärms, den Abeillard durch seinen Metaphysizismus im zwölften Jahrhundert verursachte! Er rief den Schatten des Aristoteles ins Leben zurück, und wendete das, womit dieser den Polytheismus bekämpft hatte, gegen die christliche Dogmatik, nicht ohne zu bewirken, daß Theologie und Wissenschaft sich je mehr und mehr sonderten und eine neue Anschauungsweise immer allgemeiner wurde.

Abeillard's Metaphysizismus, von dem Abt von Clairvaux (Bernhard) aufs heftigste bestritten, breitete sich durch

Arnold von Brescia und andere Schüler über Italien, die Schweiz und Deutschland aus, verstärkte von einem Jahrzehend zum andern die Opposition gegen die theologisch-geistliche Gewalt, die ihren Mittelpunkt in Rom hatte, und wurde, auf diese Weise, nicht bloß die Ursache der Konzilien von Pisa, Kostnitz und Basel, sondern durch diese, weil auf dem Entwickelungsgange der Menschheit alles nur vorbereitend ist, auch die Ursache der späteren Kirchenverbesserung, an deren Erfolg die Scholastik nur allzu viel Antheil hatte.

Betrachtet man die Fortschritte der Naturwissenschaft bis zur Kirchenverbesserung als bloße Vorbedingungen der letzteren, und diese wiederum als Vorbedingung des höheren Fluges, den der menschliche Geist in dem Gebiet des Erweisbaren nahm: so wundert man sich nicht weiter darüber, daß die Wissenschaft der astronomischen Phänomene die Hülle der Astrologie ablegte und an der Hand des Copernikus den Reigen der auf Beobachtung und Erfahrung gegründeten Wissenschaften so früh eröffnete. Die astronomischen Phänomene sind zugleich die einfachsten, die allgemeinsten, und die dem Menschen entlegensten; sie fließen auf alle übrigen ein, ohne selbst irgend einen Einfluß zu erfahren, wenigstens in einem dem Menschen erkennbaren Grade; sie gehorchen nur einem einzigen Gesetze, dem allgemeinsten der Natur, der Gravitation. Dies Gesetz zu finden, war der menschliche Geist seit Jahrtausenden beschäftigt gewesen, und durch mancherlei Hypothesen war er nach und nach dahin gelangt, es mit Bestimmtheit zu ahnen. Eine Hauptaufgabe hierbei war, gegen die Evidenz der Sinne zu beweisen, daß die Erde sich um die Sonne,

nicht diese sich um jene bewegt. Copernikus führte zuerst diesen Beweis, wenn gleich nicht so vollständig, wie er später geführt worden ist; und dieser Umstand verschaffte ihm eine solche Nachsicht von Seiten derjenigen Behörde, welche die oberste Leitung des Intellektuellen und Sittlichen für die christliche Welt übernommen hatte, daß er nicht einmal in dem Lichte eines Ketzers erschien. Als ein Jahrhundert später derselbe Beweis vollständiger geführt wurde, da war die Autorität jener Behörde schon so tief gesunken, daß sie, um den letzten Ueberrest von Achtung zu retten, ihre Zuflucht zu Gewalt nehmen mußte. Diese erfuhr Galileo Galilei, als die römische Inquisition ihn vor ihren Richterstuhl zog, und zur Abschwörung eines Beweises zwang, der nur dadurch ungültig werden konnte, daß er widerlegt, d. h. als falsch dargethan wurde. Der Unterschied der theologischen und der physischen Methode hatte diesen anstößigen Auftritt herbei geführt; und von jetzt an war der Krieg beider Methoden praktisch erklärt, nachdem Bacon schon am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts seine berühmten Aphorismen mit dem Satz eröffnet hatte: „daß der Mensch, als Diener und Ausleger der Natur, nur so viel wirkt und versteht, als er von der Ordnung der Natur entweder durch angestellte Versuche oder durch Beobachtung bemerkt hat, und daß er, hierüber hinaus, nichts weiß und nichts vermag."

Es ist unmöglich, die großen Ergebnisse der immer allgemeiner befolgten Methode, wodurch man, ohne bei den Ursachen der Erscheinungen zu verweilen, sich auf die Erkenntniß ihrer Gesetze beschränkt, in wenigen Worten darzustellen, wenn man dabei zugleich ins Einzelne

eingehen und den Zeitraum der beiden letzten Jahrhunderte umfassen will. Wir bemerken also nur Folgendes über diesen wichtigen Gegenstand. Vergleichungsweise unermeßlich erweitert, ist das Domän der physischen Wissenschaft gegenwärtig in vier große Abtheilungen zerfallen, von welcher jede unbemerkt, wenn auch nicht mit demselben Erfolg, doch mit gleichem Eifer bearbeitet wird. Diese Abtheilungen sind: Astronomie, Erdphysik, Chemie und Physiologie. Phänomene, von welchen man sonst annahm, daß sie sich der Herrschaft der positiven Methode, die überall auf Erweisbarkeit dringt, standhaft versagen würden, sind in ihr Gebiet eingetreten; und die Kenntniß ihrer Gesetze vermehrt, gewissermaßen täglich, die Summe richtiger Anschauungen und Verfahrungsarten. Vor allen hat die Chemie, vermöge ihres unmittelbaren Einflusses auf die gesellschaftlichen Verrichtungen, eine Ausdehnung erhalten, die vor einem halben Jahrhundert noch nicht geahnet werden konnte. Ihr verdankt die Gesellschaft so große Vortheile und Bequemlichkeit, daß es eine Art von Stumpfsinn verrathen würde, nicht einzugestehen, daß die physischen Wissenschaften die einzige wahre Grundlage aller menschlichen Entwickelung bilden; — daß also die Gesellschaft in eben dem Maße an Sicherheit und Stärke gewinnen wird, worin sie mit immer klarerem Bewußtseyn sich in dieser Bahn (der einzigen, die zur Vervollkommungen aller Art führt) fortbewegt.

Unstreitig enthält alles, was wir bisher bemerkt haben, nur Andeutungen; denn hätten wir noch mehr geben wollen, so würden wir das ganze große Gemälde der gesellschaftlichen Entwickelung seit Jahrtausende haben ent-

falten müssen, um nachzuweisen, wie jeder einzelne Fortschritt, der in einem so langen Zeitraum gemacht ist, auf die Rechnung der Beobachtung und Erfahrung (dieser einzigen Grundlagen alles Wißbaren) gesetzt werden muß. Doch auch diese bloßen Andeutungen werden, wenn wir nicht sehr irren, hinreichen, um zu erklären, wie im Verlauf der Zeit eine Epoche hat eintreten können, wo man, anstatt die Physiker, wie im Alterthum, zu fürchten und zu verfolgen, ihre Zusammenkünfte begünstigt und sich von ihren anhaltenden Bemühungen um die weitere Ausbildung der Gesellschaft den unfehlbarsten Erfolg verspricht. In Wahrheit, alle Analogie würde trügen, wenn man in dieser Erwartung getäuscht werden sollte.

Wir glauben dem ersten Theile unserer Aufgabe genügt zu haben, welcher die Frage umfaßte, was die regelmäßigen Zusammenkünfte der Physiker herbeigeführt habe.

Indem wir uns jetzt dem zweiten Theile zuwenden, um zu erforschen, welche Wirkungen die höchst wahrscheinliche Fortdauer dieser Zusammenkünfte für die gesellschaftliche Zukunft haben wird, ersuchen wir den geneigten Leser, unsere Anschauungen nicht weiter zu billigen, als sie dem gegenwärtigen Zustande der Naturwissenschaft entsprechen; denn dieser ist das einzige Fundament, worauf sich ein nur einigermaßen haltbares Raisonnement führen läßt. Doch zur Sache!

Von der vollkommenen Unschädlichkeit der Physiker in unseren Zeiten kann gar nicht die Rede seyn. Ihre unbedingte Nützlichkeit folgt aus den Fortschritten, welche die Naturwissenschaft bisher gemacht hat; sie folgt aber noch viel mehr aus dem eigenthümlichen Wesen dieser Art von

Erkenntniß. Diese unterscheidet sich nämlich von jeder anderen Erkenntniß darin, daß sie sich nicht mit Vorwegnahmen verträgt. Konjekturen, Hypothesen u. s. w. haben für den Physiker nur einen nur geringen und immer schnell vorübergehenden Werth. Sein einziges Bestreben geht auf Entdeckung des Gesetzes gleichartiger Phänomene; denn nur diese setzt ihn in den Stand, sich der Phänomene zu bemächtigen. Mit Einem Wort: er erfindet nicht eher, als bis er gefunden hat. Auf diesem höchst einfachen Wege ist alles entstanden, was man wohl den Triumph des menschlichen Geistes nennen könnte: — alle Erfindungen früherer und späterer Zeit, die das Leben verschönert und und die Gesellschaft in ihren Verrichtungen groß gemacht haben; — auch unsere Blitzableiter, unsere Dampfschiffe, unsere Gaserleuchtung (um nur solcher Erfindungen zu gedenken, welche in der letztverflossenen Zeit die Herrschaft des menschlichen Geistes über Naturkräfte dokumentiren). Was würde überhaupt die Gesellschaft ohne diese Herrschaft seyn? Was konstituirt in letzter Auflösung der Charakter der sogenannten Wilden? Man gebe ihnen (wenn dies anders möglich ist) die physische Wissenschaft in demselben Grade von Vollkommenheit, den diese unter den Europäern erstiegen haben, und man wird keinen weiteren Unterschied zwischen ihnen und diesen zu entdecken im Stande seyn; wobei sich freilich ganz von selbst versteht, daß jene in ihren gesellschaftlichen Zustand die große Mannigfaltigkeit von Verrichtungen aufnehmen müssen, welche die wahre Grundlage der europäischen Zivilisation ausmacht, und ohne welche jede höhere Ausbildung durch physische Wissenschaft ganz unmöglich seyn würde.

Dies nun vorausgesetzt, entsteht die Frage: was kann man sich von den Gesammtanstrengungen der Physiker, die den Zweck ihrer jährlichen Zusammenkünfte ausmachen, vernünftiger Weise versprechen?

Alle Wohlthaten, welche die Gesellschaft bisher von der Kultur der physischen Wissenschaften genossen hat, sind aus individuellen Anstrengungen hervorgegangen. Je größer aber diese Wohlthaten bis jetzt gewesen sind, desto natürlicher hat man auf den Gedanken gerathen müssen, die Summe derselben dadurch zu vermehren, daß die individuellen Anstrengungen in Gesammtanstrengungen verwandelt werden; und dies ist ganz unstreitig der Gedanke, der den regelmäßigen Zusammenkünften der Physiker zum Grunde liegt.

Ist nun dieser Gedanke richtig? und (da in den Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens alles bedingt ist) unter welchen Bedingungen kann er allein für richtig erkannt werden?

Wir gehen auf die Beantwortung der hochwichtigen Frage ein.

Das unermeßliche Domän der Physik (dies Wort in seiner allgemeinsten Bedeutung genommen) hat sich, wie wir schon oben bemerkt haben, dem gegenwärtigen Stand oder Entwickelungsgrad der Wissenschaft gemäß, in vier große Departements getheilt, von welchen die Astronomie das erste, die Erdphysik das zweite, die Chemie das dritte, die Physiologie endlich das vierte einnimmt und beherrscht. Unstreitig haben Astronomen, Erdphysiker, Chemisten und Physiologen den Charakter von Physikern in sofern mit einander gemein, als es für sie nur Eine Methode giebt;

nämlich die der Beobachtung, um auf diesem Wege zur Erkenntniß der Naturgesetze zu gelangen. Allein, da die von ihnen beobachteten Phänomene in sich selbst sehr verschieden sind, je nach dem Grade ihrer Zusammengesetztheit, und da hieraus ganz von selbst folgt, daß sich das Gesetz für den Erdphysiker anders modifizirt, als für den Astronomen, und für den Physiologen wiederum anders, als für den Chemiker: so ist zwar die Wissenschaft, ihrem allgemeinsten Charakter nach, für alle dieselbe, in ihren speziellen Beziehungen hingegen, so in sich selbst verschieden, daß man sich nicht darüber zu wundern Ursache hat, wenn der Astronom die Chemie eben so verschmäht, wie der Erdphysiker die Physiologie. Alles zugleich zu umfassen, reicht der menschliche Verstand nicht aus, wie viel er auch in sich aufnehmen möge; und da das Band, das alle physischen Wissenschaften vereinigt, noch nicht aufgefunden ist, d. h. da es noch keine physische Philosophie giebt, die allgemeine Annahme gefunden hätte: so ist es sogar kein Gegenstand des Erstaunens, wenn Physiker sich in der Regel nur in sofern an einander angezogen fühlen, als sie das Gleichartige wahrnehmen, wenn also der Astronom sich nur von dem Astronomen, der Chemiker von dem Chemiker u. s. w. angezogen fühlt. Wir reden hier mit aller Achtung von der Wissenschaft, doch nicht von solchen gleichgültigen Trägern derselben, für welche alles bloße Notiz bleibt, und die eben deswegen das Recht haben, den Schein anzunehmen, als wären sie in allen Abtheilungen der großen Wissenschaft zu Hause, während sie es, der Wahrheit nach, in keiner einzigen sind.

Was folgt aus dem bisher Bemerkten?

Dies, wie wir glauben: — daß es die Kultur der physischen Wissenschaften nicht fördern kann, wenn man Physiker aller Art, welche Benennung ihnen auch zukommen möge, zu einer Versammlung vereinigt, die keinen andern Zweck hat, als daß sie sich unter einander belehren (endoktriniren). Bei dem gegenwärtigen Stande der physischen Wissenschaften würde dies nichts mehr und nichts weniger seyn, als eine Wiederholung des Thurmbau's zu Babel; und da Sprach- und Ideen-Verwirrung nicht ausbleiben könnten: so würde auch der Erfolg für den Anbau der physischen Wissenschaften kein anderer seyn, als er es für jenen Aufbau war; d. h. die Sache selbst würde zum Stillstand kommen. Sondert sich das physisch-wissenschaftliche Parlament nicht in verschiedene Klassen, welche eben so vielen Hauptabtheilungen der Wissenschaft selbst entsprechen: so kann aus den Vorträgen der Einzelnen nichts weiter hervorgehen, als — Unterhaltung, und, so Gott will, Belehrung für diejenigen, die in die eine oder die andere Materie, welche gerade zur Sprache gebracht wird, eingeweihet sind, Langeweile hingegen, höfliche Resignation und bitterer Zeitverlust für alle Uebrigen, die der Versammlung beiwohnen; denn es muß sich alsdann nothwendig die schöne Fabel von dem Fuchs und dem Kranich wiederholen, die sich gegenseitig zu Gaste bitten, während der eine zur Bewirthung nur eine flache Schüssel, der andere für denselben Zweck nur einen langhalsigen Krug hat.

Also — Sonderung der verschiedenen Mitglieder des physisch-wissenschaftlichen Parlaments in so viel homogene Abtheilungen, als der Stand der Wissenschaft mit sich

bringt

bringt! Bleibt dies Mittel unangewendet, so kann man jede Zusammenkunft der Physiker für wesentlich unnütz halten. Was in einem politischen Parlament die Kommissionen sind, dasselbe sind in einem wissenschaftlichen Parlamente die Klassen oder Abtheilungen; und so wie das für's Leben Brauchbare nur von jenen ausgeht, eben so werden die Fortschritte in der Wissenschaft nur von diesen ausgehen. Man fürchte auf keine Weise die Folgen der Trennung und Sonderung! *) Sie können nur die entgegengesetzten von denen seyn, welche man sich als nothwendig denkt; denn nur durch eine sorgfältige Ausbildung aller einzelnen Zweige kann der Baum der Wissenschaft sich großartig entfalten.

Die Entstehung einer physischen Philosophie (im Gegensatz der metaphysischen) läßt sich nur dadurch beschleu-

*) Wie weit die Sonderung getrieben werden müsse, läßt sich a priori gar nicht bestimmen, weil darüber nichts so sehr entscheidet, als der Zustand der Wissenschnft nach dem Entwickelungsgrade, den sie in der Zeit gewonnen hat. Am Tage liegt jedoch, daß man einen Fehler begehen würde, wenn man sämmtliche Erdphysiker in eine einzige Klasse zusammendrängen wollte. Als Geologen, Mineralogen, Botaniker und Zoologen wesentlich verschieden, wie könnten sie sich unter einander nützlich werden? Es würde also schwerlich etwas Anderes übrig bleiben, als für sie eben so viel Klassen zu errichten, als die Erdphysik, ihren Hauptzweigen nach, erfordert. Ich schweige von den Physiologen, weil sie Träger einer Wissenschaft sind, die noch in faece Romuli liegt, d. h. von dem Metaphysizismus noch beinah unumschränkt beherrscht wird. Soll sie sich über den Entwickelungsgrad erheben, den sie der Anatomie verdankt: so bedarf sie einer besonderen Berücksichtigung, die ihr nur durch Sonderung in Physiologie des Menschen und in Physiologie des menschlichen Geschlechts zu Theil werden kann. Sie allein ist bestimmt, die Mutter einer physischen Philosophie zu werden.

nigen, daß man dem allgemeinen Entwickelungsgesetz folgt, das sich mit keinen Sprüngen verträgt; sie wird vorhanden seyn, sobald die einzelnen Zweige der Physik die Ausbildung erhalten haben, die ihr nothwendig vorangehen muß.

Was ist denn der wahre Grund, weshalb alle Akademien der Wissenschaften, die es in Europa giebt, ihre Bestimmung verfehlt haben?

Ursprünglich war diese keine andere, als die, welche, in unseren Tagen, von den Physikern in ihren regelmäßig wiederholten Zusammenkünften erfüllt werden soll: Kultur der physischen Wissenschaften, oder der Physik schlechtweg. So verhielt es sich mit der Accademia di Cimento zu Florenz, mit der von Karl dem Zweiten gestifteten königlichen Societät zu London, mit der von Colbert gegründeten Akademie der Wissenschaften zu Paris u. s. w.

Die erste Organisation dieser wissenschaftlichen Institute entsprach dem Zustande der Physik in jener Zeit, wo die Institute selbst zu Stande gebracht wurde; allein, indem jener Zustand sich nach und nach wesentlich veränderte, die Organisation der Akademien aber dieselbe blieb — wie hätte es fehlen können, daß daraus ein Misverhältniß hervorging, das eben so sehr zum Nachtheil der Wissenschaft, als zum Nachtheil ihrer Träger gereichte? Es kam dazu, daß diese, fortgerissen von einer ihrer unwürdigen Eitelkeit, Fremdartiges, sowohl in Ansehung der Ideen als der Personen, in sich aufnahmen, um mehr zu scheinen, als sie wirklich waren. So erfolgte ihr Verfall auf eine noch unabtreiblichere Weise.

Wären sie ihrer ursprünglichen Bestimmung treu ge-

blieben, und zwar so, daß sie ihre Organisation dem Entwickelungsgrade der Wissenschaft gemäß verändert hätten: so würden die gegenwärtigen Zusammenkünfte der Physiker durchaus zwecklos seyn; denn die Akademien der Wissenschaften hätten in dieser Voraussetzung alles geleistet, was jetzt durch die Zusammenkünfte der Physiker nachgeholt werden soll.

Wirklich bezwecken diese nichts weiter, als eine solche Restauration oder vielmehr Wiedergeburt der Akademien der Wissenschaften, wodurch diese von neuem für die Gesellschaft nützlich werden; nicht als ob dies die Absicht der zusammentretenden Physiker wäre, sondern weil sie, dem gesellschaftlichen Bedürfniß gemäß, keine andere Bestimmung haben können.

Welcher Ordnung Notable auch angehören mögen: ihr wahrer und ausschließender Beruf ist, der Anarchie durch eine solche Organisation zuvorzukommen oder auch abzuhelfen, welche den gesellschaftlichen Bedürfnissen in der Zeit entspricht; je vollständiger sie diesen Beruf erfüllen, desto größer ist ihr Verdienst.

Was nun die Notablen der Wissenschaft betrifft: so werden sie, nach wiederholten Versuchen, ganz von selbst zu der Ueberzeugung gelangen, daß durch ihre Reisen, ihre Zusammentritte und ihre Besprechungen für die Wissenschaft nur in sofern etwas zu gewinnen ist, als ihre Bemühungen mit einer vollständigeren Organisation des Lehrkörpers endigen, als bisher — wir wollen nicht sagen, möglich war, wohl aber Statt fand.

Ihnen mit dieser Entdeckung um etwa zehn Jahre zuvorzukommen, mag unhöflich seyn; doch darf man dabei

auf Verzeihung rechnen, weil die mit weiten Reisen verbundenen Beschwerden, so wie der Aufenthalt in Gasthöfen, Dinge sind, die auch in Anschlag gebracht zu werden verdienen.

Gern erkennen wir also das Verdienstliche der wissenschaftlichen Synoden unserer Zeit; doch glauben wir nicht, daß der Wissenschaft daraus irgend ein wesentlicher Vortheil erwachsen könne, da diese immer nur im höchsten Frieden und in der Stille der Einsamkeit gedeihen kann.

Hierauf die Aufmerksamkeit der nächsten wissenschaftlichen Versammlung hinzuleiten, wird, vor allen, die Sache des ausgezeichneten Gelehrten seyn, den die öffentliche Stimme zu ihrem Präsidenten ernannt hat: — des Achtbaren, der in dem Urtheil Europas als der würdigste Repräsentant der physischen Wissenschaften dasteht. Möchte er (wir wollen nicht leugnen, daß dies hinsichtlich des hier verhandelten Gegenstandes unser liebster Wunsch ist) in einer gewissen Beziehung Leibnitzens Werk erneuern! Mehr als hundert Jahre trennen ihn von diesem Hochachtbaren; und welche Fortschritte haben die physischen Wissenschaften in diesem Zeitraum gemacht! Ihnen, in ihrer gegenwärtigen Gestalt, für ihr Gedeihen nicht ein neues Asyl — denn dessen bedarf es nicht — wohl aber eine bessere Pflanzschule zu eröffnen, würde, in einem nicht genug zu preisenden Verdienst, unsterblichen Namen gewähren. Preußen wäre alsdann ausgezeichnet durch ein Institut, dessen Wirkungen man sich nur als unermeßlich denken kann; und daß Preußen alle Elemente dazu in sich trägt, wer möchte daran zweifeln?

Fragmente
aus der
neunten Fahrt der Hammelburger Reise.*)

„Das Leben derjenigen Leute, welche zu Literaten, d. h. zu Buchstäblern oder Großbuchstäblern bestimmt sind, theilt sich in zwei Hauptperioden: die erste, wo der gesunde Menschenverstand davon läuft, und dafür ein lateinischer Ersatzmann gestellt wird; die andere, wo der lateinische Ersatzmann seine Zeit ausgedient hat, und der davon gelaufene Verstand sich wieder um Pardon meldet."

„Die größte und letzte Schule für die Hammelburger, größer als die Münchener Universität und die Göttinger zusammen genommen, war zuletzt noch die Welt. Auf diese wurden diejenigen zurückgewiesen, die in den kleineren Schulen nichts gelernt oder zu lernen gefunden hatten, um aus dem Lineal-Regiment des Schulfüchsen-Staabs in die Welt-

*) Nach vier, wie wir glauben, so substantiellen Schüsseln, wie die vorstehenden Aufsätze liefern, hat es uns nöthig geschienen, unseren Lesern etwas von dem Konfekt mitzutheilen, den der geistreiche Verfasser der hier genannten Reise in so großer Fülle auf seiner neunten Fahrt ausgeschüttet hat; und wir thun dies mit dem aufrichtigen Wunsche, daß dieser kleine Desert-Teller ihnen dasselbe Vergnügen gewähren möge, das uns das Füllhorn des Herrn K. Heinrich von Lang zu allen Zeiten gewährt hat.

Anmerkung des Herausgebers.

landwehr des Menschenverstandes überzugehen. Inzwischen sahen es die Hammelburger nicht gern, wenn man ihre Kinder zu Gelehrten verbildete, einerseits, weil die Gelehrsamkeit ein trostloser Zustand ist, worin man zeitlebens weder Gunst, noch Mitleid oder Erbarmen findet; und zwar ganz natürlicher Weise. Denn warum giebt man einem Blinden, einem Krüppel, einem Abgebrannten oder Verjagten? Gewiß immer nur in einem dunklen Schrecken, daß es in Gottes Macht stehe, auch Uns, die Allergrößten, in eine solche Tiefe des Jammers und der Bedürftigkeit hinabzustürzen. Daß man aber, ohne ein besonderes Wunder am hellen Himmel, seiner Lebtage nicht, und auf keine Weise, ja unmöglicher Dinge, ein Gelehrter seyn oder werden könne, ist man sich innerlich, man stelle sich wie man wolle, selbst bewußt, und hat daher, in seiner übermüthigen Sicherheit, alles Gefühl, alle Theilnahme für solche gelehrte Unglückliche abgethan; zumal da sie sich diese Gelehrsamkeit durch ihren eigenen Unverstand zugezogen haben. Andererseits fürchten sich die Hammelburger auch vor solchen Stadtkindern, welche ihnen die Zumuthung herbei führen könnten, ihnen nach ihrem überstandenen Hungertode ein Monument setzen zu lassen."

„Zu den Hammelburger Statuten gehörte noch ein eigener, vom Kaiser Sigismundus bestätigter Schulplan, weshalb alle anderen allgemeinen Schulpläne, die in allen künftigen Zeiten noch kommen könnten, die privilegirte Provinzial-Studienverfassung in Hammelburg unberührt lassen müssen. Der Hauptgesichtspunkt derselben, so viel

wir aus deren schon etwas veralteten und undeutlichen Fassung entnehmen konnten, ist zuvörderst, wie man die Lehrmethode nach Art des Macadamischen Straßenbaues behandeln könne, nämlich zwar ohne festen Grund, aber alles recht klein gehackt und breit geschlagen; sodann, daß man die Wissenschaften selbst als eine feindliche Einquartirung von lauter Griechischen, Lateinischen, Hebräischen und anderen fremden Truppen betrachte, welche, so viel nur menschenmöglich, im Burgfrieden des Gehirns unter Dach und Fach gebracht werden müssen, worauf es den armen Quartier- und Kopfträgern überlassen bleibt, für Brod und Fourage zu sorgen. Sollten aber andere Schulplane, gleichsam wie ein Marschall ungewöhnliche Tafelgelder, namentlich schöne Wissenschaften, oder andere nicht minder schöne Sachen, alte Philosophen zu Wegweisern, historische Romanenschreiber zu Geißeln, persische und indische Dolmetscher in die Feldkanzlei u. dgl. verlangen: so müsse man gegen solche Requisitionen die pure Unmöglichkeit vorschützen, und daß es das Land nicht ertrage."

„Eine eigene Universität, dergleichen noch nicht gestiftet, soll, nach alten Prophezeihungen, dereinst eine Königlich Salomonische seyn, auf der man sich fünf Jahre lang einüben wird, allen bisherigen Schlendrian und Schnickschnack der alten Welt — nicht sowohl zu lernen, als zu vergessen und aus dem Innersten auszuräuten, und das Quadratur-Geheimniß, daß alles unser Wissen eitel sey, wohlverwahrt in's Herz zu versenken."

„Freilich für die Universität F...da war die Auf-

gabe zu groß, eine solche Zeit zu erleben, wie unsere, in der man neuerlich zu Landshut Elephanten, ohne allen Zweifel alte gelehrte Universitäts-Elephanten, ausgegraben — Ungeheuer, welche sich bisweilen in der Bücherweisheit dergestalt überfressen hatten, daß man öfters den Trokar bei ihnen hat ansetzen müssen. Man nennt aus dieser Art einige wahre Verschwender der Gelehrsamkeit, die es Noth gethan hätte am Ende unter Kuratel und Regierungs-kommission zu stellen. Von den meisten sind gleichwol die Namen gänzlich untergegangen; denn die größten Gelehrten sind eigentlich den totalen Monds- und Sonnenfinsternissen zu vergleichen, die in allen Kalendern ausgerufen und ausgeschrieben werden, von denen man aber, bei dem übrigen Treiben des Tags und der Nacht, nicht das Allergeringste bemerkt. Unselig mit Recht sind wohl heutigen Tages alle Gelehrten zu nennen, wenn sie, wie ein Tantalus, in dem Meere des gelehrten Ruhms nach Lob-Rezensionen schnappen müssen, oder nach den prahlerischen Ausgeboten der ihre Kinder verkuppelnden Buchhändler, nach Ehrenmünzen, Diplomen, Nord- und Südpol-Kreuzen, ohne daß irgend etwas ihren argen Durst zu lindern vermöchte, selbst nicht die D... ner Abendzeitung, welche doch aus allen Orten, an Allen, Alles über Alles zu lobpreisen bereit ist."

„Wie wenig haben die Herren von F... da im Felde der Gottesgelehrsamkeit, von ihnen so mühevoll bearbeitet, die Nähe jener Umwälzung geahnet, durch welche man die geistlichen, wir sagen nicht die geistigen, Dinge in welt-

liche verwandelt, mittels der Säkularisation, und dann wieder, in neuer Rückschmelzung, die weltlichen zu geistlichen, oder vielmehr geistischen Gesichtern und Träumen, mittels des Mystizismus. Denn das ist die Danksagung und die Kunst, gleichwie Gott geschaffen hat und gestaltet nach seinem Bilde, so ihn selbst wieder aus unseren Händen umzugestalten nach unseren Schwedenborgs- und Anubis-Fratzen. Wohl richtig hielten jene den Glauben für einen Kompaß und Magnet, der auf ewig seine Abweichungen behaupten, und sich schlechterdings nicht auf die gemalte gerade Spitze zurückzanken und zurückpolemisiren lassen wird. Das Wunderbarste wird am Ende seyn, wenn zuletzt alle getreuen und fleißigen Steuermänner, ein jeder nach der Richtung seiner Nadel, von Osten und Westen, glückselig in denselben Hafen einlaufen."

„Auf die Rechtswissenschaft, welche heut zu Tage bei Uns Jederman von A bis Z, also Apotheker, Bierbrauer, Dachdecker, Essighändler und so fort bis in's Z, wenigstens in so weit gründlich versteht, daß er neue Gesetze und Gerichtsordnungen — eine Kleinigkeit! — entweder in Kompagnie mit verfertigen, oder doch im Chore mit abstimmen kann, wollten die Herren von F...da eben darum gar nicht viel mehr halten. Sie hielten die römischen Juristen für nichts, als Affen der römischen Kurialisten, die, wie die Gottesgelehrten von Rechts wegen Römisch-Katholisch heißen, eben so in ihrem juristischen Unchristenthum Römisch benannt seyn möchten, aber Römisch-Diabolisch und Römisch-Bartholisch und Baldisch. Jene Pan-

dekten und Kodices hätten sie von Konstantinopel her; ihr deutsches Recht, ihr Lehnrecht vom schwarzen Meer, aus jener Zeit, wo sich Asien auf Europa geworfen und für seine unglücklichen Bewohner die Ketten tartarischer Lehnssitten herbei geschleppt."

„Der Mathematik widmeten sich immer die mannfesten Naturen: Leute von der vortrefflichsten Länge, um als Bergsteiger mit ihrem Eisensporn das Plus und das Unendliche bis zum ewigen Schnee der unauflöslichen Gleichungen zu erklimmen, oder in den trockenen Steppen der Analysis die Wurzeln des Ueberverstandes auszugraben. Die Studenten ließ man zu dem Ende, statt Boston und Tarok, mit Linien und Zahlen spielen, besonders mit dem wunderbaren naturphilosophischen Drei, das sich aus allen Gegenständen der Sinnenwelt herauswerfen soll, selbst bei der Hausmannskost des Weltweisen, bestehend in Suppe, Rindfleisch und Gemüß. Aus den Fixsternen ließ man die jungen Gemüther entnehmen, wie selbst der Himmel seine glebae adscriptos, seine Firmaments-Grundholden habe; die man vielleicht auch einmal, wie jüngsthin der Nürnberger Korrespondent (No. 74) die armen Grundholden des Sebald-Waldes, zu Dutzenden feilbietet, und für welche alljährlich die Kalendermacher die Himmels-Grund- und Lagerbücher erneuern, während man auf allen Thürmen das Land- oder vielmehr das Himmelstreichergesindel der Kometen verfolgt, von welchen wir doch wenigstens Einmal nur Einen eingebracht wissen möchten."

„Der große Mann, den man als den Stifter der berühmten Philosophen-Schule zu F...da verehrt, wurde früher als Wildfang in den Wäldern des Rhöngebirges eingefangen, und konnte daher in seiner, allen unbekannten, rauhen und schreckbaren Sprache von keiner menschlichen Seele verstanden werden.“

„Man hat zwar darin öfters die Grenzmark zwischen Menschen und Thier finden wollen, daß dieses nicht sprechen, sich nicht durch Worte verständlich machen könne; allein es möchte doch aus vielen Anzeigen hervorgehen, daß auch die Thiere ehemals zum Reden patentisirt gewesen, und daß man ihnen, nachdem sie das Gehoffte nicht geleistet, vielmehr in die Sprache eine hündische Manier, eine kriechende, eine krötenmäßig lästernde, eine schaafsmäßige, eine nachteulenmäßige und maulwurfsmäßig blinde haben einführen wollen, auf das Freundschaftlichste gerathen, das fernere Sprechen ihrerseits freiwillig einzustellen, und sich lieber von der durch die Landtäge, Landräthe, Festtäge, Gratulationen und Aufwartungen vortrefflichst eingeübte Menschheit vertreten zu lassen.“

„Ist freilich Schweigen das Höchste, ohne welches man aufhört ein Philosoph zu seyn: so können wenigstens diejenigen Herren Philosophen, welche es bis dahin zu bringen wußten, oder es mit Leuten zu thun hatten, die schlechterdings etwas vorgeschwatzt haben wollten, klüglicher Weise sich mit einer Rede behelfen, die niemand versteht, oder mit einer Schrift, einem wahren Sanskrit, das niemand lieset. Sie können uns aus Spaß die Werke eines Jakob Böhme, eines Schwedenborg, als Fundgruben des Witzes in die Hände geben, und wenn wir dürstend nach

einem Verständniß lechzen, uns auf jene Zeit vertrösten, wo der Durstige nicht mehr nöthig hat, sich selbst zum Brunnen zu bemühen, wohl aber der Brunnen zu ihm herangestiegen kommen werde. Ueberhaupt aber, sofern auch immerhin die Herren Philosophen dem unteren Volk unverständlich, unbegreiflich, unzugänglich, unbefreundet und ungenießbar bleiben: so haben wir dabei wohl zu erwägen, daß es ja keinesweges ihre Bestimmung sey, unter diesem Volke zu sprechen, sondern nur in dem Oberhaus des überirdischen Menschenverstandes, in welchem sie die Majoratsherren und Großwürdeträger sind. Was können sie für uns gemeine Gassenkehrer und Pflastertreter, wenn uns da die Narrheit in die Beine beißt, wie ein wüthender Hund, nicht minder giftig und lebensgefährlich, nur daß man es, wo einen die Narrheit beißt, weit später merkt, oft nicht in drei, nicht in zehn, ja selbst nicht in vierzig Jahren, von Manchem es gar niemals erfährt, der begraben wird, nicht als ein Scheintodter, wohl aber als ein Scheinkluger. Verspürt ein so Gebissener, über kurz oder lang, einen gewissen Schwindel im Kopf, den Hochmuthsschwindel, so ist die Krankheit im Ausbrechen, und man muß eilen, dem Unglücklichen den Buckel zu kratzen, so arg man kann, ihm Vivat in's Ohr zu schreien, Weihrauch unter die Nase zu halten, und seinen Rockzipfel zu küssen. Thut man dies, so braucht man ihn nicht an Ketten zu legen."

„Ein Philosoph ist keinem von diesen Unfällen ausgesetzt. Nicht einmal ad absurdum ist er zu führen; sondern nur immer ad absurdius. Das physikalische Kabinet in F...da enthielt übrigens eine wundervolle Ma-

schine, die Logikmaschine, aus der man alles beweisen konnte, was man wollte, und in der, wenn man hineinsah, alle Dinge, wie in einer Kamera obskura, verkehrt und auf den Kopf gestellt waren; ferner ein philosophisches Dampfschiff, womit man die ausgetretenen Wasser des Unverstandes abpumpen und die wilden Fluthen der Phantasie wieder in die Ufer leiten und befahren konnte. Alle diese goldenen Früchte pflücken die Herren Doktores nicht mehr von den alten Paradiesbaum der Erkenntniß, der längst von Frevlern und Dieben abgeblättert war; sondern auf die Wildstämme ihrer systematischen Heckengärten hatten sie selber neue Reiser gepfropft, und daran die Blechlein ihrer unsterblichen Namen gehängt. Hätten wir in jener Zeit gelebt und damals zu befehlen gehabt: in allen Festungen hätten wir die größten Philosophen als Kommandanten gesetzt. Denn, da man noch niemals gehört, daß ein Philosoph je seine Meinung aufgegeben, an der doch vielleicht das Allerwenigste gelegen war: so können wir ahnen, wie halsstarrig, wie grimmig sie solche wichtige Punkte wie Luxemburg, Koblenz, Mainz, Magdeburg, Stralsund, Belgrad und Okzakow vertheidigt haben würden; und welcher Ruhm wäre demjenigen geworden, der in einer allergnädigst privilegirten Kriegszeitung diese Kämpfe und Schlachten zwischen Vernunft und Unvernunft hätte beschreiben dürfen!"

„Herr Elias Springer war ein erklärter Feind des, in der Handelsweisheit unerschütterlich feststehenden Midassystems, nach welchem alles, was der Handel mit

seinen Fingerspitzen berührt, allerschleunigst in Gold, dieses aber, damit es nicht mehr entschlüpfe, hermetisch fest eingebüchst und bewacht werden muß; jenes Systems, welches aussagt: „die Handels-Politik müsse seyn gleichsam wie eine Stachelmausfalle von Drath, wo das Mäuslein, das Geld, zwar auf das Allerbequemste herein in's Land, aber schlechterdings nicht wieder herausschlüpfen kann, ohne sich an den allerspitzigsten Stacheln der Herren Mauthbeamten, Stationisten und Grenzwächter das Fell zu zerreißen." Umsonst versuchte Herr Elias dagegen mit den Gemeinplätzen aufzukommen: das Geld wäre an sich ja keine genießbare Waare, sondern nur ein wechselseitig angenommenes Tausch- und Handels-Symbolum, ein Maßstab, wie viel die Sache werth seyn solle, der nicht einmal nothwendig von Metall seyn müsse, sondern bei anderen Völkern durch Kakaobohnen, bei den alten Russen durch Subi, Kuni und Wäkschi, d. h. durch Marderschnauzen, Eichhornfelle, Fischzähne u. s. w. vorgestellt worden. So wenig es ein Unglück wäre, wenn unsere hölzernen Ellenmesser, die Brabanterstäbe, die Kerbhölzer, die Apothekergewichte, die Branntweinmäßlein oder obige Marderschnauzen aus dem Lande gingen: so gleichgültig sey es auch, wenn das Waarenmaß, das Geld, einen Augenblick hinüber und herüber, dafür aber der wahre Werth, die Waare selbst, in unsere Hände übergehe. Was denn das für einen absonderlichen Segen bringen sollte, wenn jeder nun sein bischen Geld verknüpft im Beutel, wie ein Skapulier herumschleppen würde, ohne etwas dafür einzutauschen? alle Konzert- und Komödien-Billete einsperren, und in keine Vorstellung gehen wollte? oder ob die Quelle davor

erschrecken solle, daß ihr Wasser weiter fließt? oder der Thürmer ein Register anlegen, wie viel Wind zum Lande herein, und wie viel herauswehe, damit er sich am Ende nicht verblase? — Wo das Geld zu fehlen scheine, da liege der Grund in einem ganz anderen Mangel — im Mangel des Erwerbs, der Arbeit, im eigensinnigen Haften an abgeschmackten Alterthümlichkeiten, in gestörter Benuzzung der Erde, in den gefesselten Händen eines von Haus aus gutwilligen Fleißes, in der Liederlichkeit, die aus Hoffnungslosigkeit entspringt, in der Unduldsamkeit des Bauernstolzes gegen die kleinen Hütten der Armuth, im Sperren, Zwicken und Drücken des uráltesten Schlendrians."

„Es war vorauszusehen, daß solche frevelmüthige Handelsketzereien der gebührenden Ahndung und Verfolgung der hierzu von Gott eingesetzten Ketzergerichte nicht entgehen würden. Auf einen feierlichen Handels-Kongreß zu D... st.. dt wurde Herr Elias vorgeladen, woselbst er hartnäckig und wahrhaft hussitisch auf seinen Irrthümern beharren und sogar wehklagen wollte über diese unglückseligen Wälder Deutschlands, wo am Ende keine andere Bäume mehr zu gedeihen schienen, als diese dürren, laub- und fruchtlosen, rasselnden und mit Papier-Tarifen und gemalten Blechen vollgeklebten — Schlagbäume. Ja, Herr Elias ging so weit, sich zu vermessen, daß, wenn er, Gott sey dafür, über irgend ein Land zu gebieten hätte, Er, nachdem man seit Jahrhunderten schon so viel experimentirt, zuletzt einmal auch noch dieses experimentiren wolle, gar keinen Zoll zu nehmen, weder herein noch heraus, sondern nur ein mäßiges Weggeld zu fordern zur Unterhaltung guter Straßen, und von allen Ortschaften und In-

nungen alljährlich eine der freien Schatzung und eigenen Umlagen zu überlassende Zoll-Komposition. Möchten Andere es halten wie sie wollten: was man von Haus aus nicht für gut und rechtlich befinde, das werde nicht besser durch unsere Repressalien und Nachäffangen. Daß der Groß-Sultan an seiner Grenze ein Türk sey, gebe keinen Grund, auch unserer Seits einer zu werden."

„Die Hochwürdig — Hochedlen Herren des Handels-Kongresses, welche sich den Stab des gottseligen Ketzerverfolgers, Konrad's von Marburg, hatten bringen lassen, zerrissen bei solchen Lästerungen ihre seidenen Chapeaubas und schrien: was bedürfen wir weiter! Hierauf wurde die Untersuchung für geschlossen erklärt, der Angeklagte aus besonderer Rücksicht von aller beschwerlichen Defension dispensirt und das Urtheil dahin verkündet:

„„daß gegewärtiger Elias Springer junior auf einem Scheiterhaufen, nebst einer Anzahl ausländischer Waaren, und mit Einschluß all seiner verderblichen Grundsätze, lebendig verbrannt werden soll. V. R. w.""

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Von der bedeutenden Umwälzung, wodurch geistliche und weltliche Macht in den westeuropäischen Reichen bleibend geschieden wurden.

In der Entwickelungsgeschichte des westlichen Europa ist vielleicht keine Epoche noch mehr verkannt und noch falscher beurtheilt worden als diejenige, die nach der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts eintrat. Indem sich in ihr durch Gregor's des Siebenten Thatkraft die geistliche Macht von der zeitlichen oder weltlichen sonderte, wurde der Grund zu einem bleibenden Unterschiede zwischen Theorie und Praxis gelegt: zu einem Unterschiede, ohne welchen es in intellektueller und sittlicher Hinsicht gar keine Fortschritte geben würde. Was jedoch Gregor dazu that, will nicht nach den Absichten, die er dabei verfolgte, gemessen seyn; wohl aber nach den Vortheilen, welche das menschliche Geschlecht davon eingeerndtet hat. Es war unmöglich,

den Priesterstand durch Lehre und Institution von der Gesellschaft zu sondern, ohne eine Opposition in's Leben zu rufen, welche früher entweder gar nicht, oder doch nur schwach vorhanden gewesen war. In dieser Beziehung erwarb sich Gregor ein nicht geringes Verdienst. Er wollte das Kirchenthum stationär machen, und er erreichte seinen Zweck; allein, indem er eben diesem Kirchenthume die Beweglichkeit raubte, setzte er es Angriffen aus, denen es früher entgangen war. Hat also irgend ein Einzelner die Kirchenverbesserung des sechzehnten Jahrhunderts eingeleitet, so ist es Gregor der Siebente durch die Stellung, die er der katholischen Geistlichkeit gab: eine Stellung, welche der weltlichen Macht keine andere Wahl ließ, als ihre eigene Bahn zu beschreiben und sich auf dieser dem Einfluß der Theokratie so viel als möglich zu entziehen. Es zeigte sich also auch in diesem Falle, daß Menschen bei weitem mehr die Träger als die Urheber der von ihnen ausgehenden Begebenheiten sind.

So fern es für diese Behauptung eines Beweises bedarf, wird dieser sich am sichersten finden, wenn wir den Geist des elften Jahrhunderts und mit demselben den ganzen gesellschaftlichen Zustand des westlichen Europa zur Anschauung bringen.

Wie hätte der Geist des elften Jahrhunderts anders als theologisch seyn mögen, da es noch an allen den Wissenschaften fehlte, welche ihn zugleich berichtigen und beschränken! Es gab in jener entfernten Zeit weder eine Astronomie, noch eine Physik, noch eine Chemie, noch eine Physiologie; und überhaupt hatte man noch keine Ahnung davon, daß der menschliche Geist nur dadurch in die Re-

gion des Erweisbaren und Wahren einzudringen vermag, daß er sich auf die Beobachtung der Phänomene beschränkt, um auf diesem Wege zur Kenntniß ihrer Gesetze zu gelangen. Man beschäftigte sich vorzüglich mit den ersten Ursachen; und indem man auf diese Weise das Uebernatürliche zum Erklärungsgrund des Natürlichen machte, erhob man, auf der einen Seite, die Theologie zu der höchsten Wissenschaft, und, auf der andern, ihre Träger, den gesammten Klerus, zu der vornehmsten Klasse in der Gesellschaft. In der That, diese war nur in sofern geordnet, als das Ansehn der Priesterschaft den Ausschlag über jedes andere Ansehn gab. Könige und Kaiser konnten in diesen Zeiten das Bedürfniß fühlen, recht viel zu gelten; da aber die weltliche Macht noch kein anderes Fundament hatte, als den Geschlechtsadel und ein größeres oder geringeres Besitzthum, so blieben Könige und Kaiser immer hinter ihren Ansprüchen zurück, ausgenommen sofern sie eine rein-physische Gewalt gebrauchten, um den Priesterstand für ihre Zwecke zu gewinnen: ein Verfahren, das niemals sehr weit führen konnte und immer sehr bald zum Stillstand kam. Da alle gesellschaftliche Phänomene unter sich selbst im innigster Zusammenhange stehen: so hat man keine Ursache sich darüber zu wundern, daß die Herrschaft der Priesterklasse noch ganz besonders unterstützt wurde durch die geringe Entwickelung, welche den gesellschaftlichen Verrichtungen im elften Jahrhundert eigen war. Ihnen fehlte, vor allem, die Mannichfaltigkeit, die sich in den letzten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung eingestellt hat. Jagd, Fischfang, Viehzucht und Ackerbau, verbunden mit einigen groben Handwerken, die ihren Sitz in schwach be-

völkerten Städten hatten, bildeten die einzigen Beschäftigungen der Gesellschaft; und je mehr sich alles in dieser vereinzelte, desto mehr war man geneigt, einem einmal angenommenen Glauben selbst unter der Bedingung treu zu bleiben, daß es bloßer Aberglaube sey, wovon man beherrscht würde. Die Kunst zu schreiben und zu lesen, beschränkte sich auf sehr Wenige; sie war nicht einmal durch den ganzen Priesterstand verbreitet. Kommunikations-Mittel waren theuer, und eben deswegen selten. Der Handel, dieses große Einigungsmittel, lag noch in der Wiege; ihm fehlten alle die Kenntnisse, die ihn allein in's Leben zu rufen vermögen. Gesetzgebung und geregelte Gerechtigkeitspflege waren dem Zeitalter, von welchem hier die Rede ist, fremd, weil das Leibeigenschafts-Verhältniß noch die ganze Gesellschaft durchdrang.

Wenn das Uebergewicht des Priesterthums im elften Jahrhundert durch alles Angeführte gesichert war: so war es noch viel mehr gesichert durch die besondere Lage, worin sich die weltliche Macht in den verschiedenen Abtheilungen des westlichen Europa befand. England war in einer Auflösung begriffen, die nur durch Wilhelm's des Eroberers Unternehmungsgeist und durch die Einführung des strengen Lehns-Systems gehemmt werden konnte. Auf der pyrenäischen Halbinsel hatte der Kampf christlicher Könige mit den Nachfolgern der Kaliphen seinen Anfang genommen, und jeder Triumph der ersteren über die letzteren beruhete auf dem höheren Maße von Fanatismus, das sich aus den Lehren des christlichen Kirchenthums entwickeln ließ; so daß Spaniens Könige kaum noch etwas mehr waren, als bloße Werkzeuge der Päpste, als Oberhäupter der

Kirche. In Frankreich hatte sich das Königthum nur durch die Nachgiebigkeit Hugo Capets gegen die Ansprüche der großen Vasallen gerettet; und was es mit der Autorität von Hugo Capets nächsten Nachfolgern auf sich hatte, erkennt man am sichersten, wenn man sich erinnert, daß Robert der Zweite, von Gregor dem Fünften in Bann gethan, weil er seine Verwandte und Mitgevatterin Bertha (in diesen Zeiten eine große Sünde) geheirathet hatte, sich von aller Welt verlassen sah, bis auf zwei Bediente, die alles, was er berührt hatte, durch's Feuer zogen. Nicht besser stand es um die Autorität der burgundischen Könige, so lange Burgund seine eigene Könige hatte. Deutschlands Kaiser, obgleich standhaft darauf bedacht, ihr höheres Ansehn durch eine nachdrückliche Einwirkung auf Italien und auf Rom zu sichern, gaben dem allgemeinen Geiste ihrer Zeit viel zu sehr nach, als daß sie hätten folgerecht bleiben können. Von Heinrich dem Dritten wird nicht unglaubwürdig erzählt, daß er den Erzbischof von Köln, in welchem er, als König und Kaiser, immer nur einen Delegaten sehen konnte, berechtigt habe, ihn, vor erfolgter Sündenvergebung, mit Ruthen zu peitschen; und eben dieser Fürst ertrug, daß derselbe Priester ihm den Gebrauch der Krone bei einer Festlichkeit untersagte, bis er drei und dreißig Pfund Silbers unter die Armen vertheilt hatte. Freilich kann man nicht umhin, hier nichts als Widerspruch wahrzunehmen; allein bedenkt man, daß der allgemeine Geist einer gegebenen Zeit etwas ist, das nothwendig Unterordnung fordert, so entdeckt man in dem Widerspruch zuletzt nur die Macht des Entwickelungsgesetzes, die ihn herbeiführt, um schneller an's Ziel zu gelangen. Was

wir, beziehungsweise, das Elend dieser Zeiten nennen dürfen, hatte seinen ausschließenden Grund in der Vermengung des Geistlichen mit dem Weltlichen, was, gehörig aufgelöst, nichts weiter sagt, als: in der Aufhebung des Unterschiedes zwischen Theorie und Praxis. So lange dieser Zustand dauerte, waren alle Fortschritte gehemmt. Es war daher zum Besten des ganzen menschlichen Geschlechts, daß Deutschlands Kaiser mit den römischen Bischöfen in einen solchen Konflikt geriethen, daß den letzteren, wenn sie sich retten wollten, keine andere Wahl blieb, als die Organisation des Kirchthums dahin abzuändern, daß die Lehre die Wahrscheinlichkeit gewann, vor den Eingriffen der Gewalt gesichert zu bleiben. Mehr bezweckte Gregor der Siebente nicht; und wie Großes er dadurch leistete, blieb seinem leidenschaftlichen Gemüthe vollkommen unbekannt. *)

Ehe wir die Mittel zergliedern, welche Gregor der Siebente zur Emporschraubung des päpstlichen Ansehns gebrauchte, müssen wir noch mit wenigen Worten der

---

*) Wie leidenschaftlich dies Gemüth war, ersieht man aus Eccard. Corp. hist. med. aev. Tom. II. Pag. 160, wo ein Schreiben dieses Papstes an den Bischof Herrmann von Metz mitgetheilt wird, das folgende Stelle enthält: quis nesciat, Reges et duces ab his habuisse principium, qui Deum ignorantes, superbia, rapinis, perfidia, homicidiis, postremo universis paene sceleribua mundi, principe videlicet Diabolo agitante, super pares saeculi homines dominari coeca cupidine et intolerabili praesumtione affectaverint? Qui videlicet, dum sacerdotes ad vestegia sua inclinare contendant, cui rectius comparari possunt, quam ei, qui est caput super omnes filios superbiae? Offenbar war Gregor, indem er dies schrieb, in dem Fall des Stolzen, zu welchem Jemand sagte: Mit Füßen trittst du die Hofart, doch nur durch eine größere Hofart.

Uebergänge gedenken, durch welche er zur höchsten Kirchenwürde gelangte.

Viktor der Zweite, der bei dem Tode Heinrichs des Dritten die Verbindlichkeit übernommen hatte, das Beste des minderjährigen Königs wahrzunehmen, fühlte keinen Beruf, die sich ihm darbietenden Vortheile zur Vermehrung des päpstlichen Ansehns zu benutzen. Als Vormund Heinrichs des Vierten arbeitete er nur für die Wiederherstellung des Friedens in Deutschland. Wodurch er die Sachsen, deren Aufstand nahe war, beschwichtigte, ist unbekannt geblieben. Jene Unruhen, welche Gottfried und Balduin in Flandern und in Lothringen erregt hatten, wurden beigelegt und beide Empörer mit dem jungen Könige ausgesöhnt. Als Viktor nach Italien zurückging, begleitete ihn Gottfried, welcher Tuscien zurück erhalten hatte: die alte Verbindung des Herzogs mit dem päpstlichen Stuhl wurde auf diese Weise erneuert; und wenn Viktor von irgend einem eigennützigen Beweggrunde geleitet wurde, so beschränkte sich dieser auf den verzeihlichen Wunsch, den so vielseitig erschütterten päpstlichen Thron durch die Tapferkeit und Ergebenheit des Herzogs von Tuscien zu beschützen. Doch Viktor starb bald nach seiner Zurückkunft (im Jahre 1057); und welcher Geist die Benediktiner trieb, zeigte sich in der Wahl seines Nachfolgers. Dieser war kein Anderer, als der Prinz Friederich, Bruder Gottfrieds, der, um den Verfolgungen Heinrichs des Dritten zu entgehen, sich zu den Mönchen in Monte Cassino gerettet hatte und ihrem Orden beigetreten war. Seine Wahl war schon dadurch nur allzu merkwürdig, daß sie in voller Unabhängingkeit von dem Willen des deutschen Königs zu

Stande kam; doch verfolgten die Benediktiner dabei unstreitig noch einen höheren Zweck. Die Absicht der für die unbedingte Freiheit der Kirche verschwornen Parthei, ging nämlich auf nichts Geringeres, als auf eine Trennung der italienischen Krone von der deutschen; und die Mönche von Monte Cassino hatten Gemeinsinn genug, ihren Schatz zu diesem Endzweck Stephan dem Neunten (diese Benennung hatte der Prinz Friedrich nach seiner Erwählung angenommen) anzuvertrauen. Daß jene Trennung nicht zu Stande kam, war nicht ihre Schuld. Diese lag vielmehr in der Zaghaftigkeit Gottfrieds, der sich nicht getraute, den Widerstand zu überwinden, womit er von Ravenna und Mailand aus bedroht war. Außerdem war Stephans des Neunten Regierung von kurzer Dauer; denn dieser Papst starb schon den 29. März 1058.

Hildebrand (die Seele der päpstlichen Regierung) war um diese Zeit abwesend; er wirkte für seine Entwürfe in Frankreich, wo sich das Ansehn der Benediktiner-Mönche auf eine fast unglaubliche Weise vermehrt hatte, sogar durch ihre Zahl, indem der Abt von Clugny an der Spitze von tausend Mönchen stand. Vor seiner Abreise nach Clugny hatte Hildebrand, von Stephan dem Neunten zum Kardinalat erhoben, sich von seinen Freunden das Versprechen geben lassen, daß sie, wenn Stephan sterben sollte, die Wahl eines neuen Papstes bis zur seiner Rückkehr aufhalten wollten. Allein ein solches Versprechen war leichter gegeben, als gehalten. Der große Haufe, uneingeweiht in die Entwürfe der Benediktiner, that, was seinem Vortheil gemäß war; und die Wahl eines gewissen Benedikt war das Ergebniß dieses Freiheitssinnes, der

keiner Grundsätze achtet. Benedikt erfuhr jedoch sehr bald, daß, wenn die Volksgunst auf einen Thron zu erheben vermag, sie nicht hinreicht, um sich auf einem Thron zu behaupten. Gegen den Willen der Benediktiner Papst zu seyn, war in diesen Zeiten eben so unmöglich, als es in späterer Zeit unmöglich war, sich gegen den Willen der Jesuiten auf dem heil. Stuhl zu behaupten. Mit Hildebrand kehrte die ganze Macht jenes Ordens aus Frankreich zurück; und kaum hatte sich der unwiderstehliche Kardinal in Rom gezeigt, als Benedikt, nach einer Regierung von sieben Monaten, in die Einsamkeit zurücktrat, ohne daß er dazu eines besonderen Zwanges bedurft hätte.

Nur auf die Fortsetzung des bisherigen Systemes bedacht, ließ Hildebrand, der mit dem Erzbischof von Köln und mit dem Kanzler der verwittweten Kaiserin, Wibert, in freundschaftlichen Verbindungen stand, den Bischof Gerhard von Florenz zum Papste wählen. Dieser nahm nach seiner Thronbesteigung den Namen Nikolaus der Zweite an. Beschützt von Gottfried, dem er seine Versetzung nach Italien verdankte, wußte sich Nikolaus der Zweite auch den Schutz der Normannen in Unteritalien zu erwerben, indem er ihnen Besitzungen überließ, auf die er sich durch einen auferlegten Eid sein Anrecht vorbehielt. Unmittelbar darauf machte er ein Dekret bekannt, wodurch er die Wahl des römischen Bischofs den sieben Bischöfen des römischen Gebiets und den acht und zwanzig Pfarrern der römischen Kirche übertrug.

Scheinbar war dies Dekret nur gegen das römische Volk gerichtet; doch der Hintergedanke, den es enthielt, lag in dem Worte „Laien“: denn wenn unter Laien alle

Nicht-Priester verstanden werden mußten, so ging die Ausschließung eben sowohl auf den Kaiser, als auf den Geringsten im römischen Volke, und es war nur Schleicherei, wenn am Schlusse des Dekrets gesagt wurde: „daß durch dasselbe die dem künftigen Kaiser schuldige Ehrerbietung nicht verletzt werden sollte.“ Wer tiefer blickte, konnte durch einen Zusatz dieser Art nicht getäuscht werden; die Täuschung war um so unmöglicher, da Nikolaus fast zu gleicher Zeit seine manichäischen Grundsätze über die Ehe bekannt machte, und dem sämmtlichen Priesterstand die Ehelosigkeit als eine heilige Pflicht empfahl.

Wenn die päpstliche Regierung in diesen Zeiten nicht raschen Schrittes vorwärts ging, so konnte sie dazu mehrere Gründe haben. Zwei derselben liegen am Tage. Auf der einen Seite erreicht man niemals weniger, als wenn man zu viel auf Einmal will, und Vorbereiten gehört zum Verfahren jeder gesunden Politik; auf der andern Seite darf man die Gegenpartei nicht aus dem Auge verlieren, weil von ihrer Kraft, d. h. von dem Widerstand, den sie zu entwickeln vermag, der Erfolg ganz vorzüglich abhängt. Hierin lag es unstreitig, daß Hildebrand nach dem Tode Nikolaus des Zweiten, welcher im Jahre 1061 erfolgte, sich noch nicht getraute den Hirtenstab selbst zu übernehmen. An der Spitze derjenigen, welche das königliche Ansehn erhalten wollten, stand Wibert, welcher als Kanzler auch noch später in Parma lebte. Wenn er ein Feind Hildebrands geworden war, so verdient er deshalb um so mehr entschuldigt zu werden, weil die Wirkungen der Revolution, womit dieser Kardinal umging, sich durchaus nicht berechnen ließen. Hildebrand selbst ehrte ihn wenig-

stens in sofern, als er, nach dem Absterben Nikolaus des Zweiten, die Wahl der römischen Priester auf einen achtbaren Mann hinleitete, an dessen Sitten nichts zu tadeln war. Dies war Anselm von Lucca, der nach seiner Thronbesteigung Alexander der Zweite genannt wurde.

Welche Eigenschaften dieser Papst aber auch vereinigen mochte: seine Erwählung blieb nicht unbestritten. Die lombardischen Bischöfe, unzufrieden darüber, daß sie keinen Antheil an der Papstwahl haben sollten, vielleicht auch angestachelt von dem Kanzler Wibert, riefen einen gewissen Cadalous zum Papste aus, und gaben ihm die Benennung Benedikts des Zweiten, mit Beziehung auf jenen Benedikt, der, während der Abwesenheit Hildebrands, war erwählt worden. Allein, obgleich die Kaiserin sich dieses Gegenpapstes annahm und seine Einführung in Rom zu erzwingen wußte: so war es dem Aufgedrungenen doch nicht möglich, der römischen Priesterschaft gegenüber, eine feste Stellung zu gewinnen; um so weniger, weil der Erzbischof von Köln, in dessen Gewalt Heinrich der Vierte gerathen war, sich für Alexander den Zweiten, d. h. für Hildebrands Entwürfe erklärte.

Um dies gehörig zu verstehen, müssen wir uns nach Deutschland zurück wenden.

Wir haben bereits bemerkt, daß man sich bei allen Erscheinungen dieser merkwürdigen Zeit den Benediktiner-Orden als vorzüglich wirksam denken muß; allverbreitet, wie er war, stand er mit sich selbst in dem engsten Zusammenhange, und als allgemeine Pflanzschule für Kirchen- und Staats-Beamte, übte er eine Macht, die ihn zum Souverän des westlichen Europa erhob, ohne daß er ir-

gend ein äußeres Kennzeichen der Souveränetät an sich trug. Zu ihm gehörte auch der Erzbischof von Köln, Hanno, aus dem Hause der Pfullinger: ein Mann von strengen Sitten. Da nun Hanno mit seinem Erzbisthum zugleich die Erzkanzlerwürde verband: so hätte er billig auch der Erzieher des jungen Heinrich seyn sollen; auch würde er es geworden seyn, wenn er den Beifall der Kaiserin Agnes gehabt hätte. Diese zog den Bischof Heinrich von Augsburg aus keinem anderen Grunde vor, als weil die Geschmeidigkeit seiner Grundsätze und Sitten ihrem weiblichen Sinne besser entsprach. Daß die Erziehung des jungen König dadurch nicht besser gerieth, braucht nicht gesagt zu werden. Zur Entschuldigung des Bischofs von Augsburg gereicht, daß sich nicht wohl angeben läßt, was da hätte geschehen müssen, um in dem Sohne Heinrichs des Dritten einen Souverän zu erziehen, der durch seine persönliche Eigenschaften der großen Aufgabe, das römisch-deutsche Reich in Zucht und Ordnung zu erhalten und das Lehns-System von demselben abzuwenden, gewachsen gewesen wäre. Die, welche sich mit der Erziehung des jungen Prinzen befaßten, fröhnten, wie in den meisten Fällen, nur ihrem Eigennutz, nur ihrer Herrschbegierde. Den jungen König in seiner Gewalt haben und an seiner Stelle regieren war Eins; regieren aber wollte man, weil man darin ein bequemes Mittel fand, sich selbst und seinen Angehörigen zu bereichern. Daher die lauten Klagen über die schlechte Erziehung Heinrichs des Vierten, so lange er unter der Leitung des Bischofs von Augsburg blieb: Klagen, welche damit endigten, daß eine starke Parthei, an deren Spitze der Erzbischof Hanno stand, den

Entschluß faßte, den Sohn von der Mutter zu trennen um durch ihn ihre Zwecke desto sicherer zu erreichen.

Zur Ausführung dieses Unternehmens, begab sich im Jahre 1062 der Erzbischof von Köln mit einem starken Gefolge nach Kaiserswerth, dem Vorgeben nach, der verwittweten Kaiserin seine Aufwartung zu machen, der wahren Absicht nach, den jungen König zu entführen. Um kurz zu seyn: dies Unternehmen gelang vorzüglich dadurch, daß Hanno eine kostbare Jacht in der Nähe hatte, die ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung war. Die Neugier des jungen Heinrich anzuregen, konnte dem schlauen Priester nicht schwer werden. Sobald nun Heinrich das künstliche Schiff bestiegen hatte und das Gefolge des Erzbischofs in demselben versammelt war, wurden die Anker gelichtet, und die Fahrt nach Köln nahm ihren Anfang. Heinrich, welcher nicht wußte, was man mit ihm vorhatte, sprang, um sich zu retten, in den Rhein, und wäre unfehlbar ertrunken, wenn Graf Eckart, einer von den Verschwornen, ihn nicht gerettet hätte. Von jetzt an suchte man den jungen König durch Schmeicheleien zu besänftigen; und dieser fand sich in sein Schicksal. Man erklärte sich hierauf öffentlich über die Beweggründe zu dieser kekken Handlung; und um der Gewaltthat einen leidlichen Anstrich zu geben, wurde festgesetzt, „daß der Bischof, in dessen Sprengel sich der König aufhalten würde, für das Beste des Reichs sorgen und die an den Hof gebrachte Angelegenheiten fördern sollte.“ So verwandelte sich die Gewaltthat in eine allgemeine Anordnung, welche keinen Bischof von der Ehre, das deutsche Reich während der Minderjährigkeit Heinrichs zu regieren, ausschloß.

Vorläufig war der Erzbischof von Köln im Besitz der Regierung. Einverstanden mit seinem Verfahren war nicht bloß der Erzbischof von Mainz, Siegfried, ein schwacher Mann, der sich alles gefallen ließ, sondern auch Otto von Nordheim, einer der fähigsten und tapfersten Männer seiner Zeit, welchem die Kaiserin Agnes, um ihn auf ihrer Seite zu haben, das Herzogthum Baiern anvertraut hatte. Seine Parthei zu verstärken, suchte Hanno auch den Erzbischof von Bremen, Adelbert, für sich zu gewinnen; und wirklich trat dieser im Jahre 1063 der priesterlichen Faktion bei, wenn gleich nicht mit der Absicht, ihr ehrlich zu dienen. Adelbert wich nämlich in seinen politischen Ansichten sehr wesentlich von den Uebrigen ab. Wenn diese damit umgingen, auf den Trümmern des Kaiserthrons eine Adelsherrschaft zu errichten, deren ersten Stützen die Erzbischöfe und Herzoge, unter der Benennung von Landesherren, werden sollten: so wollte jener Alleinherrschaft, weil sie in seinen Augen das einzige wirksame Mittel zur Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung war. Zwischen beiden Systemen standen die Entwürfe der Benediktiner in der Mitte; und auch mit diesen war der Erzbischof Adelbert nicht einverstanden. Am anstößigsten für ihn war die Ehelosigkeit der Priester als Centralisations-Mittel der geistlichen Gewalt. Nicht daß der Cölibat ihm selbst lästig gewesen wäre; allein er begriff, daß nordische Pfarrer, wenn man ihnen die Ehelosigkeit aufbürdete, allen Eifer für ihre Bestimmung verlieren und sich in ihren Sitten verschlechtern würden. Bei dem großen Uebergewicht, welches die Benediktiner in Italien, Frankreich und dem westlichen Deutschland gewonnen hat-

ten, war er daher auf den Gedanken gerathen, ein besonderes Patriarchat im Norden Deutschlands zu gründen; und da ihn daran nichts so sehr verhinderte, als die fortdauernde Feindschaft der Sachsen und Wenden, so war er eben nicht der Freund der ersteren. Mit Einem Wort: der Erzbischof Adelbert gehörte zu denen, die, weil sie eines eigenen Gedankens fähig sind, nicht zu Werkzeugen einer Parthei gebraucht werden können.

Hanno's Herrschaft über den jungen Heinrich dauerte nur bis in's Jahr 1064. Während Siegfried von Mainz, um seinem abergläubischen Sinne zu genügen, eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe angestellt hatte, sah sich Hanno zu einer Abwesenheit von Köln genöthigt, die keinen anderen Endzweck hatte, als mit dem Kardinal Hildebrand neue Maßregeln für die einmal entworfenen Plane zu verabreden. Beider Abwesenheit benutzte Adelbert, die Gunst des Königs zu gewinnen; und diese entstand ihm um so weniger, weil er sich 1065 rasch entschloß, den König für großjährig zu erklären. Daß seine bisherigen Freunde darüber seine entschiedensten Feinde wurden, versteht sich wohl von selbst; doch tröstete er sich leicht mit dem Vortheil, den er dadurch gewonnen hatte, daß Heinrich, der eines Führers bedurfte, sich nicht von ihm trennen konnte, ohne seinen früheren Vormündern wieder in die Hände zu fallen.

Von dem Verfahren dieses merkwürdigen Mannes, welches die Gegenparthei nur allzu sehr entstellt hat, begreift man nur dann etwas, wenn man sich ihn als einen entschlossenen Gegner des Benediktiner-Ordens denkt, der neben der geistlichen Gewalt keine andere dulden wollte,

als die, welche in einem untergeordneten Verhältniß stände. Vielleicht ließ jener sich von seinem Lieblingsentwurf, ein nordisches Patriarchat zu stiften, über die Grenze der Mäßigung hinausführen; allein der Erfolg hat im sechzehnten Jahrhundert sattsam bewiesen, daß dieser Entwurf wenigstens in sofern in der Natur der Dinge gegründet war, als eine auf Ehelosigkeit gegründete Autorität nicht für den Norden paßte. Wenn derselbe Adelbert standhaft behauptete, das königliche Ansehn der sächsischen Herzoge in den Elbgegenden beruhe auf keinem Rechtsgrunde, und die Herzoge und Grafen müßten, sobald der König es verlange, der Gerichtsbarkeit entsagen: so war die Wahrheit wenigstens in sofern auf seiner Seite, als Deutschlands größtes Bedürfniß von jeher die Monarchie war, dieses Bedürfniß im elften Jahrhundert aber nur dadurch befriedigt werden konnte, daß die Sachsen ihren Ansprüchen auf einen für sie verlornen Königsthron entsagten. Der Vorwurf, den man dem Erzbischof zu Bremen zu allen Zeiten gemacht hat, daß er seinen Zögling allzu sehr gegen die Sachsen eingenommen habe, mag also nicht ungegründet seyn; doch so, wie die Sachen in Deutschland nun einmal lagen, galt es Entschlossenheit, wenn die Monarchie gerettet werden sollte, und unter diesen Umständen konnten die Sachsen nicht verschont bleiben. Allerdings hat der Erfolg in dieser Beziehung gegen Adelbert entschieden; nur daß man darüber nicht vergessen sollte, daß eine, im Kampfe der Kraft mit der Gegenkraft zermalmte Idee durch ihren augenblicklichen Untergang nicht aufhört, eine richtige zu seyn. Welche Reihe von Unfällen würde dem deutschen Reiche erspart worden seyn, wenn der Erzbischof

von Bremen durch den Geist seiner Zeit noch mehr begünstigt gewesen wäre, als die Benediktiner!

Seitdem sich Heinrich dem Erzbischof Adelbert angeschlossen hatte, lebte er zu Goslar, dieser von seinem Großvater und Vater erbauten Stadt, die ursprünglich keine andere Bestimmung hatte, als die Sachsen zu zügeln. Auf Adelberts Rath die Politik seiner Vorgänger wieder aufnehmend, ließ der junge König nicht bloß die Festungswerke von Goslar verstärken, sondern er legte auch noch andere Bergfestungen an, welche hauptsächlich gegen den Erzbischof von Magdeburg und gegen den Bischof von Halberstadt gerichtet waren; denn diese Kirchenfürsten waren Feinde des salisch-fränkischen Fürstengeschlechts, um desto unabhängiger in ihren Wirkungskreisen zu bleiben. Solche Bergfestungen waren, außer der Harzburg, Spatenburg, Assenburg, Heimburg und andere. Da es aber in diesen Zeiten hergebracht war, daß dasjenige Land, worin sich der König gerade aufhielt, ihn und seinen Hof verpflegen mußte, so war Heinrichs längeres Verweilen zu Goslar den Sachsen aus einem doppelten Grunde höchst lästig: einmal nämlich wegen der Ketten, die sie ihn schmieden sahen; zweitens wegen des Aufwandes, den er ihnen verursachte. Sie hatten dies seit einem Jahre geduldet, als sie sich weigerten, den Hof noch länger zu ernähren: eine Weigerung, in welcher alles der Gerechtigkeit gemäß war, weil Wohlthaten nur durch Wohlthaten verdient werden können, während Heinrich sich in dem sonderbaren Falle befand, feindselig gegen die Sachsen verfahren zu müssen. Diesen kam die starke Parthei zu Hülfe, welche nur die Erhebung der Kirche und des Adels im Auge hatte. Sieg-

fried von Mainz, Hanno von Köln, Otto von Nordheim und andere Großen traten zusammen, und auf einer zu Tribur 1066 gehaltenen Versammlung wurde beschlossen, daß man den König nöthigen müsse, entweder Adelbert fahren zu lassen, oder der Krone zu entsagen. Eine solche Alternative war allzu stark, als daß Adelbert hätte widerstehen können. Er verließ also den Hof, und Heinrich gerieth noch einmal in die Hände der Parthei, die seinen Untergang beschlossen hatte.

Ihr erster Schritt war, den jungen Heinrich zur Vollziehung seiner Vermählung mit Bertha von Susa zu zwingen: eine Braut, die sein Vater für ihn auserkoren hatte wegen ihres Reichthums an Allodial-Gütern, worin sie kaum hinter jener Beatrix zurückstand, welche die Gemahlin des Herzogs von Flandern wurde. Heinrich willigte ungern ein, weil seine Neigungen auf einen anderen Gegenstand gerichtet waren, und die bedeutend ältere Prinzessin Bertha in keiner Beziehung zu ihm paßte. Kaum vermählt, unterhandelte er mit dem einfältigen Erzbischof von Mainz wegen seiner Ehescheidung. Der König versprach den Zehnten von Thüringen, wenn man ihn von seiner lästigen Gemahlin befreien wollte; und Siegfried machte sich dazu anheischig, ohne irgend eine Gewißheit darüber zu haben, daß er werde Wort halten können. Glücklicher Weise für ihn betrachtete der römische Hof jeden häuslichen Zwiespalt unter fürstlichen Geschlechtern als eine willkommene Veranlassung zur Erweiterung seiner Autorität. Die Erscheinung eines päpstlichen Legaten zu Mainz ließ bald keinen Zweifel darüber bestehen, daß die Scheidung zu Stande kommen werde. Was diese beson-

ders beschleunigte, war der Umstand, daß, wenn Heinrich der Gemahl Bertha's geblieben wäre, seine Einwirkungen auf Italien nur allzu sehr erleichtert waren. Indem es nun aber an dem jungen König war, sein dem Erzbischof gegebenes Wort zu halten, stellten sich bedeutende Schwierigkeiten ein. Die Thüringer, welche niemals Kirchenzehnten bezahlt hatten, weigerten sich, dergleichen zu entrichten, und erklärten denjenigen für ehrlos, der seinem Vorrechte in dieser Beziehung das Mindeste vergeben würde. Und so war denn Heinrich der Vierte der Einzige, der in diesem ärgerlichen Handel verlor, indem er die Achtung der Thüringer einbüßte.

Hierbei blieb es nicht.

Edle und große Gesinnungen sind im Regenten nur da vorauszusetzen, wo diese durch Verfassung und Gesetz beschützt werden: keinesweges aber da, wo es an beiden fehlt. Wie viel man also auch auf die Rechnung von Heinrichs jugendlichem Leichtsinn setzen möge: so muß man nur um so mehr bedauern, daß er durch seine ganze Lage als König herausgefordert war, die Vorschriften des Sittengesetzes zu übertreten, um den Grad von Freiheit zu erringen, dessen er für die Erfüllung seiner Bestimmung bedurfte.

Um ihre Regentschaft zu sichern, hatte seine Mutter Agnes die vornehmsten Herzogthümer an Personen verliehen, die ihr leicht gefährlich werden konnten; und schon oben ist bemerkt worden, daß Otto von Nordheim auf diese Weise Herzog von Baiern geworden war. Ganz auf demselben Wege der Bestechung war Kärnthen erst an Kuno,

dann an Berthold von Zähringen, Schwaben an Rudolph von Rheinfelden gekommen. Alle diese Großen hatten kein stärkeres Interesse, als im Besitz des ihnen Anvertrauten zu bleiben, und dieses, nach dem Muster der französischen und burgundischen Herren, auf ihre Nachkommen forterben zu lassen. Heinrichs Vortheil war ganz entgegengesetzter Art. Ein König braucht folgsame Werkzeuge; und wenn die Stellung der ersten Staatsbeamten dieser Folgsamkeit schadet, so muß er jene verändern. Vor allen übrigen Herzogen mußte Otto von Nordheim, der immer im Einverständniß mit den Erzbischöfen von Mainz und von Köln handelte, und als Herzog von Baiern den Planen des Königs in Beziehung auf Sachsen am leichtesten schaden konnte, von seinem Posten entfernt werden. Doch wie ihm beikommen, da er die Vorsicht selbst war? Hier konnte nur die List den nöthigen Ausweg finden.

Egino, ein Mann von geringer Herkunft, außerdem aber übel berüchtigt, trat, von Heinrich bestochen, als Kläger gegen den Herzog von Baiern auf; und die Beschuldigung war, daß er ihn zur Ermordung des Königs aufgefordert und mit einem Dolch versehen habe. Die Anklage wurde angenommen, und da Egino sich anheischig gemacht hatte, den Beweis durch einen Zweikampf zu führen, so wurde der Herzog von Baiern zur Annahme desselben aufgemuntert. Otto weigerte sich jedoch des Zweikampfs mit einem Manne, der nicht seines Gleichen war. Wider ihn sprach nichts, als die Anklage eines Nichtswürdigen. Dessen ungeachtet wurde er zum Verlust, nicht nur seines Herzogsthums, sondern selbst seines Lebens verurtheilt; und nachdem er sich in den Schutz des Fürsten

Magnus von Sachsen begeben hatte, erhielt sein Schwiegersohn, Welf der Vierte, ein Sohn des Herzogs von Schwaben, durch Empfehlung, noch weit mehr aber durch die sanfte Gewalt seiner Schätze, das Herzogthum Baiern, und ward, auf diese Weise, einer von den Stammvätern des welfisch-braunschweigischen Hauses.

Ohne Mühe begreift man, daß Heinrichs Lage durch diesen Staatsstreich nicht verbessert war: die Parthei, von welcher er das Meiste zu befürchten hatte, war dadurch nicht vernichtet; der Glaube an den Adel seines Gemüths hingegen, ohne welchem ein König nichts vermag, war nur allzu sehr erschüttert.

Indem Magnus von Sachsen sich des geächteten Otto annahm, entstand ein Bürgerkrieg; doch war dieser nur von kurzer Dauer. Denn Magnus sowohl als Otto geriethen in die Gefangenschaft des Königs, der dem letzteren verzieh, sobald er ihm mehrere Güter abgetreten hatte, den ersteren aber in seiner Haft behielt, weil er sich nicht entschließen wollte, das Herzogthum Sachsen, das ihm inzwischen zu Theil geworden war, an den König abzutreten.

Was gegen Otto gelungen war, dasselbe sollte gegen Rudolph von Schwaben, des Königs Schwager, versucht werden. Dieser aber rüstete sich zu rechter Zeit; und da die verwittwete Kaiserin, mit deren Schwester er sich seit einigen Jahren vermählt hatte, aus Italien herbei eilte, um Frieden zu stiften: so söhnte sich Heinrich noch einmal mit ihm aus.

Berthold von Zähringen wurde auf eine Anklage, ähnlich derjenigen, die wider Otto von Nordheim in Gang gebracht war, zwar seines Herzogthums entsetzt, blieb aber

im Besitz desselben, weil sich das Verhältniß Heinrichs zu den Sachsen von Tag zu Tag verschlimmerte.

Im Großen genommen war Heinrichs Lage von einer solchen Beschaffenheit, daß sie weder durch die höchste Klugheit verbessert, noch durch den höchsten Unverstand verschlimmert werden konnte; die gegen ihn ankämpfende Parthei war von der Bahn, die sie einmal betreten hatte, nicht abzubringen, und sofern es in seiner Bestimmung lag, dieser Parthei zu unterliegen, mußte ein solches Ergebniß selbst durch die gländzendste Waffenfolge beschleunigt werden.

Nichts hatte den Verfall des deutschen Königthums noch mehr herbeigeführt, als die Regentschaft der Kaiserin Agnes: eine Regentschaft, die von allem, was für Deutschlands Könige bis dahin Grundsatz gewesen war, abgewichen und nur den Eingebungen des Augenblicks gefolgt war. In diesem Verfall, der zur allgemeinen Schwäche Europa's allein noch fehlte, lag die Stärke der Priester-Parthei, der es um gänzliche Sonderung der Kirche von dem Staate, d. h. um die Oberherrlichkeit des Papstes zu thun war. Die Sachsen und Thüringer mit ihren Ansprüchen auf Freiheit und Unabhängigkeit von den Befehlen des Königs, dienten nur zur beschleunigten Ausführung früherer Entwürfe; und sofern sie zur Erhebung des römischen Bischofs beitrugen, geschah dies ohne ihre Absicht und in einer Lage, die nur allzu viel Aehnlichkeit mit derjenigen hatte, worin im achtzehnten Jahrhundert so vielen Völkern, um sich selbst zu retten, keine andere Wahl blieb, als ihr Blut für England zu verspritzen.

Ihres Herzogs beraubt, durch die wachsende Zahl der

königlichen Bergschlösser bedroht, von den Besatzungen derselben bedrückt, vor allem aber der Gegenwart Heinrichs überdrüssig, beschlossen die Sachsen, sich selbst Genugthuung zu verschaffen, vorher aber noch einmal den König anzutreten. Sie sendeten also Abgeordnete nach Goslar, durch welche sie sich zu allem, was billig seyn würde, erboten, wenn der König den Herzog Magnus in Freiheit setzen wollte. Heinrich seinerseits ließ nicht unerwogen, wie viel in dieser Forderung lag, und bis zu welchem Grade er durch Nachgiebigkeit gegen dieselbe nicht bloß seinen Entwürfen, sondern selbst dem königlichen Ansehn vergab. Eine abschlägige Antwort war also alles, was die Abgeordneten erhielten; und diese beleidigte sie um so mehr, da Otto von Nordheim sich erboten hatte, für seinen in Freiheit gesetzten Freund als Geißel zurück zu bleiben. Jetzt zur Verzweiflung gebracht, versammelten sich die sächsischen Magnaten in einer Kirche, schwuren sich gegenseitigen Beistand, und beschlossen eine Versammlung des sächsischen Volks.

Diese erfolgte zu Haldensleben, wo mehr als sechzig tausend Bewaffnete erschienen. Otto von Nordheim machte den Redner, und nach ihm trat Jeder auf, der von dem König oder dessen Günstlingen grkränkt war. Das Volk, zur Rache entflammt, versprach in der Vertheidigung seiner Unabhängigkeit zu leben und zu sterben. Nur die Bischöfe von Bremen, Zeiz und Osnabrück wollten an dieser Verschwörung keinen Theil nehmen, und mußten sich dafür gefallen lassen, aus dem Lande gejagt zu werden. Die Forderungen, welche die Konföderirten, von jetzt an, durch ihre Abgeordneten machen ließen, lauteten auf bleibende

Sonderung. Sie verlangten: Erlaß des Heerszuges gegen die Polen, weil man das Land gegen die Lutizier und die Dänen beschützen müsse; Schleifung der Bergfestungen im Sachsenlande; verfassungsmäßiges Gericht und Genugthuung für diejenigen, welche ihrer Güter beraubt wären; Verlegung des königlichen Hofes, weil der Müssiggang verderbe; Abschaffung des Heers von Beischläferinnen, und Abstellung der Uebelthaten, welche ein reiferes Alter unverzeilich mache. Unter diesen Bedingungen wollten sie gehorsame Unterthanen des Königs bleiben; und wenn Heinrich solche Bedingungen nicht annähme, ihr Recht mit den Waffen in der Hand vertheidigen.

Unstreitig war Heinrichs Verlegenheit nicht gering, als er diese Sprache vernahm. Doch er konnte nicht nachgeben, ohne seine Lage zu verschlimmern. Nur allzu gut fühle er, daß wer Gewalt üben will, sich das Gesetz nicht vorschreiben lassen darf. Seine Antwort entsprach diesem Gefühl. Ihrerseits waren die Sachsen allzu weit vorgegangen, als daß sie hätten umkehren können. Bei ihrem Anzug gegen Goslar rettete sich Heinrich in die Harzburg; und von hier aus glaubte er die Sachsen durch allerlei Vorspiegelungen zur Niederlegung der Waffen bereden zu können. Doch diese drangen auf ihre Forderungen mit desto stärkerem Nachdruck, weil sie wußten, daß der Herzog Magnus in der Harzburg gefangen saß, und weil die Bezwingung des Bergschlosses zu Lüneburg ihnen Geißeln gewährt hatte. Alle Ausgänge der Harzburg besetzend, glaubten sie den Erfolg in Händen zu haben. Wirklich wurde Heinrichs Lage immer mislicher. Um nicht in die Hände der Sachsen zu gerathen, hörte er nicht

auf, Friedensvorschläge zu machen; doch während sich seine Gegner durch Unterhandlungen einschläfern ließen, entwischte er ihnen, wiewol unter großen Gefahren, durch den Harzwald nach Hersfeld in Hessen.

So waren die Sachsen freilich in ihren Hoffnungen betrogen. Doch, als Heinrich, um die Seinigen zu retten, den Herzog Magnus frei geben mußte, verdoppelte sich ihr Muth. Man versetze sich in die Lage des Königs, um das Misliche derselben nach dessen ganzen Umfange zu fühlen! Vertrieben aus Sachsen, abhängig von den Herzogen von Schwaben und Kärnthen, seinen geheimen Feinden, verrathen von den Erzbischöfen und Bischöfen des Reichs, wohin konnte er sich wenden? zu wem Vertrauen fassen? Unerbittlich fielen die Sachsen über seine Bergschlösser her, um dieselben zu zerstören, was ihnen trotz des von den Besatzungen geleisteten Widerstandes gelang. Der Erzbischof von Köln, zur Vermittelung von dem Könige aufgefordert, versagte seine Dienste. Jener von Mainz unterzog sich zwar einem so schwierigen Geschäfte; doch seine persönliche Schwäche und der Partheigeist, von welchem auch Er beseelt war, brachten nichts so sicher mit sich, als daß er mehr den Empörern, als dem König diente. Gehoben durch den ersten glücklichen Erfolg, verlangten die Sachsen die Absetzung des Königs; und um die Entthronung desselben mit größerer Sicherheit zu bewirken, vereinigte man sich dahin, daß er nach Köln gelockt werden sollte. An seiner Stelle wollte man Rudolph von Schwaben wählen; und um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, stellte man einen gewissen Reginger auf, der gegen den König aussagte, daß er ihm zur Ermordung der beiden

Herzoge Rudolph und Berthold habe dingen wollen, und der den Beweis durch einen Zweikampf zu führen versprach. Die Fortschritte der Empörung wurden inzwischen immer größer und auffallender, und auf das dringende Anhalten der Sachsen erfrechte sich der Erzbischof von Mainz, einen Wahltag auszuschreiben, ehe Heinrich entsetzt war. So verhielt es sich mit der Lage des Königs. Die Einführung förmlicher Lehnsverhältnisse, welche er durch die Unterjochung Sachsens hatte abwenden wollen, war der Zeitigung näher gebracht; und wenn sie noch einmal zurückgeschoben wurde — wenn Otto's des Ersten System noch einmal, wenn gleich vorübergehend, siegte: so rührte dies nur von den Fortschritten her, welche das Städtewesen in den letzten Zeiten in Deutschland gemacht hatte.

Nicht selten wird eine gesunde Beurtheilung der Dinge zur Sache des gemeinen Mannes dadurch, daß er den Partheigeist verachtet. Unbekümmert um die Entwürfe ehrgeiziger Priester und Mönche, eben so unbekümmert um die eigennützige Politik der Herzoge, Grafen und Edelleute, in welchen sie, mehr oder weniger, nur ihre Unterdrücker sahen, hielten sich die strebsamen Städtebewohner Oberdeutschlands an dem einfachen Gedanken, daß ohne die Wirksamkeit einer zusammengeengten Gewalt an keinen Frieden in der Gesellschaft zu denken ist, und, dieser Ueberzeugung voll, waren sie geneigt, es nur mit dem Könige zu halten. Die Wormser, welche ihren Bischof verjagt hatten, nahmen Heinrich mit Frohlocken auf, als er von Baiern nach dem Rhein ging. An ihnen fand er seinen ersten Halt. Regingers Anklage zu entkräften, hatte er sich Anfangs zu einer Reinigung durch Zweikampf erboten,

und, als Ulrich von Cosheim eine solche Schmach nicht auf seinen König fallen lassen wollte und diesen Zweikampf für ihn übernahm, einen Tag anberaumt, an welchem das Gottesgericht entscheiden sollte. Reginger starb im Wahnsinn, ehe dieser Tag erschien; die öffentliche Meinung aber wurde dem Könige dadurch nur um so günstiger. Laut verlangten seine Kriegsleute (die, welche Konrad der Zweite mit Lehnen ausgestattet hatte), gegen die Sachsen und Thüringer geführt zu werden. Der neue Herzog von Baiern konnte sich in dem von ihm erkauften Wirkungskreise nur dadurch behaupten, daß er sich gegen Otto von Nordheim und die Sachsen erklärte. Es kostete Mühe, den Herzog von Schwaben und den von Kärnthen für dieselbe Sache zu gewinnen; beide erklärten den Gebrauch der Waffen für ungerecht. Nachdem sie aber erwogen hatten, daß bei dem Uebergewicht der Sachsen auch ihre Wohlfahrt gefährdet sey, erklärten sie sich für den König, der außerdem noch den Herzog von Böhmen auf seine Seite brachte.

Jetzt wieder König, zog Heinrich im Jahre 1075 zu Felde gegen die Sachsen, die sich unter Otto von Nordheim und Pfalzgraf Friedrich, unter ihrem Herzog Magnus, ganz besonders aber unter den erbitterten Bischöfen von Magdeburg, Halberstadt und Merseburg an der Unstrutt gelagert hatten. Hier kam es zur Schlacht. Der Widerstand der Sachsen war groß. Nichts desto weniger siegte der König so vollständig, daß das ganze Sachsenland in seine Hände gerieth. Der lange Streit über die Ansprüche des sächsischen Volks auf Hegemonie war, wie es schien, durch die erlittene Niederlage entschieden, und

Deutschlands Bevölkerung der Einheit so nahe gebracht, daß diese unausbleiblich wurde.

Ganz unstreitig war an Heinrichs Verfahren Manches zu tadeln; aber in Beziehung auf die Sachsen war es vorwurfsfrei: denn sollte es ein deutsches Reich geben und Sachsen ein Bestandtheil desselben seyn, so durfte sich dieses Land nicht absondern, um seinen besonderen Vortheil zu verfolgen. Als König der Deutschen trug Heinrich die Verbindlichkeit, dies auf alle Weise zu verhindern, und wenn Maßregeln der Klugheit dazu nicht hinreichten, seine Zuflucht zur Gewalt zu nehmen. Verführt durch ein späteres Staatsrecht, das nicht so wohl in der Natur der Dinge, als in Verabredungen und Traktaten, d. h. in vorübergehenden Verhältnissen gegründet war, haben Deutschlands Geschichtschreiber, fast ohne alle Ausnahme, die Aussagen und Urtheile mönchischer Schriftsteller über Heinrich für wahr angenommen, ohne zu bedenken, daß in allen diesen Aussagen und Urtheilen nichts die Sache selbst trift, von welcher hier die Rede ist. Heinrich betrachtete Sachsen als eine rebellische Provinz, die mit sich selbst in Widerspruch stand; und als König war er dazu vollkommen berechtigt. Man kann also zwar bedauern, daß es im Jahre 1024 einem Erzbischofe von Mainz gelungen war, die Deutschen zu einer Veränderung ihrer Dynastie zu bewegen; allein, nachdem die deutsche Königskrone in der zweiten Generation des salisch-fränkischen Fürstenhauses erblich geworden war, hatten die Sachsen, deren Fürstengeschlecht indeß völlig ausgestorben war, das Recht verloren, in ihrer Vereinzelung zu beharren, und es war von Seiten ihrer Großen unverantwortlich geworden, daß sie

sich auf eine so eigensinnige Weise von dem allgemeinen Vortheil lossagten.

Welche Folgen die Eroberung Sachsens durch Heinrich den Vierten für Deutschland gehabt haben würde, wenn sie bleibend gewesen wäre, läßt sich schwerlich bestimmen, vorausgesetzt, daß man den Vorzug der Einheit nicht als unbedingt betrachten darf. Was man dagegen mit großer Sicherheit behaupten kann, weil alle Thatsachen dafür sprechen, ist, daß Deutschlands Schicksal, so wie es sich in der Folge entwickelte, durch nichts so sehr bestimmt wurde, als durch den Beistand, den die Sachsen in dem römischen Bischofe zu einer Zeit fanden, wo sie der Willkür des deutschen Königs preisgegeben waren, ohne irgend einen Widerstand leisten zu können.

Dieser Beistand hing mit Dingen zusammen, welche hier ausführlicher entwickelt werden müssen, weil sie zur Geschichte des menschlichen Geschlechts gehören, und eben deswegen der ernsthaftesten Erwägung würdig sind.

Welcher Art waren diese Dinge?

Die Vermengung des Geistlichen mit dem Weltlichen war das große Uebel, an welchem die Gesellschaft litt — war die Ursache des Stillstandes aller Entwickelung unter ewigen Kämpfen, die nur zerstören konnten. Sollte dies Uebel gehoben, sollte diese Ursache fortgeschafft werden: so gab es dazu nur Ein Mittel; und dies Mittel war — Centralisation der geistlichen Gewalt zur Verstärkung ihrer Wirksamkeit. Dem gemäß handelte es sich um eine vollständigere Ausbildung des Organismus der kirchlichen Regierung. Ein wesentlicher Schritt zu dieser Ausbildung war bereits dadurch gethan worden, daß Nikolaus der Zweite

das römische Volk von der Papstwahl ausgeschlossen, und diese auf dem römischen Klerus beschränkt hatte. Hierdurch war jedoch nichts weiter gewonnen worden, als — die Wahrscheinlichkeit, daß fortan kein Ausländer den heiligen Stuhl besteigen werde. Wie bedeutend aber dieser Vortheil auch seyn mochte, so lagen in ihm doch keine Gewährleistungen, so lange die christliche Geistlichkeit nicht durch besondere Gesetze an das Oberhaupt der Kirche gebunden war. Bei dem bedeutenden Umfange des geistlichen Domäns mußten diese Gesetze von einer solchen Beschaffenheit seyn, daß sie in dem Klerus selbst keinen Widerstand fanden, daß sie folglich dem Interesse desselben gemäß waren, d. h. auf der einen Seite seine Freiheit, auf der andern die Summe seiner Genüsse vermehrten. Solche Gesetze nun wurden im Jahre 1074 durch Gregor den Siebenten promulgirt, der seit Jahr und Tag den Nachfolger Alexanders des Zweiten auf dem päpstlichen Thron geworden war.

Die hohe Geistlichkeit war bis zu dem eben genannten Jahre durch die Belehnung mit Ring und Krummstab mit der weltlichen Macht nicht bloß vereinigt, sondern dieser sogar in sofern untergeordnet gewesen, als jene Belehnung den Kaisern und den andern Suveränen das Recht gab, die Bischöfe zu ernennen oder zu bestätigen, und, wenn es sie gut dünkte, dieselben abzusetzen, auch die Lehne und Hoheitsrechte, welche durch die Freigebigkeit einzelner Fürsten an die Kirche gekommen waren, nach ihrer Willkür zu vergaben. Dies Verhältniß nun, worin die Erzbischöfe und Bischöfe bloße Vasallen waren, welche sogar Kriegsdienste zu leisten hatten, hob Gregor durch das

Gesetz gegen die Simonie auf: ein Gesetz, nach welchem die Verleihung eines Kirchenamts durch einen Weltlichen (laicus) in das Licht eines Verbrechens gestellt wurde. Den Vorwand zu dieser Anordnung gaben die Bestechungen, welche der Belehnung mit Ring und Stab voran zu gehen pflegten. Damit mochte es allerdings sehr weit getrieben seyn; doch wurde das Wort „Bestechung" von dem Gesetzgeber gewiß in keinem ausgedehnten Sinne genommen, weil er sich sonst der Gefahr ausgesetzt haben würde, dasselbe Verbrechen zu begehen, das seinen Unwillen angeregt hatte. Verloren Kaiser und Könige das Recht, Erzbischöfe und Bischöfe anzustellen, so ging die Investitur in die Hände des Oberhaupts der Kirche zurück, das hierdurch dieselben Vortheile gewann, welche im siebzehnten Jahrhundert, bei der Errichtung der stehenden Heere, den weltlichen Fürsten dadurch zu Theil wurden, daß sie sich zu ausschließlichen Gebietern über jede Anstellung in der Militär-Hierarchie machten. Die Autorität des Papstes war also durch das neue Investitur-Gesetz nicht wenig verstärkt; zugleich aber gewannen die Erzbischöfe und Bischöfe an Unabhängigkeit und Freiheit durch dies Gesetz, selbst wenn sie nichts weiter in Anschlag brachten, als ihre theilweise Entfernung von dem römischen Stuhl: eine Entfernung, die sie jeder strengen Aufsicht entzog.

Es war jedoch nicht genug, die gesammte Priesterschaft von dem weltlichen Fürsten loszureißen: man mußte auch ein Mittel haben, sie, wo nicht an die Person des Papstes, doch an die Sache der Kirche so zu fesseln, daß sie kein höheres Interesse in sich aufnehmen konnte, als das

der geistlichen Herrschaft. Für diesen Endzweck nun gab es schwerlich ein wirksameres Mittel, als alle die Bande, wodurch der Mensch in die Gesellschaft verflochten wird, zu zerreißen. Morgenländische Despoten hatten seit Jahrtausenden die unbedingtere Ergebenheit ihrer ersten Werkzeuge durch Entmannung gesichert. So weit konnte Gregor der Siebente freilich nicht gehen. Um nun gleichwohl das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, machte er die Ehelosigkeit zu einer Hauptbedingung der Priesterwürde. Ein Vorurtheil kam ihm dabei zu Statten: ein Vorurtheil, das seit dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch das Daseyn der Mönchsorden unterhalten wurde; namentlich der Nebenbegriff von Heiligkeit, den man mit der Ehelosigkeit der Kirchenbeamten verband. Es kann zwar, streng genommen, nur für eine Abgeschmacktheit gelten, wenn der Gesetzgeber das, was die Grundlage der Gesellschaft bildet, als eine Unvollkommenheit derselben behandelt. Indeß war diese Fantasterei einmal in der Welt, und die großen Vortheile, welche die römischen Bischöfe, so wie die Patriarchen von Konstantinopel und Alexandrien, von den Mönchsorden zogen, bestimmte sie zu allen Zeiten, die Meinung von der Verdienstlichkeit des Cölibats nicht nur nicht zu bekämpfen, sondern sogar zu verstärken. Sie waren keinesweges blind gegen die Ausschweifungen und unnatürlichen Laster, welche die Ehelosigkeit der Priester nach sich zog; allein so wie sie, von jeher, das wahrhaft Sittliche ihrer Herrschbegierde aufgeopfert hatten, so waren sie auch in jenem Punkte ihrem Systeme getreu geblieben. Die Priesterehe, selbst die unbescholtenste, galt also für Unzucht, Concurbinat,

Hu-

Hurerei; die Ehelosigkeit hingegen, bei allen Ausschweifungungen und Sünden der Priester und Mönche, für Verdienst und Heiligkeit. So fand Gregor die Welt. Ihm, so wie den übrigen Benediktinern, mußte für den Zweck, den sie gemeinschaftlich verfolgten, die Austilgung der Priesterehe als ein höchst wirksames Mittel erscheinen; denn, so wie das eheliche Leben durch die Verwickelungen mit der Gesellschaft, zu welchen es führt, sanft und nachgiebig macht, so war darauf zu rechnen, daß die zu einem suveränen Gesetz für die Priesterwelt erhobene Ehelosigkeit den Geist entwickeln würde, welcher die Priesterherrschaft zu einer höheren Einheit erhob. An nachhaltigen Widerstand der Priesterschaft gegen ein solches Gesetz war nicht zu denken; denn, wenn, auf der einen Seite, ihren Gewohnheiten dadurch kein Abbruch geschah, so lag, auf der andern, darin eine Berechtigung, wie sie diese nur wünschen mochten: es lag nämlich darin gleichsam eine Anweisung auf das ganze weibliche Geschlecht. So wurde denn der Cölibat zu einem unverbrüchlichen Gesetz für die christliche Priesterwelt.

Durch ein drittes Gesetz sicherte Gregor der Siebente der Kirche und ihren Dienern alle die Ländereien, womit beide bisher ausgestattet worden waren, und gründete hierauf seine Oberlehnsherrlichkeit.

Ein zu Rom im Jahre 1074 gehaltenes Konzilium war mit diesen Gesetzen einverstanden; und wie hätte dem wohl anders seyn können, da es darauf ankam, die Kirche zu einem von aller weltlichen Macht unabhängigen, aber doch die ganze Welt zusammenfassenden Gemeinwesen zu machen, von welchem Rom der Mittelpunkt wäre; und

zwar so, daß das oberste Schiedsrichteramt von dem Papste verwaltet würde, die Erzbischöfe und Bischöfe aller Reiche nur des Papstes Stellvertreter und Vasallen wären, alles Kirchengut sich in ein Eigenthum des Papstes verwandelte, zugleich aber auch jedes Reich der Erde, jeder König und Fürst, sowohl für seine Person, als mit seinem Volke, sich der geistlichen Monarchie unterwürfe und ihr zinsbar würde?

Doch selbst die Völker hatten nichts gegen diese Neuerung einzuwenden.

Ein Papst des elften Jahrhunderts galt aus einem doppelten Grunde sehr viel: einmal nämlich, weil es in diesen Zeiten, außer der theologischen Philosophie, keine andere gab; zweitens, weil, in dem unmittelbaren Gefühl, der Einfluß des Oberhaupts der Kirche viel weiter reichte, als der jedes Kaisers und Königs. Man hat also nicht Ursache, sich darüber zu wundern, daß die große Menge sich der Dekrete Gregors des Siebenten da annahm, wo dies nöthig war; am meisten bei der Auflösung der Priesterehen, welche dem Volke allzu kostbar waren, als daß es dem Papste nicht hätte zu Hülfe kommen sollen.

Wesentlich war Gregors neue Schöpfung gegen den deutschen König gerichtet, dem er nicht länger irgend eine Oberherrlichkeit in Rom gestatten wollte. *) Dies mußte nothwendig zu Erörterungen zwischen beiden führen.

Da man bei der neuen Papstwahl gar keine Rück-

---

*) Diese Oberherrlichkeit ging so weit, daß Deutschlands Könige durch die von ihnen eingesetzten Präfekten das Recht über Leben und Tod übten und Schatzungen erhoben.

sicht auf Heinrich den Vierten genommen und Gregor selbst die Bestätigung desselben nicht nachgesucht hatte: so war Heinrich auf den Entschluß gerathen, den Grafen Eberhard von Nellenberg nach Rom zu schicken, nm bei den Großen dieser Stadt anzufragen, warum sie, wider den alten Gebrauch, welcher die Genehmigung des Königs fordere, der Kirche einen Papst geordnet hätten. Gregor selbst hatte jedoch diese Frage dahin beantwortet, „daß die Ordination noch nicht erfolgt sey und vor der Ankunft der königlichen Genehmigung nicht erfolgen werde.“ Mit dieser Antwort zufrieden, und mit den sächsischen Angelegenheiten viel zu ernsthaft beschäftigt, um an einen Feldzug nach Italien denken zu können, hatte Heinrich seine Zustimmung nicht versagt; und Gregor, vermöge einer leichten Nachgiebigkeit, Papst durch seine eigene Wahl, dachte von Stund an nur darauf, wie er Heinrichs Händel mit den Sachsen für seine Zwecke benutzen wollte. Auch darf man annehmen, daß diese Händel mehr als alles Uebrige die Ausführung seiner Entwürfe erleichterten: Entwürfe, die ohne Zeitverlust ins Werk gerichtet werden mußten, wenn der im Alter vorgerückte Papst sich noch des Erfolges erfreuen sollte.

Gleiche Stellung gegen alle Könige und Fürsten annehmen, weil dies das einzige Mittel war, sie zu einer gleichen Unterwerfung unter den römischen Stuhl zu bewegen, schrieb Gregor den christlichen Königen Spaniens: „sie würden sich erinnern, daß das Königreich Spanien ehemals dem heiligen Petrus angehört hätte; wofern sie sich also nicht durch einen billigen Vertrag mit dem heiligen Stuhle setzten und jährlich etwas Gewisses zahlten, würde

er sich gegen sie erklären und ihnen in Kraft seiner apostolischen Gewalt verbieten, einen Fuß in die von den Anhängern Mahomeds bewohnten Länder zu setzen." Dem Könige von Frankreich machte er bittere Vorwürfe darüber, daß er in seinem Lande Simonie getrieben habe; dies sollte er künftig unterlassen, wofern er nicht den Zorn Gottes und der Apostel Petrus und Paulus empfinden und gewärtigen wolle, daß er (der Papst) die Franzosen von der Pflicht des Gehorsams entbände; zugleich verlangte er, der König solle den Franzosen befehlen, für jedes Haus jährlich einen Denar an den heiligen Petrus zu bezahlen. Nach England sendete er einen Legaten, durch welchen er Wilhelm den Eroberer auffordern ließ, die Oberherrschaft des römischen Stuhls über England anzuerkennen, ihm zu huldigen und den seit längerer Zeit rückständigen Peterspfennig zu entrichten. Wie mit dem Könige der Deutschen verfuhr, werden wir weiter unten sehen. Ungarn nahm er als ein Erbtheil des heiligen Petrus und als ein Lehn des apostolischen Stuhls in Anspruch, das dem heil. Stephanus ertheilt worden. Nicht viel anders verfuhr er mit Böhmen, Polen und Rußland. Den König von Dännemark suchte er zum Kriege mit den Normannen Unter-Italiens zu bereden, mit welchen er unzufrieden zu seyn Ursache gefunden hatte. Selbst dem griechischen Kaiser behandelte er mit dem Hochmuth eines Oberherrn, indem er ihm ankündigte, daß er, sobald die Normannen in Unter-Italien besiegt seyn würden, nach Griechenland übergehen werde, um dies Reich durch einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu vertheidigen und das heilige Land wieder zu erobern....

Wenn Gregor, von dem Standpunkt des achtzehnten oder neunzehnten Jahrhunderts aus betrachtet, denen, welche das Entwickelungsgesetz nicht zu fassen vermögen, entweder als wahnsinnig oder als der größte Held erscheint, so darf man dreist behaupten, daß er weder das eine, noch das andere war. Er war nicht wahnsinnig, weil man dies niemals ist, wenn man die Wirklichkeit zu handhaben versteht; er war aber auch kein Heros, weil bei dem Antagonismus, worein die geistliche Gewalt zur weltlichen gerathen war, der Verfall der letzteren für ihn militirte. Nichts von allem, was er unternahm, würde gelungen seyn, wenn die königliche Macht im elften Jahrhundert dieselben Grundlagen gehabt hätte, die sie gegenwärtig den Fortschritten in den physischen Wissenschaften verdankt. Die Zahmheit der Päpste neuerer Zeit beruht weder auf Charakter- noch auf Geistesschwäche; sie könnten in beiderlei Hinsicht einem Gregor dem Siebenten vollkommen gleich seyn, und würden deswegen doch nichts ausrichten, weil das, was ihnen in den physischen Wissenschaften entgegen steht, unüberwindlich ist. Sofern nun Gregor der Siebente von allen Päpsten derjenige war, der durch eine strenge Absonderung der geistlichen Gewalt von der weltlichen, den besseren Gesellschaftszustand, worin wir gegenwärtig leben, eingeleitet hat, ist sein Verdienst um das menschliche Geschlecht weit größer, als sein Verdienst um die römisch-katholische Kirche, die ihm, wenn man alles gehörig überlegt, nur ihren stets zunehmenden Verfall verdankt, und eben deswegen auch nicht die geringste Ursache hat, ihn zu ihren Heroen oder Wohlthätern zu rechnen.

Indem Gregor der Siebente die geistliche Gewalt

zentralisirte, rannte er mit seinen Bemühungen gegen einen Fürsten an, der dasselbe Zentralisations-Geschäft in Beziehung auf die weltliche Macht betrieb; denn nur in diesem Lichte wollen die Versuche betrachtet seyn, welche Heinrich der Vierte machte, die Sachsen seinem Zepter zu unterwerfen. Unstreitig flößte die Aehnlichkeit der Verrichtungen dem Papste die Befürchtung ein, daß der deutsche König die Mittel gewinnen könne, seine Herrschaft über Rom trotz allen Gesetzen gegen Simonie und Priesterehe zu behaupten, und Otto's des Ersten Rolle fortzuspielen; er war zu dieser Befürchtung um so mehr berechtigt, weil Heinrich in der Verwickelung, worin er mit den Sachsen lebte, von den neuen Kirchengesetzen gar keine Kunde nahm. Da nun keine Zeit zu verlieren war, so sendete Gregor der Siebente Legaten nach Goslar, wo der siegreiche König das Weihnachtsfest feierte, und forderte ihn, bei Strafe des Kirchenbannes, auf, nach Rom zu kommen, um sich auf einer in der zweiten Fastenwoche zu haltenden Synode wegen gewisser simonistischen Vergehungen zu verantworten.

Es war das erste Mal, daß eine solche Mahnung an einen König von Deutschland gelangte: an einen König, der, als Nachfolger Otto's des Ersten, sich als den Schutzherrn des römischen Bischofs betrachtete, und das Gefühl in sich trug, daß er, als Souverän, über die Staatsämter, welche sich in den Händen der Geistlichen befanden, nach seiner besten Einsicht zu verfügen das Recht behalten müsse.

Was sollte Heinricht der Vierte thun?

Es ist zu glauben, daß, wenn er ein stehendes Heer

zu seiner Verfügung gehabt hätte, er mit demselben ohne Zeitverlust nach Italien aufgebrochen seyn würde, um den Uebermuth des Papstes durch eine Absetzung zu bestrafen; er hätte dadurch nicht mehr und nicht weniger gethan, als was Otto der Erste geleistete hatte. Da es ihm nun an einem solchen Mittel, seine Autorität geltend zu machen, durchaus fehlte, so that er, was allein übrig blieb, d. h. er versammelte den ihm ergebenen Theil der Kleresei zu Worms, betrieb durch diesen die Absetzung Gregors des Siebenten, und überschickte den Beschluß der Landes-Synode, ehe der Papst die seinige hatte eröffnen können.

Hierdurch wurde der Streit zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt auf die Spitze getrieben, wo Entscheidung erfolgen mußte.

Kaum hatte der Papst das Absetzungs-Dekret der Wormser Synode erhalten, als er, ohne sich lange zu besinnen, den König von Deutschland in den Bann that.

Was gegenwärtig ohne alle Wirkung bleiben würde, weil man damit zu viel gewollt hätte, das war im elften Jahrhundert, wo ein König noch weit davon entfernt war, für das Prinzip der gesellschaftlichen Ordnung zu gelten, sehr wohl durchzuführen; am meisten durch diejenigen, welche nie so sehr Werkzeuge des Souveräns gewesen waren, daß sie durch die Herabwürdigung desselben nicht hätten gewinnen sollen. Sofern es sich also um Gegenmaßregeln handelte, waren diese um so schwerer zu finden, weil ein König dieser Zeit alles durch den guten Willen Derer war, die sich für seine ersten Stützen ausgaben, ohne dies wirklich zu seyn oder seyn zu wollen. Die Herzoge von Baiern, Schwaben und Kärnthen hatten sich

schon vor Bekanntwerdung der Bannbulle von Heinrich zurückgezogen; Gottfried von Lothringen war bald nach der Schlacht an der Unstrutt gestorben; die Geistlichkeit schwankte zwischen den beiden Autoritäten, die sich ihr darboten, war aber nur allzu geneigt, der päpstlichen den Vorzug einzuräumen; in den Sachsen und Thüringern kochte nur Rache. Welch ein Zusammenfluß widerwärtiger Umstände für einen Fürsten, der nach der Souveränetät Deutschlands strebte!

Diese Umstände sollten jedoch noch nachtheiliger werden.

Vergeblich waren Heinrichs Versuche, einen Vergleich mit den sächsischen Großen zu Stande zu bringen; und ehe das Jahr 1076 zu Ende ging, sah er sich genöthigt, nachgiebig zu werden gegen alle diejenigen, die er bisher bedroht hatte. Von den beiden Fürstentagen, welche er ausschrieb, kam kein einziger zu Stande. Dagegen versammelte Rudolph von Schwaben, im engsten Bündnisse mit dem Papst und den Sachsen, gegen den 15. Oktober alle Misvergnügten zu Tribur; und während Heinrich viel zu schwach war, um die Verschwornen auseinander zu treiben, und folglich sich alles gefallen lassen mußte, was man über ihn zu beschließen für gut befinden würde, bestimmte man den auf förmliche Absetzung lautenden Antrag der päpstlichen Legaten dahin: „daß Heinrich, um König zu bleiben, sich innerhalb eines Jahres (vom Tage der Exkommunikation an gerechnet) des Bannes entledigen und sich dann der Entscheidung des Papstes unterwerfen solle, den man nach Augsburg einladen werde." Zugleich verlangte man die Uebergabe von Worms, und, bis zur

Entscheidung Gregors, Enthaltung von jeder Ausübung der königlichen Gewalt.

Wer sieht nicht, daß durch diese Beschlüsse, der Triumph des Papstes zum Voraus erklärt war! Die Ehre des deutschen Königthums war etwas, das Niemand sich zu Herzen gehen ließ; nicht, daß man den Unsinn der Entbindung vom Eide der Treue durch einen erboßten Priester nicht gefühlt hätte: allein, indem jeder seinen Privat-Vortheil höher setzte, als den allgemeinen Vortheil, war das vom Papste gegebene Aergerniß ein nur allzu willkommener Vorwand zur Befriedigung des Eigennutzes.

Was Heinrich am meisten zu fürchten hatte, war — nicht die Absolution eines Papstes, der im beweglichen Rom sich glücklich schätzen konnte, wenn er widerwärtige Händel wieder beseitigen konnte, wohl aber der Reichstag, auf welchem anmaßende Herzoge und Erzpriester eben diesen Papst zu ihrem Stützpunkt zu machen gedachten. Eben deswegen nun dachte der König nur auf Mittel, der größeren Schande zu entgehen, die ihm bevorstand, wenn er im Angesicht seiner Vasallen gedemüthigt wurde. Seine Reise nach Italien hatte keinen andern Zweck; und da die deutschen Herzoge, denen an der Abhaltung des anberaumten Reichstages alles gelegen war, ihm die Pässe verlegt hatten, so blieb ihm nichts Anders übrig, als durch die Franche-Comté und Savoyen nach Italien zu gehen. In Burgund wurde er von seiner Mutter Oheim gütig aufgenommen; aber die Markgräfin von Susa, Adelheid, und ihr Sohn Amadeus hielten es nicht für schändlich, die bedrängte Lage eines nahen Verwandten zu ihrem Vor-

theil zu benutzen, indem sie ihn nöthigten, den unverhinderten Durchgang durch ihre Pässe zu erkaufen, was durch Abtretung von Domänen geschah.

So langte Heinrich in Italien an.

Gregor, der, um seine Schöpfung durch ein enges Bündniß mit Deutschlands Herzogen zu vollenden, inzwischen seine Reise nach Deutschland angetreten hatte, war durch die Feindschaft der lombardischen Bischöfe nach den Erbgütern der Gräfin Mathilde, Tochter der Beatrix, zurückgescheucht worden. Hier lebte er zu Canossa, mehr darauf gefaßt, daß Heinrich ihn an der Spitze lombardischer Söldner aufsuchen, als daß er ihn demüthig um Absolution bitten würde. Wie froh war also sein Erstaunen, als er erfuhr, daß Heinrich nur das letztere beabsichtige! Eine glücklichere Wendung hätten seine Angelegenheiten nicht nehmen können. Fest entschlossen nun, die Stimmung des Königs zu seiner Verherrlichung zu benutzen, nahm er, aus priesterlicher Heuchelei, selbst gegen so vertraute Freunde, wie Hugo von Clugny, der Markgraf Azzo von Este und die Gräfin Mathilde waren, die Miene des Schwerbeleidigten an. Im Grunde spielte er eine bloße Posse, als er den deutschen König drei Tage lang im Hofe des Schlosses von Cbnossa, gleich dem gemeinsten Büßenden, um Absolution bitten ließ; allein diese Posse schien ihm höchst nothwendig, um das Ansehn des Oberpriesters zu steigern, und Heinrichs Charakter unterstützte den Gedanken des Papstes auf das Wunderbarste, sofern er, aus Furcht vor dem Reichstage zu Augsburg, weniger um die Art der Absolution, als um die Sache selbst verlegen war — vielleicht aber auch, weil er, nachdem er aus seiner

Würde gefallen war, wie so viele Seinesgleichen, nicht mehr wußte, wie weit er gehen könnte, oder nicht. Am vierten Tage gestattete der heilige Satanas*) dem Könige Gehör. Die Absolution erfolgte; doch war sie bedingt, und die Idee eines Reichstages wurde nicht aufgegeben.

Diese Demüthigung des Königs der Deutschen war das Ergebniß der Verwickelungen, worin Heinrich der Vierte auf der einen Seite mit den nach Erblichkeit und Unabhängigkeit strebenden Herzogen, auf der andern mit einem Papste gerathen war, der es nicht für unmöglich hielt, die Verwirrung in den europäischen Reichen zur Einführung einer Priesterherrschaft zu benutzen, deren Mittelpunkt der jedesmalige Bischof von Rom wäre. In Italien, vorzüglich in dem oberen Theile dieser Halbinsel, faßte man jedoch die Begebenheit ganz anders auf, als in Deutschland. Dort waren die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna seit langer Zeit Feinde und Nebenbuler des römischen Bischofs; denn gerade wie man in Deutschland lieber dem entfernten Papst, als dem nahen König gehorchen wollte, eben so wollte man in Italien lieber dem entfernten König, als dem Papst, gehorchen; und zwar um so mehr, weil der König, im Nothfalle, gegen wilde Grafen und Edelleute beschützen konnte, der Papst aber nicht. Dies hatte die Folge, daß Heinrich, nach einigen Kränkungen, die er in Italiens Städten zu erdulden hatte, nur seine wahren Gesinnungen auszusprechen brauchte, um so viel Anhang zu finden, als er zur Fortsetzung seiner Streitigkeiten mit dem Papste bedurfte. Gregor wurde in

*) Eine Benennung, welche Gregor als Kardinal erhalten hatte.

Conossa eingeschlossen; und es gewann eine Zeitlang das Ansehn, als ob für Heinrich Genugthuung erfolgen könnte, da der Papst eben so sehr von Rom, als von Augsburg, abgeschnitten war. Doch der fürchterliche Reichstag unterblieb deshalb nicht. Von Augsburg nach Forchheim verlegt, nahm er den 13. März 1077 seinen Anfang, und was ihn am meisten auszeichnete, war nicht sowohl die Absetzung Heinrichs des Vierten und die Wahl Rudolphs, als vielmehr die Veränderung, welche Deutschlands Verfassung erfuhr, indem die päpstlichen Legaten zwei Punkte von der höchsten Wichtigkeit durchsetzten; nämlich erstens, daß keine Prälaturen für Geld oder nach Gunst vergeben werden, sondern freie Wahl Statt finden sollte; zweitens, daß die königliche Würde nicht, wie bisher, dem nächsten Erben zu Theil werde, sondern, mit Uebergehung desselben, durch die Nation, d. h. nach Gutbefinden der Priesterschaft und des Adels, an Denjenigen gelangen sollte, den man für den würdigsten halten würde. Man sieht hieraus, wovor sich die Päpste am meisten fürchteten; und in der That war ihr Ansehn in Europa durch nichts so sehr bedroht, wie durch eine regelmäßige Thronfolge, die, mit Ausschließung aller Umtriebe, der Gesellschaft einen festen Punkt darbietet, um welchen sie sich mit Freiheit bewegen kann. Durch die Ehelosigkeit von einem großen Vertrauen ausgeschlossen, konnten die Päpste, nach ihrer Anschauung der gesellschaftlichen Erscheinungen, nichts Besseres für die Erhaltung ihrer Würde thun, als dasselbe auch da zu zerstören, wo es sich durch die Ehe, wie von selbst, entwikkelte. Da die Großen Deutschlands ihren Rathschlägen folgten: so muß man annehmen, daß sie im elften Jahr=

hundert noch wenig über das Wesen der Gesellschaft nachgedacht hatten. Die Stärke in den Umkreis, die Schwäche in den Mittelpunkt versetzen, ist das Schlimmste, was der Jakobinismus leisten kann; und doch fehlte es nicht an einem solchen Versuch, und Deutschland hat bis jetzt nicht aufgehört, an den Folgen desselben zu leiden.

Rudolph von Schwaben erhielt zwar die deutsche Königskrone; doch war dadurch noch nicht alles für Heinrich verloren. Die Wendung, welche die Dinge in Italien genommen hatten, gab seinen Anhängern in Deutschland frischen Muth. Das rheinische Deutschland, der größte Theil Lothringens, der neue Herzog von Kärnthen, der Herzog von Böhmen, vorzüglich aber die Bürger der Handelsstädte hielten es ganz öffentlich mit ihm; und der Herzog von Baiern wurde um so leichter gewonnen, weil Otto von Nordheim in den Besitz des verlornen Herzogthums zurückzutreten gedachte. So aufgemuntert, kam Heinrich nach Deutschland zurück, und vertrieb seinen Gegner aus Schwaben und Ober-Deutschland. Im folgenden Jahre (August 1078) verhinderte er die Vereinigung der Sachsen und Schwaben; und obgleich bei Mellrichstadt von Otto geschlagen, behielt er in Ober-Deutschland so sehr das Uebergewicht, daß er seinen Gegner des Herzogthums Schwaben entsetzen und dasselbe an Friedrich von Staufen, dem Stammvater des hohenstaufischen Hauses, verschenken konnte. Vergeblich riefen die Sachsen den heiligen Vater zu Rom zu kraftvollen Maßregeln auf; Gregor, der für den Augenblick mit seinen Mitteln zu Ende war, stellte sich, als ob er an Rudolphs Wahl keinen Antheil habe, und machte sich anheischig nach Deutschland zu kommen,

um zwischen den beiden Königen zu entscheiden, vorläufig ankündigend, daß der von ihnen, welcher dem heiligen Stuhle nicht gehorchen würde, den Thron verlieren sollte.

Eine neue Schlacht, welche Otto von Nordheim bei Fladenheim gewann, hob Gregor den Siebenten so empor, daß er, mit Hinwegsetzung über alle Bedenklichkeiten, nicht bloß seine Satzungen gegen Simonie erneuerte und Heinrich den Vierten abermals in den Bann that, sondern sich auch die Vergabung der Deutschen Königskrone anmaßte, indem er dem ehemaligen Herzog von Schwaben eine Krone mit der Inschrift: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho übersendete. Seine Voraussetzung war, daß Heinrich, dem er einen nahen Tod prophezeite, endlich unterliegen werde. Daran fehlte jedoch so viel, daß Heinrich, nachdem er zu Mainz eine vorbereitende Synode hatte eröffnen lassen, zu Brixen eine noch zahlreichere hielt, auf welcher Gregor abgesetzt und der von ihm in Bann gethane Bischof von Ravenna, Guibert, unter dem Namen Clemens der Dritte, zum Papst gewählt wurde. Heinrich übte hierdurch nur das Wiedervergeltungsrecht; eine größere Kränkung, als diese, konnte jedoch dem Ehrgeizigen, welcher nach dem ausschließenden Vorrecht, die Gesellschaft zu ordnen, strebte, schwerlich widerfahren.

Sollten sich zwei so entschiedene Gegner, wie Gregor und Heinrich, jemals versöhnen: so mußten sie persönlich an einander gerathen.

Heinrich, der dies sehr wohl empfand, wollte, ehe er seinen Zug nach Italien anträte, noch einen Versuch gegen die Sachsen wagen. Er rückte daher im Oktober

1080 in Sachsen ein, und ging an der Elster auf seinen Gegner los. Zwar verlor er die Schlacht am Grenaischen Morast durch den standhaften Widerstand, den Otto von Nordheim leistete; aber Rudolph von Schwaben wurde durch Gottfried von Bouillon, Herzog von Nieder-Lothringen, getödtet, und so ein großes Hinderniß aus dem Wege geräumt. Da die Sachsen, ihrer Verbindung mit dem Papste getreu, sich nicht eher in eine Friedensunterhandlung einlassen wollten, als bis die Aussöhnung des Königs mit dem Papste erfolgt wäre: so lag hierin für Heinrich eine um so stärkere Aufforderung, nach Italien zu gehen.

Um den ihm bevorstehenden Sturm abzuwenden, bemühete sich Gregor um den Beistand der Normannen Unter-Italiens, des Königs Wilhelm von England und des Herzogs Welf von Baiern; doch, wie es scheint, mit gleich schlechtem Erfolge. Im März 1081 rückte Heinrich über Verona, Mailand und Ravenna gegen Rom vor, und ihn begleitete der Gegenpapst Clemens der Dritte. Rom wurde berennt; doch nicht nachzugeben, lag in dem Charakter eines Papstes, für welchen Gedanke und Leben eins war. Das Jahr 1082 verstrich für ihn unter Bemühungen, einen neuen Gegenkönig zu finden; und wirklich war der Graf Herrmann von Luxemburg thörigt oder leichtsinnig genug, sich mit einer Krone zu befassen, die nur durch einen Bürgerkrieg behauptet werden konnte: mit einer Krone, die den König der Deutschen zum Vasallen eines römischen Bischofs machte. Im Jahre 1083 eroberte Heinrich den diesseits der Tiber gelegenen Theil von Rom, und im folgenden Jahre gerieth die ganze Stadt

bis auf die Engelsburg in die Hände des Königs. Gregor, der sich in diese Burg zurückgezogen hatte, mußte geschehen lassen, daß sein Gegner feierlich eingeführt wurde, und dem Könige der Deutschen die Kaiserkrone aufsetzte. Für den eigensinnigen Gregor gab es, wenn er nicht in Heinrichs Hände fallen wollte, keine andere Rettung, als in dem Beistande der Normannen. Wirklich erschien der Herzog Robert an der Spitze eines nicht unbeträchtlichen Heeres zu einer Zeit, wo der Kaiser zur Verstärkung seiner Kriegsmacht nach der Lombardei gegangen war. Aus der Engelsburg befreit, ging Gregor, der sich in Rom nicht sicher glaubte, an Roberts Seite nach Unter-Italien, wo er erst in Montecassino verweilte, uud dann am 25. Mai 1085 zu Salerno starb — seiner Ueberzeugung nach, „im Exil, weil er die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt hatte."

Wenn, was kaum in Zweifel gezogen werden darf, Gregor im Gefühl der Heilsamkeit seiner Unternehmungen den Geist aufgab: so war dabei die Wahrheit auf seiner Seite. Ohne strenge Sonderung der geistlichen und der weltlichen Macht (wie selbstsüchtig der kühne Papst auch dabei zu Werke gehen mochte) gab es keine Aussicht auf Entwickelung, blieb der Charakter der Jahrhunderte sich selbst gleich. Zwar hatte die Centralisation der geistlichen Gewalt keinen andern Zweck, als die Beherrschung der weltlichen zu erleichtern; doch, indem diese ihre Freiheit vertheidigte, konnte sie im Verlauf der Zeit nicht verfehlen, ihr Ansehn auf ganz neue Mittel zu stützen, wodurch sie sich von dem Geiste der Theologie je mehr und mehr entfernte. Zu Paris wurde eine Universität errichtet, deren ursprüng-

ursprüngliche Bestimmung keine andere war, als die Gewalt des Kirchenthums zu brechen. Die Metaphysik ward die Brücke, über welche man in die Region des Erweisbaren eindrang, um das Domain des Uebernatürlichen zu verkleinern.

Hierüber hoffen wir im nächsten Kapitel vollständigere Aufschlüsse zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber
die in Portugal erfolgte Reaktion,
die als Gegen-Revolution bezeichnet wird.

Als wir uns, vor etwa zwei Jahren, über den Werth der Konstitution erklärten, welche Don Pedro der Erste, Kaiser von Brasilien, den Portugiesen gab, damit die Trennung der Kolonie von dem Mutterstaate ihnen erträglicher werden möchte, wurden wir vorzüglich von dem Gedanken geleitet, daß in Dingen der Gesetzgebung nichts fehlerhafter ist, als — Vorwegnahme.

In Wahrheit: eine Konstitution ist nur in sofern gut, als sie angemessen ist, d. h. als sie den gesellschaftlichen Bedürfnissen des Volks entspricht, für welches sie wirksam werden soll. Was demnach über diese Bedürfnisse hinaus geht, ist vollkommen eben so tadelswerth, wie das, was hinter ihnen zurückbleibt; denn wollte man anders darüber urtheilen, so würde man zugeben müssen, daß eine Staatsgesetzgebung, wie z. B. die des großbritannischen Reichs ist, auch für Kaffern und Ostindianer passen könnte. Mit Einem Worte: in Dingen der Gesetzgebung gilt kein Eklektizismus; und was sich Se. brasilianische Majestät auch dabei denken mochte, als sie den Portugiesen ihr verhängnißvolles Geschenk mit der Versicherung empfahl, daß diese Konstitution ein Abhub des Besten sey, was die zivilisirtesten Nationen hinsichtlich der Staatsverfassungen aufzuweisen hätten: so war hierin doch

nichts weiter ausgesprochen, als — die Unfähigkeit, den Portugiesen das zu geben, was sich am meisten für sie paßte. Um von jenem Besten Gebrauch machen zu können, hätten die Portugiesen vor allen Dingen den zivilisirtesten Nationen gleich stehen müssen; und wenn dies nicht der Fall war, so konnte Don Pedro's des Ersten konstitutionelle Charta keine andere Wirkung haben, als die, welche gleichmäßig aus der Abwesenheit aller Staatsgesetzgebung hervorgehen mußte, d. h. den Bürgerkrieg.

Wenn wir, vor zwei Jahren, diese metaphysische Konstitution einen, in die pyrenäische Halbinsel geworfenen Feuerbrand nannten: so hat der Erfolg unsere Voraussagung auf das Vollkommenste gerechtfertigt. In Portugal brach der Bürgerkrieg in eben dem Augenblick aus, wo Don Pedro's des Ersten Konstitution in Thätigkeit gesetzt werden sollte; und wer, der ein aufmerksamer Zuschauer der Begebenheiten geblieben ist, zweifelt wohl daran, daß die Entscheidung, die in den letzten Monaten eingetreten ist, weit früher erfolgt seyn würde, wenn die am Schlusse des Jahres 1826 nach Portugal gesendeten brittischen Truppen sie nicht verzögert hätten?

Gewiß hat Don Pedro der Erste nicht die Absicht gehabt, Portugal zu revolutioniren; gewiß hat er geglaubt, dem Königreiche, das er aufzugeben genöthigt war, eine große Wohlthat durch seine Charta zu erweisen. Doch, wenn man sich klar machen will, weshalb der Erfolg ihm so sehr entgegen gewesen ist, so braucht man nur den 145. Artikel seines Verfassungsgesetzes in Erwägung zu ziehen; er ist von einer solchen Beschaffenhenheit, daß Jeder, dem das schwierige Geschäft, ihn zu vollziehen, oblag, nothwen-

dig an den Hindernissen scheitern mußte, die sich ihm entgegen stellten — daß folglich die Infante Donna Isabella Maria zehnfach entschuldigt ist, wenn sie die Hoffnung, irgend etwas Gutes als Regentin zu leisten, so früh aufgab und dadurch ihrem Bruder, Don Miguel, den Weg zu einer Rückkehr nach Portugal früher bahnte, als sonst nöthig gewesen seyn würde.

Der von uns bezeichnete Artikel lautet von Wort zu Wort also:

„Die Unverletzbarkeit der bürgerlichen und politischen Rechte portugiesischer Bürger, welche die Freiheit, die individuelle Sicherheit und das Eigenthum zur Grundlage haben, wird durch die Konstitution des Königreichs in folgender Weise gewährleistet:

1) Kein Bürger kann genöthigt, oder verhindert werden, irgend etwas zu thun, es sey denn in Kraft eines Gesetzes.

2) Die Verfügung eines Gesetzes hat keine rückwirkende Kraft.

3) Jeder kann seine Gedanken mündlich und schriftlich mittheilen, auch sie durch den Druck bekannt machen, nur daß er verantwortlich bleibt für den Misbrauch, den er in der Ausübung dieses Rechts in den von dem Gesetz bestimmten Fällen und Formen begehen kann.

4) Niemand darf um kirchlicher (religiöser) Beweggründe willen verfolgt werden, so lange er die Staats-Religion respektirt und die öffentliche Moral nicht verletzt.

5) Jeder kann, je nachdem es ihm zusagt, im König-

reich bleiben, oder dasselbe verlassen; im letzten Falle nimmt er sein ganzes Eigenthum mit sich, nur daß er die Polizei-Verordnungen erfüllt und keinem Dritten schadet.

6) Jeder Bürger besitzt in seinem Hause ein unverletzbares Asyl. Nachts kann man nur mit seiner Genehmigung in das Innere desselben eindringen, entweder auf den Ruf nach Hülfe, oder bei Feuers- und Wassersgefahr. Bei Tage ist der Eintritt in sein Haus nur gestattet in den Fällen und in der Weise, die das Gesetz zu bestimmen hat.

7) Niemand kann ohne vorangegangene Klage verhaftet werden, ausgenommen in den Fällen, die das Gesetz bestimmt hat, und in diesen Fällen muß der Richter innerhalb der ersten vier und zwanzig Stunden nach dem Eintritt ins Gefängniß (dieses befinde sich, wo es wolle) den Verhafteten mit dem Beweggrunde seiner Verhaftung und mit den Namen der Ankläger und der Zeugen, wenn er sie kennt, bekannt machen.

8) Obgleich eine Klage vorhanden ist, so darf doch Niemand zur Haft gebracht, oder, wenn das geschehen seyn sollte, in derselben zurückgehalten werden, wenn er in den von dem Gesetze zugelassenen Fällen und im Allgemeinen für Vergehungen, welche nur eine sechsmonatliche Kerkerstrafe oder eine Verbannung aus dem Königreiche zur Folge haben würden, sichere Kaution leistet; in diesem Fall darf der Beschuldigte darauf dringen, daß man ihn in Freiheit setze.

9) Den Fall ausgenommen, daß Jemand in flagranti ertappt wird, kann man nicht anders einkerkern, als auf den schriftlichen Befehl der rechtmäßigen Obrigkeit; und wenn dieser Befehl aus der Willkür herstammt, so werden der Richter, der ihn ausgefertigt hat, und der, der ihn gefordert hat, auf eine Weise bestraft, welche das Gesetz bestimmen wird. Was in Hinsicht der Verhaftung feststeht, leidet keine Anwendung auf die hergebrachten Militär-Verordnungen, indem diese nothwendig sind, theils zur Disziplin, theils zur Ergänzung des Heers. Eben so wenig ist es anwendbar auf die Fälle, welche nicht unbedingt kriminel sind, und in welchen dennoch das Gesetz eine Einkerkerung solcher Personen verordnet, welche den Aufträgen der Justiz nicht Genüge geleistet, oder eine Pflicht nicht innerhalb einer vorgeschriebenen Zeit erfüllt haben.

10) Niemand kann ein gerichtliches Urtheil empfangen, es sey denn durch die kompetente Behörde in Kraft eines früheren Gesetzes und in der von demselben vorgeschriebenen Form.

11) Die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt soll aufrecht erhalten werden; keine Behörde kann schwebende Prozesse niederschlagen und in die Länge ziehen, oder beendigte Prozesse von neuem in Gang bringen.

12) Das Gesetz ist für alle das nämliche, möge es beschützen oder belohnen; belohnen wird es nach Maßgabe des Verdienstes eines Jeden.

13) Alle Bürger sind zulässig zu öffentlichen Verrich-

richtungen, bürgerlichen und politischen sowohl, als militärischen, ohne allen weiteren Unterschied, als denjenigen, der aus ihren Talenten und Tugenden entspringt.

14) Niemand soll ausgenommen seyn vom Beitrage zu den Staatsausgaben nach Verhältniß seiner Mittel.

15) Abgeschafft sind alle Vorrechte, welche nicht wesentlich und mit Lasten verknüpft sind, zum allgemeinen Besten.

16) Mit Ausnahme der Sachen, welche, in Gemäßheit der Gesetze, ihrer Natur nach besonderen Richtern angehören, soll es kein privilegirtes Tribunal geben, auch keine Spezial-Kommission in bürgerlichen und kriminellen Sachen.

17) Es soll, so schnell wie möglich, ein Zivil- und Kriminal-Gesetzbuch abgefaßt werden, das auf die sicheren Grundlagen der Gerechtigkeit und Billigkeit gegründet ist.

18) Als Strafen sind, von diesem Augenblick an, abgeschafft: die Peitsche, die Folter, die Brandmarkung und alle noch grausamere Strafen.

19) Keine Strafe soll sich über den Schuldigen hinaus erstrecken. Darum soll die Konfiskation in keinem Falle Statt finden; und die Infamie des Verbrechers soll sich über keinen seiner Verwandten erstrecken, in welchem Grade dieser es auch seyn möge.

20) Die Gefängnisse sollen sicher, reinlich und gut gelüftet seyn, mit verschiedenen Abtheilungen zur Sonderung der Verhafteten, je nach den Umständen und nach der Natur der Verbrechen.

21) Das Recht des Eigenthums wird nach seiner ganzen Fülle gewährleistet.

22) Die öffentliche Schuld wird gleichmäßig gewährleistet.

23) Keine Art von Arbeit, Kultur, Betriebsamkeit oder Handel darf verhindert werden, vorausgesetzt, daß den öffentlichen Gewohnheiten dadurch kein Nachtheil zugefügt wird.

24) Die Erfinder behalten das Eigenthum ihrer Entdeckung und ihrer Erzeugnisse. Ein Gesetz wird ihnen ihr ausschließendes Privilegium auf Zeit, oder eine Entschädigung für die Verluste gewähren, welche sie durch das Bekanntwerden leiden könnten.

25) Das Briefgeheimniß ist unverletzlich; die Postverwaltung ist streng verantwortlich für jede Verlezzung dieses Artikels.

26) Gewährleistet sind die Belohnungen für Dienste, welche dem Staate im Zivil, wie im Militär, geleistet werden; eben so die damit gesetzlich verknüpften Rechte.

27) Die öffentlichen Beamten sind streng verantwortlich für die Misbräuche und Unterlassungen, welche sie sich auf ihren Posten zu Schulden kommen lassen, und in keinem Fall dürfen sie ihre Verantwortlichkeit auf Untergeordnete abwälzen.

28) Jeder Bürger hat das Recht, der gesetzgebenden Behörde und der Vollziehungsgewalt Reklamationen, Klagen oder Bitten schriftlich vorzulegen und ihnen jede Verletzung der Konstitution mit der For-

derung anzuzeigen, daß die Verletzer zur Verantwortung gezogen werden.

29) Auf gleiche Weise gewährleistet die Konstitution die öffentlichen Hülfen.

30) Der Unterricht in den Elementar-Kenntnissen ist für alle Bürger unentgeltlich.

31) Die Konstitution garantirt den Erbadel und die Prärogativen.

32) Gleichmäßig die Kollegia und Universitäten, wo die Elemente der Wissenschaften, der Redekünste und der übrigen Künste mitgetheilt werden.

33) Die konstitutionellen Gewalten können nie die Konstitution suspendiren, auch die individuellen Rechte aufheben, es sey denn in Fällen und Umständen, die im nachfolgenden Paragraphen angegeben sind.

34) Wenn, im Fall einer Empörung oder einer feindlichen Invasion, die Sicherheit des Staats verlangt, daß man für eine bestimmte Zeit einigen Formalitäten entsage, welche die individuelle Freiheit gewährleisten: so kann dem durch eine Spezial-Akte der gesetzgebenden Macht fürgesehen werden. Können die Kortes nicht zu rechter Zeit versammelt werden und ist die Gefahr dringend: so kann die Regierung dieselben Maßregeln als ein vorläufiges und unumgängliches Mittel ergreifen, indem sie den gewöhnlichen Lauf der Gesetze auf der Stelle hemmt; allein in allen Fällen muß sie den Kortes, sobald sich diese versammelt haben, einen umständlichen Bericht von den Verhaftungen, so wie von den anderweitigen Maßregeln erstatten, die genommen

seyn können. Jede Behörde, welche mit der Vollziehung dieser Maßregeln beauftragt ist, bleibt verantwortlich für die Misbräuche, die sie in dieser Beziehung begangen haben kann."

So weit der 145. Artikel der von Don Pedro dem Ersten herrührenden Verfassungsurkunde.

Wer, der das Glück hat, einer gesellschaftlichen Ordnung anzugehören, die einen höheren Zivilisation-Grad in sich schließt, kann jemals in die Versuchung gerathen, diese gesetzlichen Anordnungen an und für sich zu verdammen? Gleichwol ist und bleibt es eine ewige Wahrheit, daß in Dingen der Gesetzgebung alles bezüglich ist, und daß die Güte der Gesetze auf ihrer Angemessenheit beruht, ohne daß jemals von einer unbedingten Vortrefflichkeit derselben die Rede seyn kann. Denken wir uns Huronen und Irokesen, Hottentotten und Kaffern, Ostindianer und Chinesen: so liegt sogleich am Tage, daß Don Pedro's des Ersten Gesetzgebung nicht für sie vorhanden ist, und wenn sie ihnen aufgedrungen werden sollte, nichts weiter leisten würde, als daß sie alle Bande der Gesellschaft auflösete, ohne dieselben durch irgend etwas zu ersetzen. Nun sind zwar die Portugiesen weder Huronen, noch Hottentotten, noch Ostindianer; allein würde deshalb die Sache für sie anders stehen, wenn sich erweisen ließe, daß sie, wenn gleich in geringerer Entfernung, als jene, zurückstehen hinter dem Zivilisations-Grade, der in Don Pedro's des Ersten Konstitutions-Urkunde vorausgesetzt ist?

Als Volk genommen, haben die Portugiesen sich immer genöthigt gesehen, der Richtung zu folgen, welche die Spanier ihnen gegeben haben. Dies geht durch alle Jahr-

hunderte. Daher die Erscheinung, daß die Institutionen der spanischen Gesellschaft immer mit sehr geringen Abänderungen die der portugiesischen gewesen sind. Dieselben Ursachen, welche Spanien im sechzehnten Jahrhundert verhindert haben, auf eine Kirchenverbesserung einzugehen, haben auch Portugal daran verhindert. Welt- und Ordens-Geistlichkeit sind demnach in dem letzteren Königreiche geblieben, was beide früher waren; und wer möchte sich darüber wundern, daß, im Einklang mit den kirchlichen Institutionen, auch der portugiesische Adel den Charakter der Feudalität besser bewahrt hat, als der englische, der französische und der deutsche? Ist von Eigenthum die Rede, so ist es wesentlich in den Händen der Geistlichkeit und des Adels, und die Pacht blieb für die unteren Klassen der Gesellschaft das einzige Mittel, ein bürgerliches Daseyn zu gewinnen. Die Zahl der Bettler war unverhältnißmäßig groß, weil es an Fabriken und Manufakturen fehlte, welche die Geistlichkeit, um sich in ihrem Seyn zu bewahren, nicht empor kommen lassen durfte. Der Kaufmannsstand war nach der Geistlichkeit und dem Adel der einzige freie Stand, den es in Portugal gab; aber er war weder zahlreich, noch mächtig, und beschränkte sich auf die wenigen Seestädte des Königreichs. Wissenschaft und Kunst konnten in Portugal nie zu irgend einer Blüthe gelangen, weil sie in derselben dem übermächtigen Priesterstande geschadet haben würden; man lehrte und übte, was zur Erhaltung des hergebrachten Gesellschaftzustandes diente, ging aber darüber auf keine Weise hinaus. Wer wäre wohl im Stande, irgend eine Entdeckung oder Erfindung zu nennen, die von Portugal ausgegangen wäre über Eu-

ropa! Gerechtigkeitspflege, Polizei und alle die übrigen Institutionen, wodurch die gesellschaftliche Ordnung bewahrt wird, waren dem Kulturgrade einer Nation angemessen, welche in ihrer Entwickelung sich nie über den Ackerbau erhoben hatte, und selbst in diesem ihren alten Gewohnheiten getreu blieb, weil es an allen den Aufmunterungen fehlte, die in letzter Auflösung von den Fortschritten in den physischen Wissenschaften herrühren.

So verhielt es sich mit der portugiesischen Nation, als, von Brasilien her, ein Gesetz anlangte, nach welchem sie etwas ganz anders seyn sollte, als was sie wirlich war.

War es nun wohl ein Wunder, wenn sie sich bis auf einige Wenige, die dem Kaufmannsstande angehörten, oder sich auf anderen Wegen eine Ahnung von einem besseren Zustande erworben hatten, dieser Gesetzgebung feindselig entgegen stellte? und würde jedes andere Volk zur Vertheidigung s e i n e r Eigenthümlichkeit nicht dasselbe gethan haben? Wie hätte das neue Gesetz der Welt- und Ordens-Geistlichkeit willkommen seyn können, da es zwar die römisch-katholische Religion als Staatsreligion bestehen ließ, aber nicht bloß andere Religions-Uebungen duldete, sondern auch jede Verfolgung um religiöser Beweggründe willen untersagte? Wie dem Adel, da es die Gleichheit vor dem Gesetze gebot, jeden Bürger steuerpflichtig machte, die Beförderung zu Staatsämtern an Geschicklichkeit und Verdienst band, und kein anderes Privilegium bestehen ließ, als das der Erblichkeit des Namens? Wie dem Bauernstande, der, unwissend und abergläubisch, sich in seinem Daseyn bedroht sah, wenn er aus dem Zustande der Erbunterthänigkeit und Pacht in den der bürgerlichen Freiheit

und des Eigenthums übergehen mußte? denn so wurde ihm die Sache unstreitig dargestellt, indem man ihm alle Freunde des neuen Gesetzes als Ketzer und Freimaurer darstellte, die keine andere Bestimmung hätten, als ihn an den Bettelstab zu bringen. In der That, es würde nur für das größte aller Wunder haben gelten können, wenn die Mehrheit der portugiesischen Nation sich nicht aufgelehnt hätte gegen ein Gesetz, wodurch sie in jeder Beziehung aus ihren Angeln gehoben wurde; gegen ein Gesetz, das unstreitig sehr gut gemeint war, aber einen Bildungsgrad voraussetzte, an welchem es fehlte.

Wir rechtfertigen und vertheidigen hier nichts; wir erklären bloß. Ob Don Pedro der Erste berechtigt war, einem Königreiche, dessen Souverän zu seyn ihm unverträglich schien mit seinen anderweitigen Pflichten, das Gesetz vorzuschreiben, berührt uns hier eben so wenig, als die zweite Frage, ob er daran wohl that, die Vollziehung seines Gesetzes so schwachen Händen anzuvertrauen, wie die seiner Schwester Isabella Maria waren. Wir haben es hier bloß mit der von ihm aus Gnaden gewährten Charta zu thun; und unsere Behauptung ist keine andere, als daß diese Charta keinen Widerspruch gefunden haben würde, wenn sie dem Aufklärungsgrade der Portugiesen gemäß gewesen wäre, und daß sie wesentlich nur deshalb verworfen und bekämpft wurde, weil sie dies nicht war. Wir finden also die Ursache der Reaktion in der Charta selbst; und da die Charta, indem sie zu viel auf einmal wollte, nicht reformatorisch, sondern nur revoluzionirend einwirken konnte: so dürfen wir uns schwerlich darüber wundern, daß aus der Reaktion eine Gegen-Revolution geworden

ist, bei welcher alles darauf abzweckt, selbst das Andenken an die Charta Don Pedro des Ersten auszulöschen.

Nach der Eroberung Oporto's und nach der Vertreibung der konstitutionellen Parthei über die Grenzen des Königreichs kann man die Reaktion als vollendet betrachten. Von den liberalen Ideen, durch welche Don Pedro der Erste Portugal für den Verlust Brasiliens zu entschädigen gedachte, bleibt für den Augenblick nichts weiter übrig, als der bloße Buchstab, wodurch sie zuerst mitgetheilt wurden. Da aber nichts gewöhnlicher ist, als das zu fürchten, was man mit Mühe überwunden hat: so läßt sich vorhersehen, daß die siegende Parthei mit Don Miguel an ihrer Spitze nachdrücklicher, als je, sich in dem politischen Systeme, das sie für das einzige richtige hält, festzusetzen bemüht seyn werde. Portugal wird von Glück zu sagen haben, wenn über Bemühungen dieser Art die Inquisition nicht mit allen ihren Greueln und Abscheulichkeiten zurückkehrt. Wer möchte sie von sich weisen? Gewiß nicht Don Miguel, den man leicht bereden wird, daß sie für seine Sicherheit nothwendig sey. Auch nicht die Geistlichkeit, die ihrer selbst dann bedürfen wird, wenn die, welche sie gegenwärtig als Ketzer und Freimaurer bezeichnet, den portugiesischen Boden nicht länger beflecken. Auch nicht der Adel, wenn er in ihr ein Mittel erkennt, sich in seinen Privilegien und überhaupt in seinem alten Seyn zu bewahren.

Was aber auch zur Befestigung des alten theologisch-feudalen Systems geschehen möge: neue Schicksale werden nicht ausbleiben. Sie liegen in der Sache selbst, d. h. in der definitiven Trennung Portugals von Brasilien. In

dieser unermeßlichen Kolonie hatte Portugal das Leben seines Lebens. Von ihr gesondert — wie könnte es anders als verkümmern in dem verminderten Maß von Arbeit und Anstrengung, worauf es gegenwärtig zurückgebracht ist? Als absoluter König von Portugal hat Don Miguel eine sehr schwierige Rolle durchzuspielen. Ist es absolut in dem Sinne der siegenden Parthei, so kann er nicht verfehlen, die Gegenparthei noch weit mehr zu Boden zu schlagen, als sie es schon ist; wie wäre dies aber wohl möglich, ohne eine Muthlosigkeit in Gang zu bringen, die, wenn nicht etwas Außerordentliches dazwischen tritt, nur mit einem allgemeinen Stillstand der gesellschaftlichen Arbeit enden kann? Ist er absolut in dem entgegengesetzten Sinne, d. h. benutzt er die ihm übertragene Souveränetät — nicht etwa zur Beförderung des Wohlseyns der Geistlichkeit und des Adels, wohl aber zur Verbesserung der ganzen portugiesischen Gesellschaft: so läuft er die größte Gefahr das zu werden, was man durch ihn hat abwenden wollen, nämlich ein konstitutioneller König, selbst ohne jemals diesen Namen zu führen. Im Grunde bedarf Portugal in seiner gegenwärtigen Lage eines absoluten Königs, wenn gleich nicht in dem Sinne dieses Worts, wodurch nur das Werkzeug privilegirter Klassen bezeichnet wird. Der wahrhaft absolute König für Portugal, in dessen gegenwärtiger Lage, würde derjenige seyn, der die Berechtigung hätte und in seinem Herzen und seinem Verstande alle die Mittel fände, die portugiesische Gesellschaft so zu leiten, daß sie in ihren eigenen Verhältnissen, d. h. in ihrer freieren Betriebsamkeit und Arbeitsamkeit einen Ersatz fände für alles, was sie jenseits des Ozeans ver-

loren hat. Daß eine solche Umwandlung unter der Leitung eines hochherzigen Fürsten nicht unmöglich ist, hat die Erfahrung hinlänglich bewiesen. Was Don Miguel thun wird, steht dahin; denn wer kennt einen sechs und zwanzigjährigen Fürsten so gut, daß er mit Gewißheit von ihm sagen könnte, er werde so endigen, wie er angefangen hat? Wohl möglich also, daß die, welche ihn zum absoluten König gemacht haben, sich nach wenigen Jahren in ihren Erwartungen von ihm betrogen finden, und daß er damit endigt, die Konstitution, welche sein Bruder vielleicht um gute hundert Jahre zu früh gegeben hat, der Ausführbarkeit näher zu bringen. Sollte dem anders seyn, so läßt sich mit Bestimmtheit vorher sehen, daß Portugal, wenn es ein abgesondertes Königreich zu bleiben bestimmt ist, zu einer Schwäche und Kraftlosigkeit herabsinken werde, wodurch es mit den Provinzen des türkischen Reichs auf gleiche Linie zu stehen kommt.

Ueberhaupt aber ist es hohe Zeit, daß die ganze pyrenäische Halbinsel sich zurecht finde über das, was ihr Noth thut. Die Hauptursache der Unruhe, die man in allen ihren Theilen wahrnimmt, ist keine andere, als der Mangel an nützlicher Beschäftigung und gesellschaftlicher Arbeit, der seinen Grund in dem Verlust so reicher Kolonien hat, wie die transatlantischen Länder waren, so lange sie zu Portugal und Spanien gehörten. Diesen Verlust zu decken, giebt es nur Ein Mittel; nämlich Belebung der Volksthätigkeit in allen den Betriebsamkeitszweigen, welche bisher vernachlässigt wurden, weil das Kolonial-Monopol sie entbehrlich machte. Ohne die Anwendung dieses Mittels läßt sich keine Rückkehr der Ordnung absehen. Was nun

nun vorhergehen muß, damit es wirklich angewendet werde, dies auszumitteln ist die von den Regierungen Portugals und Spaniens zu lösende Aufgabe. Daß die apostolische Junta die Wahrheit nicht auf ihrer Seite hat, wenn sie wähnt, daß durch die Zurückführung der Inquisition und überhaupt durch die Entwickelung geistlicher und weltlicher Gewalt der Schade allein gebessert werden könne, leuchtet wohl Jedem ein, der gesellschaftliche Erscheinungen erforscht hat und nicht an ursprüngliche Bösartigkeit glaubt. Wäre von Mitgliedern einer apostolischen Junta zu verlangen, daß sie mit den Lehren der Staatswirthschaft bekannt seien: so würde man in Spanien, wie in Portugal, sehr leicht zu der Entdeckung gelangen, daß ohne die Mobilisirung des der todten Hand verfallenen Eigenthums, ohne die Verwandlung der Pacht in Eigenbesitz, und ohne die Vermehrung der gesellschaftlichen Verrichtungen nicht an Unterdrückung der revolutionären Bewegungen zu denken ist. Gleichwol muß diese Entdeckung über kurz oder lang gemacht werden, und sich der Köpfe in so großer Allgmeinheit bemächtigen, daß aller Widerstand darüber verschwindet. Das Vorurtheil, das man jetzt noch wider Konstitutionen hegt, wird sich alsdann ganz von selbst verlieren. Gegen das Wort selbst protestiren, heißt schwerlich noch mehr, als Furcht vor Gespenstern haben. Als Inbegriff derjenigen Institutionen, wodurch die gesellschaftliche Ordnung hervorgebracht und aufrecht erhalten wird, ist eine Konstitution so nothwendig, daß man wohl sagen darf, es könne keinen Staat ohne Konstitution geben; und wenn sich in neuerer Zeit an diesen Begriff die Idee geknüpft hat, daß keine dieser Institutionen die Kraft haben dürfe,

das natürliche Entwickelungs-Gesetz, das in der Gesellschaft waltet, zu lähmen und unwirksam zu machen: so läßt sich dagegen nur da etwas einwenden, wo man, ohne es wirklich zu können, einen gegebenen Gesellschaftszustand durch alle Zeiten durchführen möchte. Uebrigens giebt es für die Herbeiführung des Konstitutionellen, selbst im neueren Sinne dieses Wortes, schwerlich ein noch wirksameres Mittel, als den Absolutismus, der, indem er in die höchste Spannung versetzt, sich immer zuerst erschöpft. Nur allzu bald wird man auf der pyrenäischen Halbinsel zu der Ueberzeugung gelangen, daß Ruhe und Sicherheit nicht durch Willkür und Gewalt erzwungen werden können, und — daß der absoluteste Monarch in dem gegenwärtigen Zustande der Dinge nothwendig der schwächste ist: — aus keinem anderen Grunde, als weil er den sittlichen Beziehungen, deren Mittelpunkt er seyn sollte, durch die Absolutheit am meisten entsagt. Was auf die höchste Spitze getrieben wird, ist immer in Gefahr, in den Abgrund zu stürzen. Dürfte man sich also unterstehen, den Königen von Spanien und von Portugal unter den gegenwärtigen Umständen einen guten Rath zu ertheilen: so könnte es nur derselbe seyn, womit Apollon den verwegenen Phaeton entließ, als dieser den Sonnenwagen bestieg:

Altins egressus coelestia tecta cremabis,
Inferius, terras: medio tutissimus ibis.
Neu te dexterior tortum declinet in anguem,
Neu sinisterior pressam rota ducat ad aram.
Inter utrumque tene ...

Ovid. Met. Lib. 2.

Ueber die Konkurrenz in Betriebsamkeits-Unternehmungen.

(Aus dem Französischen.)

Wir haben in dieser Zeitschrift bereits mehr als Einmal auf die fehlerhafte Klassifikation, die sich die Staatswirthschafts-Lehrer der gegenwärtigen Zeit erlauben, hingedeutet: die Benennungen von Produzenten und Konsumenten bezeichnen die, unter den Gliedern einer Gesellschaft bestehenden Beziehungen deshalb auf eine mangelhafte Weise, weil der wahrhaft unterscheidende Charakter, der sie von einander sondert, die Arbeit oder der Müssiggang ist. Indem man die Benennung „Konsument" durch die Benennung „Nicht-Produzent" ersetzt, entgeht man der Gefahr, zwei Akte, welche in beinah' allen Umständen nothwendig beisammen sind, zu trennen; denn wer hervorbringt, ist genöthigt, zu verzehren, während sehr viele Verzehrer sehr wohl nichts hervorbringen können.

Diese Unterscheidung ist nicht eitel; sie ist vielmehr unumgänglich, um auf eine genaue Weise über das Prinzip der Konkurrenz zu urtheilen, das man heut zu Tage so allgemein geltend macht. Ungeachtet des anhaltenden Geschrei's der Betriebsamen, die sich über die furchtbare Konkurrenz, womit sie zu kämpfen haben, beklagen,

bleiben die Staatswirthschafts-Lehrer dabei, daß das, was die Konsumenten gewinnen, den Ausschlag giebt über die Verluste, welche die Konkurrenz der Produzenten zu Wege bringt; und da zuletzt Alle verzehren, während nur einige hervorbringen, so müsse, meinen sie, der allgemeine Vortheil den Ausschlag geben über den Privatvortheil. Bei dem Allen würde es anziehend seyn, eine Untersuchung darüber anzustellen, wie die betriebsame Nebenbulerei der Arbeiter ihnen verderblich werden kann, und wie die Konsumenten, vorzüglich aber die Nicht-Produzenten, dabei auf Kosten der ersteren gewinnen würden.

Die Betriebsamkeits-Vervollkommnungen beruhen darauf, daß man in derselben Zeit und mit denselben Kräften mehr Produkt oder besseres Produkt liefert. Eingeengt von der Dunkelheit ihrer Nomenklatur, haben die Staatswirthschafts-Lehrer eine andere Definition von diesen Vervollkommnungen gegeben; sie haben nämlich gesagt: „alles laufe darauf hinaus, mehr und besseres Produkt für denselben Preis zu liefern." Diese, dem ersten Anschein nach leichte Abstufung führte sie auf die Folgerung, daß die Konkurrenz, welche den Arbeitslohn herabdrückt, eine wahre Vervollkommnung sey, weil sie den Preis vermindert; und diese Folgerung bewog sie zur Annahme des staatswirthschaftlichen Dogma von der Konkurrenz, weil sie dabei immer einen sicheren Vortheil für den Erwerber der Produkte absahen.

Geht man darauf aus, noch etwas mehr als bloße Zahlen in sein Raisonnement zu bringen, fühlt man, daß die Materie, über welche man raisonnirt, ein Mensch, nicht eine Maschine ist: so wird alles, was sich an den Arbeits-

lohn knüpft, so wichtig, daß man sich nur unter schmerzhaften Gefühlen Rechenschaft darüber giebt, wie der niedrig gestellte Arbeitslohn, d. h. was den Arbeitern zukommt und zu ihrer Leibes-Nahrung- und Nothdurft gehört, als etwas betrachtet werden kann, das unter allen Umständen eine Vervollkommnung in sich schließt; und doch — wie oft vernehmen wir, daß das oder jenes Land einen großen Vorzug habe, weil der Arbeitslohn in demselben geringer sey, als in einem andern Lande!

Wo wäre wohl der Manufaktur-Herr, der sich nicht beklagte über den hohen Lohn, den er seinen Werkleuten zahlt? Wo fände man wohl den Gutsbesitzer, der nicht über den hohen Taglohn seufzete? Wo endlich den Rentier, der nicht täglich von den enormen Gehalten spräche, die er seinen Hausbedienten zu zahlen genöthigt ist? In allen Klassen der Gesellschaft ist der, welcher direkt die Gehalte der Arbeiter bezahlt, überzeugt, daß er zu viel bezahlt; und daraus entspringt eine Meinung, die, indem sie unaufhörlich wiederholt wird, beinah' volksthümlich geworden ist: die Meinung, nach welcher man glauben möchte, daß die Manufaktur-Herren und die Rentiers bei weitem mehr zu beklagen seien, als diejenigen, welche unter ihren Befehlen oder für ihr Geld arbeiten.

Dabei ist es nichts weniger, als erfreulich, zu hören, auf welches Raisonnement sich der Eigennutz dieser Herren zu stützen sucht. Die Häupter der Betriebsamkeit versichern, daß ihre Werkleute an Lastern zunehmen, wenn ihr Arbeitslohn vermehrt wird. „Je mehr wir bezahlen, sagen sie, desto mehr rufen wir Trunkenbolde und Faulenzer ins Leben.“ Sie bemerken nicht, daß ein Russe, der

von einem geringen Taglohn lebt, sich dem Trunke und der Trägheit viel leichter ergiebt, als der Arbeitsmann in Paris, und vornehmlich der in London und in New-York; sie beobachten nicht, daß das erhöhete Arbeitslohn nach und nach minder brutale Gelüste herbei führt und der arbeitenden Klasse die Mittel gewährt, ihre sämmtlichen Genüsse zu vervollkommnen, so wie allmählig diejenigen aufzugeben, welche mit einer sorgfältigen Erziehung und mit der Liebe zur Ordnung und Sparsamkeit unverträglich sind. Wollte man das Mindeste auf ihr Urtheil geben, so würde von allen Nationen diejenige die allerglücklichste seyn, in welcher die Arbeiter am schlechtesten genährt werden, am schmuzzigsten und engsten wohnen und nur mit Lumpen bedeckt sind.

Wollten sie sich durch das Schauspiel der sie umgebenden Völker über ihren eigenen Vortheil aufklären, so würden sie leicht darüber zur Erkenntniß kommen, daß da, wo die niedrigsten Klassen stärkeren Arbeitslohn beziehen, auch die Häupter der Betriebsamkeit — die Manufaktur-Herren, die Gutsbesitzer, die Kaufleute — eine weit größere Wohlhabenheit und ein weit höheres Ansehn genießen, als da, wo der Arbeitsmann im Elende schmachtet, weil der müssige Gutsbesitzer ihm kaum das Leben gönnt. Freilich ist das Raisonnement nur anwendbar auf Menschen, welche Arbeiten leiten; denn was diejenigen betrifft, welche ihre Tage in Indolenz verleben, so nimmt ihre Wichtigkeit in demselben Maße ab, worin der Lohn der Arbeiter sich vermehrt. Daß ein Rentier, Kapitalist oder Grundbesitzer, mit einem Wort, ein Müssiggänger, sich über das Steigen der Gehalte entsetzt, wer möchte sich darüber wun-

dern, da sein gesellschaftliches Ansehn damit verknüpft ist? Nichts desto weniger sollten die Betriebsamen über ihre Unwissenheit erröthen, wenn sie, ihren Vortheil mit dem der Müssigen verwechselnd, ihre Meinung theilen, und sich, so zu sagen, mit diesen verbünden, um sich einer Ordnung der Dinge zu widersetzen, welche der Arbeit den gesellschaftlichen Vorrang sichert.

Unsere Absicht ist nicht, bei dieser anziehenden Frage öffentlicher Ordnung zu verweilen; allein sie steht in dem innigsten Zusammenhange mit den Vorstellungen, die man sich von der Konkurrenz macht, und eben deswegen mußten wir die Aufmerksamkeit des Lesers auf dieselbe hinleiten.

Die Konkurrenz kann demnach Statt finden unter den Personen und unter den Dingen. Ihr Resultat ist bald Verminderung des Gewinns von der Arbeit, oder des Arbeitslohns, bald Anregung der Betriebsamkeit zur Vervollkommnung ihres Verfahrens. Obgleich diese beiden Ergebnisse bisweilen zu einer und derselben Zeit eintreten, so sind sie doch so verschiedener Art, daß es möglich ist, sie, wenigstens in Gedanken, zu sondern und gewisse Umstände vorauszusetzen, wo nur das eine von beiden errungen wird. In allen Fällen ist jedoch die Verminderung des Arbeitslohns eine Ursache des Misbehagens und der Unordnung, weil sie den Stand und das Vermögen derjenigen verändert, welche darunter leiden, während die Vervollkommnung des Verfahrens, weit entfernt nachtheilige Wirkungen hervor zu bringen, in sich selbst eine Ursache des Wohlseyns der ganzen Gesellschaft ist.

Um für ein unumgängliches Dogma in Ansehung der gesellschaftlichen Organisation zu gelten, müßte demnach das Prinzip der Konkurrenz sich darstellen lassen als das beste, ja als das einzig mögliche Mittel, das sich zur Beschleunigung der Vervollkommnungen in den Betriebsamkeits-Verfahren anwenden läßt.

Gleich dem absoluten Dogma von der Freiheit, schließt die Konkurrenz kein Ordnung-Prinzip in sich, oder vielmehr, diese Prinzipe können nur hervorgehen aus den Ausnahmen, die von der allgemeinen Regel gemacht werden. Bildet man sich ein, daß die Gesellschaft verdammt sey, immer und ewig die Vergangenheit zu kopiren: so läßt sich unstreitig nicht ohne Mühe begreifen, wie alle die Ideen, welche den Kampf, den Wetteifer und selbst die Gewaltthat unterhalten, aus unseren gesellschaftlichen Formen verschwinden könnten. Allein die Beziehungen der Klassen unter einander, und, in noch weit größerer Allgemeinheit, des Menschen zum Menschen, sind gleichwol immer besser geregelt worden; und das Resultat aller dieser Vervollkommnungen der gesellschaftlichen Moral besteht darin, daß sich die menschlichen Kräfte, vermöge einer besseren Vertheilung der Arbeit und einer einsichtsvolleren Kombination der Anstrengungen, je mehr und mehr der äußeren Natur zugewendet haben. Mit einem Worte: das Vergesellschaftungs-Prinzip scheint den Geist der Eroberung ersetzen zu sollen, und alle Bande der Gesellschaften können heut zu Tage ihre Natur verändern, ohne von dem Individualismus gänzlich gesprengt zu werden.

Die allgemeine Annahme des Prinzips der Konkurrenz ist ein neuer Beweis von dem Mangel einer gemein-

schaftlichen Lehre, aus welcher sich die Ideen von Ordnung und Einigung schöpfen lassen, worin die Völker heut zu Tage die Grundlagen ihrer Reorganisation finden müssen. Trotz der unbegreiflichen Verblendung einiger unterrichteten Leute, welche nicht begriffen haben, daß man von geistlicher Gewalt sprechen kann, ohne sich deshalb für die päpstliche Regiernng zu erklären — eine Verblendung, welche die größte Aehnlichkeit hat mit derjenigen, nach welcher andere Leute nicht das Wort „Papst" vernehmen können, ohne zugleich an Borgia zu denken, und, wenn von den Jesuiten die Rede ist, nur J. Clement und Ravaillac im Sinne haben — trotz dieser Verblendung ist es uns unmöglich, nicht die Wörter „Meisterschaften (Zünfte), Schwurämter und Korporationen" auszusprechen. Indem wir diese Institutionen nach denselben Prinzipien beurtheilen, welche uns bei einem Urtheil über die spanische Inquisition oder über die Priester von Theben und Memphis leiten würden, habe man uns nur nicht in dem Verdacht, als wollten wir die Betriebsamkeit knebeln, oder den gesunden Menschenverstand einkerkern; nein, darauf legen wir es wahrlich nicht an. Wir sind der Meinung, daß die Gesellschaft, welche unter das Joch der Priester von Memphis gebeugt war, daß Europa, das sich den Indulgenzen Roms unterworfen hatte, daß endlich Spanien, so lange es mit Entzücken der barbarischen Hinrichtung der Auto da Fe's beiwohnte, nicht aus denselben Elementen zusammengesetzt waren, wie das französische Volk unserer Zeit; wir glauben sogar, daß es den Bewunderern der Vergangenheit, jeder Vergangenheit ohne Ausnahme, an Einsicht gebricht, weil sie das Vervollkomm-

nungsgesetz, das über dem menschlichen Geschlechte waltet, nicht wahr zu nehmen vermögen; wir denken also auch nicht daran, die Betriebsamkeit unter dieselben Ordnungs-Reglements zurückzuführen, die sie sich selbst gegeben hatte — wahrlich eben so wenig, als die Völker von neuem unter das Joch der Theologen zu beugen. Allein wir halten es für nützlich, die Ohnmacht des wahren Prinzips der Freiheit fühlbar zu machen, wenn die Aufgabe keine andere ist, als die gesellschaftliche Ordnung auf eine bleibende Weise zu konstituiren: eine Ordnung, die nur als die erste Ursache jeder Art von Vervollkommnung gedacht werden darf.

Die Korporationen, die Zünfte, die Schwurämter waren, für die Betriebsamkeit, die Reglements, welche die Prinzipien der Feudalität nothwendig mit sich führten. Das leitende Patronat der Meister entsprach, auf das Vollkommenste, den gesellschaftlichen Beziehungen, welche zwischen dem Grundherrn und den Leibeigenen Statt fanden; und die ganze Bevölkerung lebte, in allen ihren Theilen, auf einem Fuß, der dem Prinzip entsprach, das die gesellschaftliche Organisation beherrschte. Sagen, daß diese Reglements für die Zeit, worin sie galten, nützlich, ja sogar unumgänglich nothwendig waren, reicht vollkommen hin, um zu erkennen zu geben, daß sie nicht anwendbar sind auf die Verhältnisse, welche künftig vorhanden seyn sollen. Inzwischen halten wir uns für verpflichtet, auf die hier ausgesprochene Meinung zu dringen, um noch einmal dem uns so oft gemachten Vorwurfe zu begegnen, als predigten wir die Wiederherstellung von Institutionen, welche der Vergangenheit angehören.

Als wir uns vornahmen, das Ordnungs-Prinzip zu suchen, das, an der Stelle des Dogma von der Konkurrenz, alle die Vortheile darbieten soll, welche das Prinzip der unbeschränkten Freiheit in der kritischen Epoche, worin wir uns befinden, gewährt, ohne jedoch zugleich die Unregelmäßigkeit, die Unordnung und alle die Nachtheile hervorzubringen, welche aus der Nebenbulerei und dem Antagonismus hervorgehen, mußten wir zunächst die Abwesenheit der Reglements bewahrheiten, und sodann die Ohnmacht der Freiheits-Ideen (sofern es darauf ankommt, die Rückkehr des für die Fortschritte der Betriebsamkeit so nothwendigen regelmäßigen Ganges zu beschleunigen) nachweisen. Indem man immer auf das Prinzip der Konkurrenz zurück kommt, scheint man zu sagen: „Gebt nur der Zeit Raum, die Konkurrenz wird schon glückliche Ergebnisse haben.“ Doch welcher Art werden diese Ergebnisse seyn? Könnten wir sie vorhersehen, so könnten wir auch den Gang der Zeit beschleunigen; denn, wie wir schon bei einer andern Gelegenheit bemerkt haben, nicht die Zeit bringt die Reichthümer zu Wege, nicht sie schafft Ideen und vervollkommt Gefühle; alles dies aber thun die Menschen, welche während der Zeit arbeiten. Wäre man demnach über die wahrscheinlichen Resultate der Konkurrenz aufgeklärt, so könnte man auch dahin wirken, die Gesellschaft dem Augenblick näher zu führen, wo sie die Ergebnisse dieses Prinzips genießen kann. Bei jeder Betriebsamkeits-Unternehmung haben die Konkurrenten einen Zweck, und unglücklicher Weise ist dieser einzige Zweck in der Regel kein anderer, als — Nebenbulerei zum Vortheil des Individuums. Wir haben bereits gesagt, daß diese Ne-

denbulerei ein gutes Resultat hat, und wir sind zur Anerkennung desselben um so geneigter, da wir denselben Charakter der Nützlichkeit selbst in der bewaffneten Konkurrenz wiederfinden, welche für die Vergangenheit nöthig war; wir wissen endlich, daß die Konkurrenz die mitlere Wirkung hervorbringt, daß sie, in jedem Zweige der Betriebsamkeit, die Zeit und die Menschen verwendet, welche von dem wirklichen Bedürfnissen der Gesellschaft gefordert werden. Allein, ehe dieses Gleichmaß erreicht wird, ist die Arbeit beschwerlichen Schwankungen unterworfen; und traurige Erfahrungen werden von unternehmenden Menschen gemacht, welche das Verhältniß der Hervorbringung zum Verzehr schlecht berechnen und die Ordnung des Marktes stören, indem sie ihn auf Augenblicke überfüllen.

Ganz vorzüglich bemerkt man, zum Entsetzen, die Abwesenheit einer aufgeklärten Leitung, welche die Arbeit dahin ruft, wo eine neue Produktion nicht eine Ueberlast für die Gesellschaft seyn würde, in jenen Zeiten, worin politische Krisen die Beschäftigungen eines großen Theils der Bevölkerung verändern. So hat man die Ursachen der Finanz-Krisis, welche Europa noch zu Anfang des Jahres 1826 quälte, öfters zu erforschen gesucht, und sich im Allgemeinen immer an abgleiteten Ursachen angeklammert, welche sämmtlich zu demselben Prinzip hinführten.

Bei dem schleunigen Uebergange von dem Zustande des Krieges zu dem des Friedens blieb eine beträchtliche Zahl von Menschen, welche früher, auf direkte oder indirekte Weise, in die Arbeiten des Krieges verflochten gewesen war, ohne Beschäftigung. Das Militär bildete den kleinsten Theil dieser unbeschäftigten Menge; und indem

diese neue Kräfte sich, ganz natürlich, längst gekannten Arbeiten zuwendeten, trugen sie zur Erzeugung eines Produkts bei, dessen Verzehr durch die Gewohnheit beschränkt war. Man brachte also mehr Korn, mehr Wein, mehr Bekleidungsstoff hervor, und dennoch war die Bevölkerung dieselbe. Das Verfahren in der Produktion war noch nicht vervollkommnet; der Friede, Sicherheit gewährend, gestattete Jedem mehr Zeit zur Arbeit; die Produkte aber, indem sie keine Käufer fanden, verloren ihren Werth, und bereiteten eine unvermeidliche Krisis vor. Man erlaube uns eine Voraussetzung, welche die Wahrheit dieses Gedankens noch mehr hervorheben wird. Wären alle diejenigen, welche, im Jahre 1814, der Friede zu einer Veränderung ihrer Beschäftigungen zwang, unthätig geblieben; wären sie noch eine Zeitlang, wie bis dahin, von den Arbeitern verpflegt worden; wären sie, anstatt sich in Masse der Betriebsamkeits-Laufbahn zuzuwenden, nach und nach in diese eingetreten, es sey nach Maßgabe der Aufforderung zu ganz neuen Arbeiten, oder auch je nachdem ein vervollkommnetes Verfahren in den Betriebsamkeits-Arbeiten einen stärkeren Verbrauch gewisser Produkte erleichtert hätte: so würde aus dieser Art des Ueberganges keine beschwerliche Krisis entstanden seyn; die ungestümen Bewegungen wären vermieden worden, und die Anstellung der neuen Arbeiter hätte sich mit Regelmäßigkeit vollzogen. Diese Betrachtung macht die Nothwendigkeit großer Arbeiten öffentlicher Nützlichkeit, wie Landstraßen und Kanäle sind, einleuchtend für solche Zeitabschnitte, wo, weil alle Zweige der Betriebsamkeit auf eine für das Bedürfniß hinreichende Weise bearbeitet werden, ein plötzlicher Zuwachs

an Produkten derselben Art nur eine Last, keinesweges aber ein Vortheil für die Gesellschaft ist.

Faßt man die mögliche Anhäufung gewisser Produkte von dieser Seite auf, so kann, wie wir glauben, die von den Herren von Sismondi und Say in der Revue encyclopédique erörterte Frage aufgeklärt und zur Entscheidung hingeführt werden. Ganz unstreitig würde es eine Abgeschmacktheit seyn, im Allgemeinen zu sagen, eine Gesellschaft arbeite zu viel; allein es läßt sich leicht begreifen, wie eine politische Krisis, welche die Richtung der Arbeiten verändert und die Nützlichkeit mehrerer Klassen von Arbeitern problematisch macht, allen thätigen Kräften, die nicht lange unbeschäftigt bleiben können, in Bahnen hineintreibt, wo sie überflüssig sind; und selbst, wenn diese Nachtheile nur vorübergehend seyn sollten, so würden sie mit allzu starken Leiden verknüpft seyn, als daß man nicht auf Mittel, wodurch man ihnen ausweichen kann, Bedacht nehmen sollte.

Dies führt uns zurück zu den Gefahren der Konkurrenz und zu der Nothwendigkeit, uns vor denselben dadurch zu bewahren, daß wir uns, so schnell als möglich, den Augenblick nähern, wo sie die glücklichen Resultate, die man ihr zuschreiben kann, hervorgebracht haben wird.

Wäre nichts vorhanden, wodurch verhindert würde, daß, in einem gegebenen Augenblick, die Betriebsamkeits-Kenntnisse und die Kapitale oder die Werkzeuge der Betriebsamkeit auf die möglich beste Weise verwendet werden: so leuchtet ein, daß jede Art von Produkt von den fähigsten herrühren würde, und eben diese Menschen würden gerade so viel Kapital anlegen, als der glückliche Fort-

gang ihres Betriebes erforderte. Mit anderen Worten: wäre es möglich, daß die Kapitale der Gesellschaft immer zur Verfügung der Betriebsamen ständen, und zwar nach Maßgabe ihrer wohlerwogenen Fähigkeit: so würde die Gesammtheit der gesellschaftlichen Arbeiten nothwendig auf die produktiveste Weise kombinirt seyn. Unstreitig wird die Lösung des Problems, das diese Frage in sich schließt, unmöglich scheinen; denn wie will man die Fähigkeit sämmtlicher Arbeiter, von dem schwächsten Handwerker an bis zu dem geschicktesten Manufaktur-Herrn und zu dem einsichtsvollsten Bankier genau abschätzen? Vollkommenheit gehört nicht zum Gebiet des Menschlichen, und eben deswegen wird das Problem nicht vollständig gelöst werden; allein bedenkt man, daß der Satz, so wie wir ihn ausgesprochen haben, nicht mehr und nicht weniger ist, als die Entwickelung der vollständigen Idee des Kredits, so wird man begreifen, wie alle Vervollkommnungen des Kredit-Systems darauf abzwecken, uns, Schritt vor Schritt, der Epoche näher zu bringen, wo die Werkzeuge der Arbeit den Betriebsamen nach Maßgabe ihrer Fähigkeit werden anvertraut werden. In der Theorie vom Kredit muß man demnach das Heilmittel für die Unordnungen suchen, welche aus der schlecht verstandenen Anwendung der Kapitale entspringen.

Das der französischen Bank bewilligte Privilegium hat sich bisher der Schöpfung anderer Bankeinrichtungen von minder allgemeiner Wichtigkeit widersetzt, obgleich diese nicht wenig dazu beigetragen haben würden, die Anwendung der Kredit-Prinzipe zu erleichtern und zu spezialisiren. Seit längerer Zeit bildet man Bankentwürfe für den klei-

nen Handel; man führt in einigen Zweigen der Betriebsamkeit Leih-Kassen ein; auch führt die Konkurrenz unter den Bankiers durch sich selbst dahin, daß Betriebsame, welche derselben Gattung von Arbeiten angehören, sich um einige Beschützer vereinigen. Mancher Bankier hat seine Beziehungen mit Tuch-Fabrikanten; ein anderer mit Weinhändlern; noch ein anderer mit Bankiers in der Provinz. Die Folge von dem Allen ist, daß die Kreditbeziehungen täglich leichter werden, weil die Fähigkeit des Anleihers von dem Darleiher immer richtiger gewürdigt wird, dergestalt, daß wir uns augenscheinlich einer Epoche nähern, wo die Kapitale nach Maßgabe der Fähigkeit der Arbeitenden vertheilt seyn dürften.

Gäbe es in jedem Zweige der Betriebsamkeit eine Einrichtung, ähnlich der Gesellschaft, welche die Unternehmer der Baue von Paris bilden, und wären die Häupter dieser Einrichtungen anhaltend damit beschäftigt, den Kredit jedes Industriellen zu wägen, um ihnen, nach Maßgabe dieses Kredits, die für ihre Arbeiten nothwendigen Kapitale vorzuschießen: so würden diese Einrichtungen eine sehr rechtmäßige Aufsicht über die Operationen ihrer Klienten ausüben; die Rechtmäßigkeit dieser Aufsicht würde darin liegen, daß die Klugheit sie fordern würde. Auf diese Weise untersucht der Zahlungs-Ausschuß der französischen Bank höchst sorgfältig die Endossirungen der ihm vorgelegten Effekten, um, auf diese Weise, einige Wahrscheinlichkeiten über die Art des Geschäfts, über die Lage und über die Art zu arbeiten derjenigen Negozianten herzuleiten, welche Papier zur Zahlung vorlegen. Eben so nun würden die Einrichtungen, von welchen wir reden

und welche Partikular-Banken für jede Abtheilung, Korporation oder Betriebsamkeits-Klasse (der Name ist gleichgültig) seyn würden, durch die häufigen Beziehungen mit jedem ihrer Klienten die Solidität der Operationen kennen zu lernen suchen, die sie unternehmen, und folglich eine im Allgemeinen hinreichende Wahrscheinlichkeit von der Fähigkeit eines Jeden unter ihnen erhalten.

Diese Institute würden, wie leicht zu erachten ist, die Individuen nur abschätzen und achten, ihnen nur Vertrauen schenken und Kredit eröffnen (alle diese Ausdrücke besagen eins und dasselbe) nach Maßgabe der durch ihre Handlungen bewiesenen Geschicklichkeit und Moralität.

Wahrscheinlich sind wir noch weit entfernt von der Epoche, wo das Patronat des Kredits vollständig eingeführt seyn und den feudalistischen Schutz der Zünfte und Schwurämter ersetzen wird; allein es ist sehr einleuchtend, daß, wenn man einen kreditirenden Mittelpunkt für jede Betriebsamkeit-Klasse hätte, die Totalität der Unternehmungen dieser Klasse, so zu sagen, durch die Operationen dieser Spezial-Banken zur Uebersicht gelangen würde. Die, jedem Arbeiter eröffneten Rechnungen würden, indem sie die Quotität des dem Einzelnen bewilligten Kredits anzeigten, wahre Register von dem Zivil-Zustand der Arbeitenden abgeben: Register, in welche die Individuen methodisch eingetragen würden, zwar nicht nach der Ordnung der Geburt, wohl aber nach dem Grade gesellschaftlicher Nützlichkeit.

Wir wiederholen es, diese Veränderungen sind von einer solchen Wichtigkeit, und (um dies ohne allen Umschweif zu sagen) die Konstitution des industriellen Systems der Gesellschaft, als nothwendigen Nachfolgers des

Feudal-Systems, wird noch auf so große Hindernisse stoßen, und, um dieselben zu überwinden, so viele ganz neue Schöpfungen erfordern, daß, weil in der Vergangenheit nichts Aehnliches aufzufinden seyn wird, die Versuche nur langsam, bisweilen unfruchtbar und schlecht kombinirt seyn werden. Allein es ist nothwendig, sich mit Versuchen von Wiederaufbau zu befassen, um nicht der Zeit, die nun einmal nichts thut, die Sorge für unsere Zukunft zu übertragen.

Wir wundern uns also gar nicht darüber, daß man uns so schwer versteht, wenn wir auf die Linie hinweisen, nach welcher alle Gedanken gesellschaftlicher Organisation gerichtet seyn müssen. So ruft der Globe uns zu: „daß wir, wenn wir uns durchaus nicht mit dem Gedanken vertragen könnten, daß die Grundeigner ein Pachtquantum beziehen, zwischen zwei Dingen zu wählen hätten; nämlich entweder die Verschiedenheiten der Lage und der Fruchtbarkeit unter mehreren Erdreichen aufzuheben, oder das Eigenthumsrecht zu zerstören und die Gemeinschaft der Güter in Gang zu bringen.“ Wer uns einem solchen Wechselfall aussetzt, der zwingt uns, das letztere Theil zu wählen; denn so weit geht unsere Anmaßung nicht, daß wir die Natur der Erdkugel sollten verändern wollen. Wir wollen also das Eigenthumsrecht zerstören, und die Gemeinschaft der Güter in Gang bringen! Zum wenigsten ist dies, wie man uns sagt, die Folge unseres Widerwillens gegen die Rente, welche der müssige Eigenthümer bezieht. Um auf diese Auslegung unserer Absichten zu antworten, wollen wir vor allen Dingen bemerken, daß wir Vorgänger gehabt haben, welche einen starken Wider-

willen gegen die Leibeigenschaft hatten und das Eigenthumsrecht dieses Feudal-Anhängsels beraubt haben; außerdem kommt es uns vor, als hätten die Gesellschaften ihren Widerwillen gegen die Rente, welche die Arbeiter unter der Gestalt des Zinses den Müssigen gewähren, je mehr und mehr an den Tag gelegt, weil der Zinssatz sich je mehr und mehr vermindert hat; endlich können wir für diese Abnahme keine andere Grenze absehen, als gänzliche Vernichtung. Doch selbst zugegeben, daß es unmöglich sey, jemals dahin zu gelangen, glauben wir, die einzige Schlußfolge, die man aus diesem geschichtlichen Faktum zu ziehen habe, sey, daß alle Bemühungen gesellschaftlicher Organisation diesem Widerwillen, den die Gesellschaft so standhaft bewiesen hat, um sich an dem Müssiggang zu rächen, entsprechen müssen. Dies ist eine Thatsache, welche der Globe nicht streitig machen wird; und wenn die Gemeinschaft der Güter sich in der, von der geschichtlichen Erforschung der Vergangenheit angedeuteten Reihe finden sollte, so würde man sie sich schon gefallen lassen müssen, wie groß auch der Widerwille gegen diese Gemeinschaft seyn möchte. Versteht also der Globe unter Gemeinschaft der Güter die gleiche Vertheilung der Produkte, so glauben wir versichern zu können, daß die Gemeinschaft der Güter sich nicht in dem Gemälde von der Zukunft des menschlichen Geschlechts verzeichnet befindet; allein, wenn dieser Ausdruck so viel sagen soll, als „die Völker werden den Anblick von wirklichen Assoziationen gewähren, in welchen die Vertheilung der Produkte nach Maßgabe der Einsicht oder der produktiven Fähigkeit jedes ihrer Mitglieder erfolgt," so sind wir der Meinung, daß

dies der Punkt ist, dem die menschlichen Gesellschaften zustreben, freilich vielleicht ohne ihn ganz erreichen zu können, doch so, daß sie sich ihm je mehr und mehr nähern.

Diese Abschweifung hat uns nicht unnütz geschienen, um den Einwendungen zu begegnen, welche man gegen die Vollziehungsmittel erheben könnte, von denen wir annehmen, daß sie ausnehmend geeignet sind, schnellere Fortschritte in der Richtung zu bewirken, welche dem vorschreitenden Gange des menschlichen Geschlechts gezeichnet ist. Der Kredit erscheint uns als die Bewegkraft der gesellschaftlichen Handlungen in der Zukunft, wie die Gewalt es für die Vergangenheit war. Indem sich diese schöne Anschauung Tag für Tag durch Anwendungen entwickelt, wird man dahin gelangen, die gesellschaftlichen Beziehungen Ordnungsmitteln zu unterwerfen, an denen es ihnen gegenwärtig fehlt. Die, welche ehemals wirksam waren, stützten sich auf die Gewalt; man herrschte, indem man die Betriebsamkeit an Reglements knüpfte und den privilegirten Müssiggang nährte, während es ohne Zweifel hinreichen wird, zu verwalten, indem man die Arbeit den Bedingungen des Kredits unterwirft, welcher eine natürliche Abneigung von jeder Art von Vorrecht hat.

Wir haben angedeutet, wie die Vervollkommnungen der Kredits-Einrichtungen für die Arbeit ein Mittel der Ordnung und der Aufsicht seyn würden; und man muß leicht begreifen, daß diese Aufsicht, so wie sie etwa von dem Zahlungs-Ausschuß der französischen Bank ausgeübt wird, nichts Inquisitorisches hat, nichts, was der übertriebensten Liebe zur Freiheit entgegen ist. Jeder Betriebsame, der die Erleichterungen, welche der Kredit gewährt,

zu genießen wünscht, muß sich dieser Aufsicht unterwerfen, die nicht von Gensd'armen ausgeübt wird, und überhaupt keine Belästigung und keine Willkür mit sich führt. Diese Art von **Inquisition**, deren Zweck kein anderer ist, als die Solidität der Bank-Operationen zu gewährleisten, würde kein heftiges Unterdrückungsmittel zu Hülfe rufen: die Banken würden nicht ordonniren, würden kein Dekret zu geben haben, um irgend ein Individuum zur Beschäftigung mit der und der Arbeit zu vermögen; wohl aber würde ihre Weigerung, solche Unternehmungen, welche ihnen als gewagt oder als schlecht geleitet erschienen, mit ihrem Vertrauen zu unterstützen, vollkommen hinreichen, um deren Fortsetzung oder Beendigung zu verhindern. Bei einer solchen Organisation des Kredits würde es z. B. unmöglich seyn, zu begreifen, wie der Negerhandel, den die öffentliche Meinung verwirft, Statt finden könnte; denn die Kredit-Institute würden alsdann keine Rücksicht nehmen auf die Unterzeichnungen derer, die sich diesem verrufenen Handel ergeben wollten, und dieser sittliche Zwang würde eine weit sicherere Wirkung hervorbringen, als die Strafen und Züchtigungen, welche nur dann angewendet werden, wenn das Vergehen, oder vielmehr das Verbrechen vollbracht ist.

Die Zettel- oder Leih-Banken sind also vermöge der Dienste, welche sie der Betriebsamkeit leisten können, berufen, die oberen Behörden zu ersetzen, welche ehemals den Angelegenheiten jeder Korporation vorstanden; und denkt man sich eine allgemeine Bank, welche das gemeinschaftliche Band für sämmtliche Kredit-Institute ist, so wird man das Muster eines sehr wichtigen Theils der politischen

Konstitution einer arbeitsamen Gesellschaft vor Augen haben; denn, auf diese Weise, wird man den Rahmen oder die Einfassung der Betriebsamkeits-Organisation gezeichnet haben.

Könnten wir glauben, daß man die Vergleichung, welche wir anzustellen gedenken, buchstäblich auffassen und darin den Wunsch nach übereilten Veränderungen, welcher unserer Anschauungsweise so fern liegt, wahrnehmen werde: so würden wir uns wohl hüten, sie unseren Lesern vorzulegen. Allein wir glauben, sie sey unumgänglich nöthig, um begreiflich zu machen, wie sich die Verbesserungen, welche die Erforschung der Vergangenheit an die Hand giebt, nach und nach und ohne alle Erschütterungen verwirklichen werden.

Hätten unsere zwölf Mairien und unsere Präfektur durch hinreichende Nachforschungen ausgemittelt, daß die Zahl der seit einigen Jahren unternommenen Baue über das Bedürfniß hinausgegangen sey, so würde man, troß dem Umfange der ihnen anvertrauten Gewalten über Tyrannei schreien, wenn sie sich der Aufführung neuer Häuser widersetzen wollten; und doch würde ihr Verbot vielleicht eine höchst lästige Krisis von den Unternehmern und von allen denen abwenden, die sie in Thätigkeit setzen. Nun wohl! setzen wir den Fall, daß die Korporation der Unternehmer eine Bank hätte, und daß die Operationen dieser Bank der Kontrolle einer General-Bank unterworfen wären; nehmen wir ferner an, daß diese obere Bank zu der Gewißheit gelangt wäre, von welcher hier die Rede ist, daß nämlich die Bauarbeiten nicht mit gleicher Thätigkeit fortgesetzt werden dürfen: so wird die General-Bank

den Kredit beschränken, den sie der Bank der Unternehmer bewilligt hatte, und indem diese die gleiche Zurückhaltung gegen ihre Klienten anwendet, werden diese sich genöthigt sehen, neuen Unternehmungen zu entsagen. Niemand aber würde sich über Despotismus beklagen; denn die Richtung würde von Leuten herrühren, welche ganz offenbar die angemessenste Stellung hätten, um über das Ganze der Arbeiten zu urtheilen.

Die Munizipal-Verfassung, unterstützt von Korporationen, Schwurämtern und Zunftmeistern, war, während der Herrschaft der Feudalität, eine vollkommene Organisation; die Arbeiter fanden in ihr alle Sicherheits-Gewährleistungen, welche sich mit der Herrschaft der Stärke vertrugen. Doch die Organisation der Gemeinen wird nicht immer den Zweck haben, die Arbeit gegen die Bedrückungen der Trägheit und der Stärke zu beschützen; irgend einmal wird die Gesellschaft vollständig organisirt seyn von den Arbeitern und für dieselben. Diese werden alsdann von ihrer Seite die ermatteten Arbeiter beschützen, welche ihre Jugendjahre nützlich angewendet haben, die Menschheit zu bereichern. Sie werden auch nicht länger den Despotismus ihrer Häupter fürchten, weil diese die geschicktesten und aufgeklärtesten unter ihnen seyn werden. Sie werden sich mit Vertrauen den ihnen aufgelegten Ordnungs-Reglements unterwerfen, weil diese Reglements nur abgefaßt seyn können im Interesse der Arbeit, und nicht um die Genüsse des Müssigganges zu sichern.

Man beschuldige uns nur nicht, daß wir ein Utopien entwerfen. Wer in der Geschichte die wichtige Thatsache von der Organisation der Gemeinen mit Wahrheitssinn

beobachtet hat, wird leicht die Ueberzeugung gewinnen, daß diese große Institution die Freiwerdung der Arbeiter entschieden — daß sie die gesellschaftliche Wichtigkeit derselben festgestellt hat, und daß diese seitdem immer gewachsen ist, während die Wichtigkeit ihrer Gebieter je mehr und mehr abgenommen hat. Man muß durchaus verblendet seyn, wenn man nicht wahrnehmen und anerkennen will, daß die Gesellschaft sich, seit dieser Epoche, je mehr und mehr zum Vortheil der Arbeit konstituirt, und wenn man hieraus nicht folgern will, daß man dies unvermeidliche Resultat beständig vor Augen haben müsse, wenn man das durch übereilte Revolutionen erschütterte gesellschaftliche Gebäude wieder aufzuführen sucht.

Das Prinzip der Konkurrenz mußte angenommen werden in dem Augenblick, wo man allenthalben die Unfähigkeit, dem Bildungsgange der Gesellschaft eine allgemeine Richtung zu geben, erkannte. Es leuchtet ein, daß zu einer Zeit, wo Niemand den Weg kennt, den das menschliche Geschlecht gehen soll, alle Einzelnen sich abgesondert mit ihrem Heile beschäftigen, daß folglich der Individualismus zu einer solchen Zeit triumphirt. So lange diese Anarchie dauert, rückt das menschliche Geschlecht langsam vor; seine Schritte sind unsicher; seine Anstrengungen durchkreuzen sich; kämpfend schreitet man vor, und Verbesserungsplane treten, mitten unter Unfällen, in die Erscheinung.

Was kann, was muß geschehen, um dieser Anarchie ein Ziel zu setzen?

Die Unmöglichkeit, vermittels des kritischen Systemes wieder aufzubauen, kann nicht oft genug dargethan wer-

den; denn ein solcher Beweis hat keinen andern Zweck, als Menschen, die mit unfruchtbaren oder wenigstens ganz untergeordneten Arbeiten beschäftigt sind, auf ein neues Erdreich zu verpflanzen. Die gesellschaftliche Ordnung muß auf neuen und dauerhaften Grundlagen befestigt werden; doch wenn man sich bemühen sollte, dies große Gebäude mit dem Prinzip der Freiheit aufzuführen, so würden wir glauben, einen nicht geringen Dienst dadurch zu leisten, daß wir uns dem Beweise unterzögen, wie alle diese Bemühungen nur darauf abzwecken, den unbehaglichen Zustand zu verlängern, aus welchem man nothwendig heraustreten muß. Seltsame Bemerkung! alle gegenwärtig angewendeten Ordnungsmittel, als da sind Zensur, Polizei, Pässe, National-Garde, Konskription, Gensd'armen, sind der Gesellschaft zuwider und verletzen dieselbe. Und welches Heilmittel bieten ihre politischen Aerzte dar, um den Ekel des Publikums zu vermindern? Sie bekritteln die misfälligen Einrichtungen und schlagen die Unterdrückung derselben vor. Doch die Menschheit ist nicht vollkommen; nicht alle Individuen haben das allgemeine Beste vor Augen, sie wissen ja nicht einmal, was zu ihrem eigenen Frommen dient; List und Neid müssen in Zaum gehalten werden; nicht alle Literatoren, nicht alle Künstler, ehren in ihren Werken die Sitten; es giebt noch Marktschreier, mit der Benennung von Gelehrten und Unterrichteten bekleidet, die das Publikum betrügen und es durch ihre schlechte Wissenschaft irre führen und um eine kostbare Zeit bringen; nicht alle Betriebsamen können für rechtschaffene Leute gelten; kurz: die Masse kann sich noch nicht behelfen ohne eine allgemeine Leitung und Aufsicht, deren allei-

niger Zweck kein anderer ist, als die Arbeit zu regeln, Ordnung in die gesellschaftlichen Handlungen zu bringen und fortschrittlich die Ursache der Krankheiten zu vermindern, deren Heilmittel sie seyn würden.

Würden alle Menschen mit gleichen Fähigkeiten geboren, wäre ihre Erziehung durchweg dieselbe, gäbe es keine Ursache der Ungleichheit unter ihnen: dann würde die Freiheit des Gewissens das Fundamental-Prinzip der gesellschaftlichen Organisation seyn; jedes Ordnungs-Reglement wäre überflüssig, jede, der Masse von Einzelnen gegebene Richtung unnütz, weil alle mit gleichem Scharfblick die zu verfolgende Bahn erkennen würden; kurz Ordnung und Anarchie würden bei einem solchen Volke unbekannte Benennungen seyn. Allein alle diese Hypothesen werden ewig abgeschmackt seyn, oder sich wenigstens nicht anwenden lassen auf den gegenwärtigen Zustand der physiologischen Konstitution der menschlichen Gattung. Die Ungleichheit der individuellen Fähigkeiten bildet nothwendig eine Klasse von Individuen, welche besonders geeignet ist, der Gesellschaft eine ihr vortheilhafte Richtung zu geben. Der Zweck aller Organisation ist, dahin zu gelangen, daß die Richtung den Fähigsten anvertraut sey, weil unter dieser Bedingung die Zukunft der Menschheit am meisten gesichert ist.

In dem gewöhnlichen Zustande der Dinge ist die Gesellschaft wohl dieser Richtung unterworfen; allein sie kann dieselbe auf eine mehr oder minder wirksame Weise erhalten. Es würde unstreitig abgeschmackt seyn, zu denken, daß in den alten Republiken sich die hohen Fähigkeiten unter den Sklaven befunden hätten. Auf gleiche Weise

regierten, während der theologisch-feudalen Verfassung, Adel und Priesterschaft, der That und dem Rechte nach, zeitlich und geistlich, d. h. durch Eroberung und durch Wissenschaft. Allein, wo sind gegenwärtig die gesellschaftlichen Superioritäten? Welches Band vereinigt sie? Wie wirken sie auf die Massen? Wo muß man sie suchen, in den Klöstern, oder in den Werkstätten? Sind diese Direktoren der Menschheit Katholiken oder Protestanten, Liberalen oder Ultras? Von welcher Beschaffenheit ist ihre Lehre? Lassen sie sich von der Rednerbühne oder von der Kanzel vernehmen? Nein, sie arbeiten vereinzelt; sie sind gesondert bis zur Entzweiung. Nur der Presse überliefern sie ihre sich widersprechenden Meinungen über die Führung der Völker, und die Wissenschaft überläßt der Unwissenheit die Sorge, sich einen Führer zu wählen. „Die öffentliche Meinung — so sagt man uns — wird sich aussprechen; sie wird ihre Führer wählen; sie wird diejenigen brandmarken, die sie für unfähig hält, sie gut zu leiten.“ Nun wohl! zugegeben, daß die von ihr getroffene Wahl die beste sey, was wird sie aufstellen mit denen, deren hohe Fähigkeit sie anerkannt hat? Durch welches äußerliche Zeichen wird sie zu erkennen geben, daß sie Vertrauen zu ihnen hegt? Weshalb sollte sie endlich nicht glauben, es sey der Vortheil aller, sich ihrer Leitung hinzugeben? Die Menschheit, sie, die so lange der Herrschaft der Stärke unterworfen war, sollte jetzt das Joch der Vernunft fürchten? Sie sollte zittern vor dem mit Wissenschaft bewaffneten D e s p o t e n, nachdem sie so lange unter der Herrschaft des Säbels und des Aberglaubens gestanden hat? Die geistliche Macht der Unterrichteten, die zeitliche Ver-

waltung der Betriebsamen, sollte ihr zuwider seyn? Sie sollte die Herrschaft der Arbeiter fürchten, nachdem sie so lange unter der Leitung der Müssigen gestanden hat? „Ja," wird man sagen, die Gesellschaft will keine Führer mehr; sie erkennt keinen Gebieter mehr an; sie ist aufgeklärt genug, um ganz allein zu gehen, vorausgesetzt, daß man ihr die Freiheit läßt, nach ihrer Einsicht zu handeln." Eine einzige Thatsache beweisct die Abgeschmacktheit dieser Behauptung. Alle politischen Rechte der alten Gesellschaften waren in den Händen der freien Menschen, der Herren; der Sklave kam gar nicht in Betracht, und diese barbarische Masse erhielt eine Leitung. Späterhin wurde die Sklaverei verändert oder vielmehr verbessert durch das Christenthum, und die Feudalität erkannte noch politische Oberhäupter an: der Adel und die Geistlichkeit gaben der Gesellschaft den Antrieb. Heut zu Tage werden die politischen Rechte von den Eigenthümern ausgeübt, und wer diesen Titel nicht hat, wird, wäre er auch ein Edelmann oder ein Bischof, zu den Heloten, zu den Proletariern gerechnet. Ist dies nun wirklich die Grenze der Vervollkommnungen der gesellschaftlichen Organisation? Werden die politischen Rechte, nachdem sie sich je mehr und mehr ausgedehnt und sich zuletzt den arbeitenden Klassen genähert haben, für immer in den Händen der Eigenthümer aufhalten? Gewiß nicht. Die Menschheit hat noch Fortschritte zu hoffen, und der ehrenvolle Titel „Eigenthümer" wird einst in Beziehung auf den Produzenten dasselbe seyn, was die Titel „Marquis und Grafen" gegenwärtig in unseren Wahllisten sind: — ein Spottname, nichts weiter.

Wir sind beinahe gewiß, daß unsere Ideen über die Konkurrenz werden falsch ausgelegt werden. Geflissentlich haben wir mehr als einmal gesagt, daß wir nicht die Wiederherstellung der Zünfte und Innungen wollen; und doch wird man uns zum Vorwurf machen, daß wir Anhänger dieser alten Institutionen sind. Wir haben ferner gesagt, daß, unserm Wunsche gemäß, der Kredit als Ordnungsmittel an die Stelle der Stärke treten soll; und doch wird man behaupten, daß wir Despotismus und Willkür predigen, gerade als ob die Idee von Kredit sich mit Stärke und Privelegium vertragen könnte. Wir haben endlich gezeigt, daß das Prinzip der Konkurrenz ein gutes und ein schlimmes Resultat gewährt, auf der einen Seite die Vervollkommnungen des Verfahrens, auf der andern Verminderung des Arbeitslohns, und daß man das eine beibehalten und sich vor dem andern bewahren muß; man wird aber sagen, daß wir die Gesellschaft um ihr Thätigkeits- und Vervollkommnungs-Prinzip bringen wollen. Ist gleichwol der Kredit nicht der mächtigste Sporn der Nacheiferung unter den Menschen?

Unser einziges Ziel in diesem Artikel ist, die Staatswirthschafts-Lehrer auf ein neues Gebiet zu versetzen, und ihnen fühlbar zu machen, daß, nachdem sie mit so viel Geschick die Dekrete der kritischen Philosophie zur Ausführung gebracht, und die wurmstichigen Institutionen der Vergangenheit für die Betriebsamkeit zerstört haben, ihre Pflicht von ihnen fordert, daß sie ihre Aufmerksamkeit auf die Grundlage der industriellen Schöpfungen, welche die Zukunft in ihrem Schoße trägt, richten, d. h. auf den Kredit, als organisirendes Prinzip, das der Gesellschaft die

kräftigsten Ordnungs- und Einigungs-Mittel für die Arbeiter geben soll. Zünfte und Innungen, Handelsgleichgewicht und Prohibitiv-System zu bespötteln ist in unsern Zeiten Kinderspiel, ist derjenigen durchaus unwürdig, durch welche die Wissenschaft Fortschritte machen soll. Die Zünfte existiren nicht mehr; das Prohibitiv-System hat Adam Smith verurtheilt, und es wird nicht an Gegnern fehlen, die ihm den Gnadenstoß geben. Ueberlassen wir die abgestorbenen oder absterbenden Institutionen der Vergangenheit; sie gehören bereits in das Domän derselben. Beschäftigen wir uns dagegen mit der Zukunft, und suchen wir die Ordnung für den Arbeiter immer vortheilhafter und günstiger zu machen. Die Konkurrenz stellt sich unter einem doppelten Gesichtspunkt dar; nämlich als Kampf und als Nacheiferung. Jener ist unsittlich, weil er dem Vergesellschaftungsgeiste entgegen wirkt; diese ist ein Erbtheil der menschlichen Natur, weil sie nothwendig ist für das Fortschreiten. Bekämpfen wir den ersten mit den Ordnungsmitteln, welche der Kredit darbietet, und wecken wir die letztere durch die schönste Belohnung, welche die Menschheit ihren Bevorrechteten ertheilen kann — durch das Vertrauen! Mögen die Banken ihren Beistand der Verschlagenheit, der Unfähigkeit und der Misgunst versagen, nur sollen sie die Schätze des Kredits über das Talent und die Sittlichkeit verbreiten.

Analyse

eines

den mitteldeutschen Handels=Verein betreffenden

Zeitungs=Artikels.

Die Beilage zur allgemeinen Zeitung dieses Jahres, Nr. 248, enthält einen wesentlich gegen den Herausgeber der Monatsschrift für Deutschland gerichteten Artikel, der von Wort zu Wort also lautet.

„Man ist in Sachsen mit Recht über einen fast ehrenrührigen Aufsatz im Buchholzischen Journal, im Juliusheft der neuen Berliner Monatsschrift indignirt, worin der von mehreren größern und kleinern Staaten, worunter sich das Gesammthaus Sachsen, Hannover, Kurhessen u. s. w. befinden, zu schließende Zoll= und Handels=Verein der mitteldeutschen Staaten als ein halber Friedensbruch behandelt, und daraus Gefahr für den ganzen deutschen Bundes=Verein geweissaget wird. Billigdenkende und Wohlunterrichtete glauben vielmehr in diesem mit größter Behutsamkeit und Mäßigung geführten Unterhandlungen, wenn sie gelangen, einen Weg zur Annäherung aller Bundesstaaten zu einem allgemeinen Handels= und Zoll=Gesetz zu finden. Sachsen bringt dabei der gemeinsamen Sache kein geringes Opfer, indem jetzt Tausende seiner fleißigsten und gewerbsamsten Bewohner im Erzgebirge und Voigtlande durch die Flut englischer Manufaktur=Waaren darben, die, durch Dampfweberei, dort zu unglaublich wohlfeilen Prei-

sen gefertigt und in Auktionen verschleudert, von vier Hamburger Häusern aufgekauft und auf die Frankfurter oder Leipziger Messen verführt werden. Die sächsischen Fabriken müssen nun auch durch Maschinenspinnerei und Weberei die niedrigsten Preise erzwingen, und dabei viel mehr fabriziren, als in den noch offenen Provinzen je verbraucht werden kann. Die dabei beschäftigten Menschen können, bei gesteigerten Kornpreisen, zu vier Thaler der Scheffel, selbst Salz und Kartoffeln nicht zur Sättigung erwerben, denn in den zwei fabrik- und volkreichsten Kreisen Sachsens bringt es ein Maschinenspinner, wo noch gesponnen wird, kaum auf 12 bis 18 Gr. die Woche; eine Spitzenklöpplerin oder Handspinnerin verdient noch weniger, und der Weber muß fünf und zwanzig Ellen Musselin für fünf Groschen verfertigen. Dahin hat es die erzwungene Konkurrenz mit dem englischen Maschinenwesen gebracht! Sachsen könnte also *in dieser Rücksicht* nur gewinnen, wenn es sich geradezu an Preußen und an Baiern anschlösse. Indeß werden aus dem mitteldeutschen Handelsbund *fürs Ganze* zuverlässig sehr heilsame Folgen entspringen, und wo das Ganze gewinnt, wird auch der Verlust des Einzelnen bald ausgeglichen. Die bevorstehende Michaelis-Messe wird vielleicht schon Spuren davon zeigen. Seit acht Tagen (d. h. seit dem 22. August) haben in Kassel die Berathschlagungen über diesen Handelsbund begonnen, zu welchen sächsischer Seits der wirkliche Geheimerath von Carlowitz, vormaliger Bundestagsgesandter, deputirt ist, und einen Sohn des Direktors der sächsischen Kommerzien-Deputation, des Geheimenraths Zahn, zur Expedition bei sich hat. Auch Hamburg war zum Beitritt eingeladen,

so

so wie früher der umsichtige Senat des verschwisterten Bremens am Gelingen der Sache treu und thätig Antheil nahm. Lehnte Hamburg den förmlichen Zutritt ab, so lag die Schuld gewiß nicht an der Neigung dazu. Ein unterrichteter Mann giebt in dem Elb-Blatt (Nr. 34.) darüber den Aufschluß, daß die ablehnende Antwort Hamburgs vorzüglich durch eine Rücksicht auf den Inhalt einer von Seiten eines großen deutschen Hofes an mehrere Bundesregierung erlassenen Note veranlaßt worden sey, daß aber Hamburg den Prinzipien, die in der Frankfurter Deklaration vom 21. Mai d. J. ausgesprochen wurden, seit langer Zeit schon in der Ausübung huldige und zu huldigen stets fortfahren werde. Was übrigens durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse für den Gewerbfleiß zweckmäßiger Industrie- und Sontags-Schulen geschehen kann, geschieht nach besten Kräften und Wissen, sowohl in der Residenz (Dresden) als in größeren Provinzialstädten. So sind deren neuerlich in Leipzig, Schneeberg, Annaberg und Freiberg zur Bildung von tüchtigen Handwerkern und Fabrikanten errichtet worden.... Ob der im Voigtlande neuerlich angeordnete Chaussee-Bau, auf der Straße nach Hof zu, den feiernden Webern und Spinnern eine angemessene Beschäftigung darbieten werde, muß die Zeit lehren. Vielen mangelt das physische Vermögen dazu. Der König läßt es nicht an außerordentlichen Gaben für die Nothleidenden fehlen; auch wird wohl mancher Menschenfreund im Stillen gern seine Beisteuer geben. Die gewerbreichste Stadt Sachsens, Chemnitz, ermangelte bis jetzt einer gut organisirten Bürgerschule. Der König hat eine Summen von 10,000 Thlr. als Darlehn auf die ersten

fünf Jahre ganz unverzinslich vorgeschossen, und zum Bau des Schulhauses vorläufig vier hundert Stämme aus den königlichen Forsten anweisen lassen."

Wenn wir den vorstehenden höchst buntschäckigen Zeitungs-Artikel einer Analyse unterwerfen, so geschieht es bloß, weil wir glauben, bei dieser Gelegenheit allerlei Nützliches zur Sprache bringen zu können.

Wir fragen nicht, wer der Verfasser sey; denn dies ist uns, die volle Wahrheit zu gestehen, ganz gleichgültig. Allein wir fragen diesen Korrespondenten der allgemeinen Zeitung, wie er dazu kommt, die Neue Monatsschrift für Deutschland „neue Berliner Monatsschrift" zu nennen? Dahinter muß eine kleine Tücke verborgen liegen, von welcher Art diese auch seyn möge; denn zitirt man, so hat man auch die Verbindlichkeit, richtig zu zitiren. Die neue Monatsschrift für Deutschland würde von ihrem Herausgeber „neue Berliner Monatsschrift" betitelt worden seyn, wenn er in der Bahn der alten, von dem längst verstorbenen Doktor Biester herausgegebenen hätte fortgehen wollen. Da dies nicht in seiner Absicht lag, und da er seit vierzehn Jahren seinem Plane unverändert getreu geblieben ist: so glaubt er auch ein Recht auf richtige Zitation zu haben, damit durch muthwillige Verwechselung nicht falsche Lichter entstehen.

Doch genug des Persönlichen, das in wichtigen Angelegenheiten immer aus dem Spiele bleiben sollte!

Dem Herausgeber der Monatsschrift für Deutschland wird der unverkennbare Vorwurf gemacht, „daß er durch

einen fast ehrenrührigen Artikel im Julius-Heft der Monatsschrift die Bewohner Sachsens zur Indignation gereizt habe."

Ist dieser Vorwurf gegründet?

Der Artikel, gegen welchen unser Zeitungs-Korrespondent sich erhebt, ist nicht aus der Welt verschwunden, und wer sich die Mühe nehmen will, ihn zu lesen oder noch einmal zu lesen, wird darin nichts weiter finden, als den Ausspruch: daß in Hinsicht der zu Kassel im August zu eröffnenden Unterhandlungen zu viel ausgesagt werde, wenn man den Bund, welcher die Folge dieser Unterhandlungen werden soll, schon als fertig betrachte. Mit Einem Worte: der Herausgeber der Monatsschrift für Deutschland hat nichts weiter gethan, als daß er aufmerksam gemacht hat auf die Schwierigkeiten, womit die Stiftung eines mitteldeutschen Handelsvereines, der sich die Ausgleichung des Südens mit dem Norden Deutschlands zum Ziel setzt, verbunden seyn werde. Was er darüber gesagt hat, kann schwerlich eher gemißbilligt oder verworfen werden, als bis die Schöpfung, um welche es sich handelt, vollendet ist. Kommt sie auf eine solche Weise zu Stande, daß ganz Deutschland seine Genugthuung dabei findet: so hat er zum Voraus erklärt, daß ihr seine Bewunderung nicht entstehen soll, weil alsdann für mehr als dreißig Millionen das Problem gelös't ist, wie die für alle Arten von Produktion günstigste Ordnung der Dinge herbei geführt werden muß.

Wie nun Aeußerungen dieser Art die Sachsen zu einer, von dem Zeitungs-Korrespondenten als allgemein bezeichneten Indignation haben fortreißen können, ist

dem Verfasser des fraglichen Artikels, die Wahrheit zu gestehen, durchaus unbegreiflich; eben so unbegreiflich, als — wie der Zeitungs-Korrespondent hat auf den Gedanken gerathen können, den Artikel *fast ehrenrührig* zu nennen. Ist die mindeste Wahrheit in seiner Aussage, so bleibt dem Verfasser nichts anderes übrig, als die Bewohner Sachsens für sehr hypochondrisch und zum Uebelnehmen geneigt zu halten. Da würde er sie denn von einer ganz anderen Seite kennen lernen, als er sie bisher zu kennen geglaubt hat. Doch fühlt er sich eben nicht aufgelegt, sich von einem Zeitungs-Korrespondenten bekehren zu lassen; denn er weiß aus allzu viel Erfahrungen, wie bereit diese Klasse von Schriftsteller ist, sich mit dem Publikum zu verwechseln, dergestalt, daß sie diesem kein höheres Maß von Verstand zutraut, als sie selbst besitzt. Der Zeitungs-Korrespondent, mit welchem wir es hier zu thun haben, sage also von der Indignation der Sachsen über unseren *fast ehrenrührigen* Artikel, was er wolle, und und gebe ihnen, wie er es gethan hat, noch so sehr Recht: wir glauben ihm nur, sofern er von sich allein redet und einen Patriotismus zur Schau trägt, den er vor sich selbst verantworten mag.

Nichts kann drolligter seyn, als wenn der Konzipient des Zeitungs-Artikels hinzufügt: „Billigdenkende und Wohlunterrichtete glauben vielmehr in diesen mit größter Behutsamkeit und Mäßigung geführten Unterhandlungen, *wenn sie gelängen*, einen Weg zur Annäherung aller Bundesstaaten zu einem gemeinsamen Handels- und Zoll-Gesetz zu finden?"

Was kann die Meinung der Billigdenkenden in die-

ser Angelegenheit verschlagen? Und wer ist der Wohlunterrichtete von dem Fortgange der Unterhandlungen, die, als der Zeitungs-Artikel geschrieben wurde, seit acht Tagen ihren Anfang genommen hatten? Wenn das nicht hohle Worte sind, so weiß man nicht mehr, was man dafür ausgeben soll. Ihnen fehlte bloß der Zwischensatz, „wenn sie (die Unterhandlungen) gelängen;" und auch dieser Zwischensatz ist, um dem bloßen Wortgeklingel die Krone aufzusetzen, nicht weggeblieben. Von der einen Seite spricht der Konzipient des Zeitungs-Artikels über den zu schließenden Handelsverein als von einem fertigen Werke; von der andern als von etwas, das noch erst zu Stande gebracht werden soll. Mit solcher Leichtigkeit kehren sich in seinem Kopfe die Gedanken um, ohne daß er irgend etwas Arges daraus hat.

Einen noch solideren Beweis von der Schärfe seines Raisonnements giebt er jedoch in dem unmittelbar darauf folgenden Satze, wo er sagt: „Sachsen bringt dabei der gemeinsamen Sache kein geringes Opfer, indem jetzt tausende seiner fleißigsten und gewerbsamsten Bewohner im Erzgebirge und im Voigtlande darben durch die Flut englischer Manufakturwaaren, die durch Dampfweberei dort (in England) zu unglaublich wohlfeilen Preisen gefertigt und in Auktionen verschleuderf, von vier Hamburger Häusern aufgekauft und auf die Frankfurter und Leipziger Messe verführt werden."

Was ist bloßes Geschwätz, wenn es dies nicht ist?

Worin läge denn wol das nicht geringe Opfer, das Sachsen darbringt in dem Beitritt zu einem Vereine, der bessere Handels- und Zollgesetze bezweckt? Etwa

darin, daß es Tausende seiner fleißigsten und gewerbsamsten Bewohner im Erzgebirge und im Voigtlande, welche gegenwärtig darben, weil sie nicht so viel verdienen können, als zur Fortspinnung eines elenden Daseyn erforderlich ist, zur Veränderung gewohnter Arbeit nöthigt? Bringt man denn aber ein Opfer, wenn man sich einer Last entledigt, die im Verlaufe der Zeit immer unerträglicher werden muß? In Dingen der Fabrikation darf man nicht zurückbleiben, wenn man nicht dahin gebracht werden will, die Hände in den Schoß legen zu müssen; und die Klage über das wohlfeile Produkt der Dampfweberei ist zuletzt nicht besser begründet, als die Klage über das wohlfeilere Produkt des Pfluges und der Dreschmaschine es seyn würde. So lange man nichts weiter kannte, als den Spaten und den Dreschflegel, war der Ackerbauer berechtigt, den höheren Arbeitslohn zu fordern, der sich an so einfache und unwirksame Werkzeuge knüpfte; so bald hingegen Pflug und Dreschmaschine erfunden waren, sah er sich genöthigt, in seiner Forderung nachzulassen, und wenn er mit denen, die von diesen zusammengesetzten und wirksameren Werkzeugen Gebrauch machten, nicht in Konkurrenz treten wollte, seine Arbeit einzustellen. Alle Fabrikation, wie alle gesellschaftliche Arbeit, ist natürlichen Gesetzen unterworfen, gegen welche man sich nicht verblenden darf, weil dies zu nichts führen kann; auch verblendet man sich dagegen nur aus Mangel an Nachdenken, oder weil unsere individuelle Trägheit uns zufrieden stellt mit dem, was nun einmal da ist. So schreien sehr viel Gelehrte anhaltend über die Vervielfältigung der Maschinen, und prophezeihen davon nichts Geringeres, als den Untergang eines großen Theiles des

menschlichen Geschlechts, während sie sehr wohl damit zufrieden sind, daß sie, seit der Erfindung der Buchdruckerpresse, für einige tausend Thaler eine Bibliothek besitzen können, die weit zahlreicher ist, als es die alexandrinische aller Wahrscheinlichkeit nach war; und doch konnte die Buchdruckerpresse nicht wirksam werden, ohne die zahlreiche Klasse der Abschreiber zu Grunde zu richten. Hat Bacon Recht in der Behauptung, „daß weder die bloße Hand, noch der sich selbst überlassene Verstand viel ausrichten könne, und daß sich alles durch Werkzeuge und Hülfsmittel vollendet": so kann man es ruhig darauf ankommen lassen, wohin die Vervielfältigung der Maschinen führen wird. Die Aufgabe kann in dieser Beziehung keine andere seyn, denn als Volk nicht hinter anderen Völker im Gebrauch dessen zurückzubleiben, was eben so sehr der Ausdruck des gewonnenen Kultur-Grades, als die Ursache und Bedingung aller Fortschritte in demselben ist. Lächerlich ist und bleibt es daher, wenn die Verzichtung auf eine Unvollkommenheit als ein dem allgemeinen Besten dargebrachtes Opfer betrachtet wird.

Doch vielleicht haben wir die Ausdrücke des Konzipienten falsch gedeutet; wir sind unserer Auslegung, ohne daß dies unsere Schuld ist, um so weniger gewiß, weil Sachsens Handels-Politik zu allen Zeiten höchst liberal gewesen ist, und weil es folglich mit sich selbst in Widerspruch treten würde, wenn es sich in seinem gegenwärtigen Zustande in ein Prohibitiv-System einlassen wollte, das gar nicht durchzuführen seyn würde.

Wir wollen also zugeben, daß die fleißigen und gewerbsamen Bewohner des Erzgebirges und des Voigtlan-

des durch das englische Maschinenwesen leiden; sollten sie aber nicht noch weit mehr von Preußen leiden?

Zwar meint der Konzipient, „Sachsen könnte in dieser Rücksicht nur gewinnen, wenn es sich an Preußen oder an Baiern anschlösse“; allein wir fürchten, daß er wiederum nicht überlegt hat, was er niederschrieb. Was heißt denn „sich anschließen?“ Es heißt: „seine individuelle Schwäche bekennen, und sich fremde Kraft aneignen;“ denn der Starke schließt sich nicht an, sondern stellt sich nur als Mittelpunkt dar. Hat der Konzipient so etwas sagen wollen? Ganz und gar nicht. Sein Gedanke — vorausgesetzt, daß wir seine wunderliche Art, sich auszudrücken, richtig aufgefaßt haben — ist vielmehr: „daß Sachsen durch seine intelligente Fabrikation die beiden genannten Königreiche so sehr überflügele, daß eine innigere Verbindung mit denselben bedeutende Handelsvortheile gewähren werde.“ So etwas gerade heraus zu sagen, erlaubt nur die Furchtsamkeit des Konzipienten nicht, und um den wahren Gedanken noch mehr zu verhüllen, bedient er sich des Wortes „anschließen“, obgleich das Beispiel Englands nur allzu auffallend beweiset, daß der Ueberlegene sich nicht anschließt, sondern erzwingt. Wir fühlen keinen Beruf, die Frage zu entscheiden, welcher deutsche Staat es in der Fabrikation am weitesten gebracht hat; doch dürfte es wohl nicht unnütz seyn, zu bemerken, daß Sachsen dieser Staat nicht auf eine so unbedingte Weise ist, wie der Konzipient uns glauben lassen möchte.

Zurückkehrend zu dem fraglichen Gegenstande, behauptet der Konzipient, „daß aus dem mitteldeutschen Handels-

verein fürs Ganze zuverlässig sehr heilsame Folgen entspringen werden."

Nun ja! diese heilsamen Folgen werden nicht ausbleiben, wenn der Verein wirklich zu Stande kommt und fortdauert, d. h. wenn er die Bedingungen erfüllt, welche man als die einzige Grundlage seiner freien Wirksamkeit, wenn diese zugleich eine wohlthätige seyn soll, zu betrachten genöthigt ist. Diese Bedingungen sind: 1) richtige Prinzipien, welche sämmtliche Glieder des Vereins für solche anerkennen; 2) eine Organisation, welche die Ausübung dieser Prinzipien sichert; 3) vermöge dieser Organisation, so viel Harmonie mit dem natürlichen Interesse der nicht zum Verein gehörenden Staaten Deutschlands, daß diese keine Ursachen finden, sich über seine Wirksamkeit zu beklagen. Ob es leicht sey, diese Bedingungen zu erfüllen, darüber wollen wir mit dem Konzipienten nicht streiten; nur das wollen wir hier wiederholen, daß wir der Meinung sind, von allen Problemen, welche deutsche Staatsmänner zu lösen unternommen haben, sey das zu Kassel zu lösende das bei weitem schwierigste. Wir tragen daher auch gar kein Bedenken, zu sagen, daß es nicht werde gelös't werden, wenigstens nicht auf eine Weise, die ganz Deutschland zufrieden stellt; und wir fügen hinzu, daß wir es in jeder Beziehung spaßhaft finden, wenn der Konzipient sich, wie er es thut, von dem Ausgange der Kasselschen Konferenzen schon Wirkungen für die nächste Leipziger Michaelismesse verspricht. Was mag er sich dabei wohl gedacht haben!

Doch weiter!

Der Konzipient des Zeitungs-Artikels sagt: „Auch

Hamburg war zum Beitritt eingeladen, so wie früher der umsichtige Senat des verschwisterten Bremens am Gelingen der Sache treu und thätig Antheil nahm. Lehnte Hamburg demungeachtet den förmlichen Zutritt ab, so lag die Schuld gewiß nicht an der Neigung dazu. Ein unterrichteter Mann giebt in dem Elb-Blatt darüber den Aufschluß, daß die ablehnende Antwort Hamburgs vorzüglich durch eine Rücksicht auf den Inhalt einer von Seite eines großen deutschen Hofes an mehrere Bundesregierungen erlassenen Note veranlaßt sey, daß aber Hamburg den Prinzipien, die in der Frankfurter Deklaration vom 21. Mai d. J. ausgesprochen wurden, seit langer Zeit schon in der Ausübung huldige und zu huldigen stets fortfahren werde."

Keine Bemerkungen über die Epitheta, welche der Konzipient dem Senate Bremens und dieser freien Stadt selbst giebt! Sie sind in seinem Geiste, und mögen gelten was sie gelten können in dem Munde eines Mannes, der sich vernichtet fühlen würde, wenn er es mit irgend einer Sache genau nehmen und nicht überall den Fuchsschwanz streichen sollte. Wenn aber eben dieser Mann — soll ich sagen in seiner Frechheit, oder in seiner Leichtgläubigkeit? — so weit geht, daß er in einem vielgelesen Blatte behauptet, Hamburg habe sich dem Bundesverein nicht aus Abneigung von demselben, oder aus freiem Entschlusse, entzogen, sondern nur auf Veranlassung eines großen deutschen Hofes, der an mehrere Bundesregierungen eine (unstreitig abschreckende) Note erlassen: so ist dies eine so handgreifliche Unwahrheit, daß man ein Publikum, welches mit dergleichen bedient wird, nur bedauern kann.

Was zunächst Hamburg betrifft: wer wüßte wohl nicht, daß diese große Handelsstadt sich als eine Welt-Faktorei anschaut, die keine andere Bestimmung hat, als den großen Handelsbeziehungen gewachsen zu bleiben? Diese Welt-Faktorei nun, wie könnte sie, ohne vorhergegangenen Zwang, wohl dazu kommen, sich dem privativen Handels-Interesse von achtzehn deutschen Staaten anzuschließen, welche zusammen eine Bevölkerung von fünf bis sechs Millionen vereinigen? War es nicht ein unverantwortlicher Misgriff, sie dazu auch nur aufzufordern? Konnte ihre Weigerung auch nur im mindesten zweifelhaft seyn? Wer steigt gern von seiner Höhe herab? Für Hamburg paßt sich, um alles mit einem Worte zu sagen, nur der allerfreieste Handel, und gerade aus diesem Grunde kann es nicht Mitglied eines Vereins seyn, der zwischen der Idee des allerfreiesten Handels und seinem privativen Interesse noch einen Mittelweg sucht.

Hamburgs Weigerung, dem mitteldeutschen Handelsverein beizutreten, erklärt sich also auf das Genügendste aus Hamburgs Individualität.

Was soll man nun dazu sagen, wenn der Konzipient des Zeitungs-Artikels an den unterichteten Mann im Elb-Blatt appellirt, der Hamburgs Weigerung zur Wirkung einer von Seiten eines großen deutschen Hofes an mehrere Bundesregierungen erlassenen Note macht? Kann man anders als die Achseln ziehen über den Köhlerglauben des Konzipienten?

Dieser unterrichtete Mann, wer er auch seyn möge, hat Hamburgs Bestimmung und natürliche Politik nie zur Anschauung gebracht; denn, wenn dies der Fall gewesen

wäre, so hätte es für ihn, sofern es sich um eine Erklärung des Nicht-Beitritts dieser freien Stadt zu dem mitteldeutschen Handelsvereine handelte, nicht der Hypothese einer, von einem großen deutschen Hofe erlassenen Note bedurft, die man sich nicht anders als abschreckend denken kann. Der unterrichtete Mann im Elb-Blatt muß aber zugleich von dem preußischen Staate und von dessen Regierung — denn nur diese können von ihm bezeichnet seyn — die hohlsten und unverantwortlichsten Begriffe haben, wenn er, es sey auf wessen Autorität es wolle, annehmen konnte, daß von dem Berliner Hofe irgend etwas ausgegangen sey, um die Entstehung eines mitteldeutschen Handelsvereines zu hintertreiben oder zu stören.

Wenn wir, ohne in die politischen Geheimnisse der preußischen Regierung eingeweiht zu seyn, über irgend einen Punkt absprechen möchten: so würde es der seyn, daß diese Regierung keinen auch noch so kleinen Schritt gethan hat, die Konferenzen in Kassel zu verhindern. Wozu denn auch? Am Tage lag, daß abgewartet werden mußte, welches Resultat diese Konferenzen geben würden; denn ein bloß projektirter Verein war ja nicht ein zu Stande gebrachter. Dazu kam noch, daß die preußische Regierung die Ueberzeugung haben durfte, ihr seit dem Jahre 1818 angenommenes Handels-System sey das liberalste, das im gegenwärtigen Europa aufgefunden werden kann: sie prohibirt nichts, sie nöthigt also von keiner Seite zu Repressalien; und wenn in ihren Tarifen das Staatsbedürfniß berücksichtigt ist, so sind diese Tarife nicht so unwandelbarer Art, daß der zunehmende Verkehr nicht ganz von selbst bedeutende Ermäßigungen herbeiführen sollte.

In dieser Stellung konnte sie es ruhig darauf ankommen lassen, mit welcher Bereitwilligkeit man sich ihren Maximen anschließen würde. Es würde eben so sehr unter ihrer Würde gewesen seyn, zu locken, als von dem Besseren, wenn dessen Entstehung möglich war, abzuschrecken; und indem sie beides mit gleicher Gewissenhaftigkeit unterlassen hat, ist jene Note, wodurch sie noch mehr als höchstens gewarnt haben soll, gewiß eins von den vielen Phantomen, wodurch im deutschen Publikum der Wahn unterhalten wird, die preußische Regierung wolle den ganzen deutschen Handel an sich reißen: der lächerlichste Wahn, den es geben kann, wenn man die Natur des Handels kennt!

Wir eilen zum Schluß unserer Analyse.

Der Leser, der uns nicht seit gestern und vorgestern kennt, traut uns wohl, wenn wir ihm versichern, daß wir das, was am Schlusse des Zeitungs-Artikels von den Anstalten gesagt wird, die zur Verbreitung wahrhaft nützlicher Kenntnisse in Sachsen getroffen werden, mit der lebendigsten Theilnahme gelesen haben. Wir erlauben uns darüber keine andere Bemerkung, als: daß, wenn diese Anstalten bereits vor einem Menschenalter getroffen wären, die unglücklichen Fabrik-Arbeiter des Erzgebirges weniger darben, und die des Voigtlandes nicht genöthigt seyn würden, ihre schwachen physischen Kräfte beim Chaussee-Bau zuzusetzen. Es offenbart sich auch hierin der innige Zusammenhang, den die gesellschaftlichen Erscheinungen unter einander haben. Das meiste Elend, das in der Gesellschaft angetroffen wird, muß auf die Rechnung des zwecklosen Unterrichts gesetzt werden, der jetzt noch so vorherrschend ist, sowohl in den Staaten Deutschlands, wie überall

in der europäischen Welt; denn anstatt für eine wirklich vorhanden Ordnung der Dinge zu erziehen, erzieht man — mirabile dictu! — entweder für eine längst verschwundene Vergangenheit, oder für eine Zukunft, worin alles Chimäre ist. Glücklicher Weise wird das Bedürfniß polytechnischer Schulen immer fühlbarer; und indem griechischer und lateinischer Wortkram dadurch je mehr und mehr verdrängt wird, entwickelt sich die Aussicht auf eine Gelehrtenklasse, welche das Intellektuelle und Sittliche der Gesellschaft zu leiten würdig und fähig zugleich seyn wird.

Wir endigen mit einem Wunsche, von welchem wir hoffen, daß er unter so günstigen Umständen in Erfüllung gehen werde.

Dies ist kein anderer, als daß die Wissenschaft der gesellschaftlichen Erscheinungen mit einem besseren Geiste möge bearbeitet werden, als bisher der Fall gewesen ist.

Was man dabei in Deutschland immer aus der Acht gelassen hat, ist das natürliche Entwickelungsgesetz, das alles Menschliche beherrscht. Verleitet von einem unwiderstehlichen Drange zur Gesetzgeberei, hat man der Mühe entsagt, gleichartige Phänomene so zu ordnen, daß daraus wahre Uebersichten entstehen konnten: Uebersichten, die allein zu richtigen Folgerungen, die Zukunft betreffend, führen können. Von den einzelnen Zweigen der sogenannten Staatswissenschaft, ist jedoch in Deutschland, unserer Ueberzeugung nach, keiner noch mehr verkrüppelt worden, als die Staatswirthschafts-Lehre; und die natürliche Folge davon ist, daß man anhaltend überrascht wird von den Erscheinungen, die in ihr Gebiet gehören. Was Adam Smith

für diese Wissenschaft gethan hatte, war im höchsten Grade Dankes werth. Doch zwei deutsche Gelehrte haben das wohlgebildete Kind, das er ihnen übergeben hatte, in ein Monstrum verwandelt, dadurch, daß sie, zwischen Volkswirthschaft und Staatswirthschaft unterscheidend, durch die von ihnen für die erstere aufgestellten ganz willkürlichen Grundsätze die letztere, wenn nicht beherrschen, doch behofmeistern wollten. Was ihnen entging, war, daß unter Staat durchaus nichts weiter verstanden werden kann, als die durch Gesetz und Institution geordnete Gesellschaft; daß folglich die Regierten eben so gut zum Staate gehören, als die Regierung; daß es also nicht viel weniger als baarer Unsinn ist, anzunehmen, eine Volkswirthschaft könne ohne den positiven Einfluß dessen gedeihen, was das Prinzip aller gesellschaftlichen Ordnung ausmacht. Aus ihrer, unserer Ueberzeugung nach, durchaus falschen Anschauung sind eine Menge Regeln entsprungen, deren Autorität der Erfolg immer Hohn spechen wird. Dahin gehört z. B. die Vorschrift über direkte und indirekte Steuern: eine Vorschrift, nach welcher die letzteren (an die in gewissen Geschaftszuständen nicht einmal zu denken ist) den ersteren immer untergeordnet bleiben sollen, während sich im Fortschritt der gesellschaftlichen Entwickelung dies angeblich nothwendige Verhältniß in einem so hohen Grade abgeändert hat, daß z. B. England neben der Summe von 4,800,000 Pfd. St. direkter Steuern 37,446,000 Pfd. St. an Zöllen und Accise erhebt. Wir führen dies nur an, um darauf hinzudeuten, daß die Staatswirthschafts-Lehre, als positive Wissenschaft, in Deutschland noch weit davon entfernt ist, so vollkommen zu seyn, wie sie seyn müßte,

um irgend eine Vergleichung mit der Astronomie aushalten zu können.

Wäre sie das, wofür sie ausgegeben wird, d. h. beruhete sie auf vollendeten Beobachtungen: so würde auch die Theorie des Handels von einer solchen Beschaffenheit seyn, daß sie sich mit keinen so groben Abweichungen vertrüge, als wir durchgängig wahrnehmen. Man müßte also selbst praktisch darin einverstanden seyn: daß Verkaufen und Kaufen ein und derselbe Akt ist; daß das Geld, als allgemeines Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit, dabei keinen wesentlichen Unterschied macht; daß unsere intellektuellen und physischen Kräfte unser einziges Ureigenthum, die Anwendung dieser Kräfte unser ursprünglicher Reichthum ist; daß dieser Reichthum, vermöge der Theilung der Arbeit, auf eine unberechenbare Weise anwächst; daß das Produkt der getheilten Arbeit (von welcher Art es auch seyn möge) nur durch Austauschungen, und nur in Verhältniß ihrer Zahl und Leichtigkeit, einen Werth erhält; daß der Handel nicht bloß das Fundament der Gesellschaft, sondern daß er, so zu sagen, das Wesen derselben, d. h. die Gesellschaft selbst ist; daß also jede Gesellschaft, die noch darüber zweifelhaft ist, unter welchen Bedingungen sie den Handel gestatten soll, sich selbst gar noch nicht zur Anschauung gebracht, d. h. gar noch nicht die Bedingungen ihrer Stärke und Schwäche, so wie ihres Lebens überhaupt, kennen gelernt hat. Mit Einem Worte, wäre die Staatswirthschafts-Lehre das, wofür sie ausgegeben wird, oder stände sie auf gleicher Linie mit jeder anderen positiven Wissenschaft, die ihren Charakter in der Erweisbarkeit und Evidenz hat: — so hätten die Konferenzen zu Kassel, sofern die Frage über die Zulässigkeit des auswärtigen Handels ihr Hauptgegenstand ist, gar nicht Statt gefunden; man hätte sich, mit Vermeidung alles Zusammentritts, an die Hauptthatsache gehalten, daß noch nie ein Volk durch den Verkehr mit anderen Völkern verarmt ist, und sich Rechenschaft gegeben über die einfache Ursache, warum dies unmöglich ist.

Doch wir müssen abbrechen, wenn wir uns nicht in eine Materie verlieren wollen, die am Schlusse dieses Artikels nicht erschöpft werden kann, und auf welche wir eben deswegen zurückzukommen genöthigt seyn werden.

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Von den ersten Folgen des Investitur-Streits für Deutschland und dessen Verfassung.

Ehe es eine Theorie des Hebels gab, bediente sich der Mensch dieses Werkzeuges zur Fortschaffung schwerer Lasten; und die Theorie des Hebels entstand nicht eher, als bis die Vergleichung sehr verschiedener Werkzeuge derselben Gattung zur Auffindung dessen führte, was ihnen gemeinsam war. Auf gleiche Weise ist die menschliche Gesellschaft stets mehr oder weniger geordnet gewesen, ehe es ein Staatsrecht gab; und nur die Vergleichung ganz verschiedener Staatsrechte hat zur Erschauung von Organisations-Prinzipien führen können, von welchen man annimmt, daß sie eine allgemeinere Anwendbarkeit in sich schließen. Im elften Jahrhundert war man von diesen Organisations-Prinzipien noch weit entfernt. Was in der letzten Hälfte dieses Zeit-

raums geschah, war nur die Ausgeburt eines Kampfes zwischen zwei Autoritäten, die ohne eine strenge Sonderung nicht neben einander bestehen konnten.

Wie sehr Gregor der Siebente von allem, was man in unseren Zeiten Organisations-Prinzip zu nennen berechtigt ist, entfernt war, geht besonders aus seinem Sendschreiben an den Bischof von Metz hervor, welcher über die Rechtmäßigkeit des päpstlichen Verfahrens gegen den König der Deutschen bescheidene Zweifel geäußert hatte. Erst rechtfertigt er dies Verfahren durch das Beispiel solcher Vorgänger, welche den Priesterstand gegen die Eingriffe der Kaiser und Könige vertheidigt haben. Dann fährt er also fort: „Wenn es mit einem christlichen Könige zum Sterben kommt, so nimmt er demüthig seine Zuflucht zu einem Priester, um den Kerker der Hölle zu entrinnen, um aus der Finsterniß in das Licht zu gelangen und vor dem Richterspruche Gottes frei von den Banden der Sünde zu erscheinen. Wer aber, nicht bloß von den Priestern, sondern selbst von Laien, hat jemals in der Todesstunde zur Rettung seiner Seele den Beistand eines Königs angefleht? Und welcher König oder Kaiser vermöchte wohl, in Kraft des im gewordenen Auftrags, irgend einen Christen den Klauen des Teufels zu entreißen, den Kindern Gottes beizuzählen und durch das heilige Oel sicher zu stellen? Und — was in der christlichen Religion die Hauptsache ist — wer von ihnen vermöchte wohl in seinem Munde den Leib und das Blut des Herrn zu machen? Wem von ihnen ist die Gewalt, im Himmel und Erden zu binden und zu lösen, verliehen worden! Hieraus geht klar und

deutlich hervor, daß die priesterliche Würde den Vorzug vor jeder Gewalt hat. Oder wer von ihnen einen Kleriker in der heutigen Kirche ordiniren, oder wegen irgend einer Sache absetzen? wobei sich von selbst versteht, daß die Absetzung eine größere Macht voraussetzt, als die Ordination. Bischöfe können jetzt andere Bischöfe ordiniren, aber sie auf keine Weise ohne die Zustimmung des apostolischen Stuhls absetzen. Wer also, der nur die geringste Einsicht hat, wird Bedenken tragen, Bischöfen und Priestern den Vorzug zu geben? Und wenn die Könige wegen ihrer Sünden von den Priestern gerichtet werden müssen, von wem würden sie dann wol mit besserem Rechte gerichtet, als von dem römischen Papste?" Wenn Gregor sich auf diese Weise gegen einen B i s c h o f rechtfertigt: so kann man mit Sicherheit annehmen, daß er mit seinen besten Beweggründen nicht zurückhielt; sofern aber in diesen Beweggründen seine Organisations-Prinzipien eingeschlossen waren, erkennt man in ihnen den ganzen Unterschied zwischen dem elften und dem neunzehnten Jahrhundert: denn wie könnte man die Logik des thatkräftigen Papstes gegenwärtig anders als spaßhaft und lächerlich finden?

Nichts desto weniger ging aus den Anschauungen dieses Mannes, der sich einen S ü n d e r und einen K n e c h t d e r K n e c h t e nannte, um den S t o l z d e r K ö n i g e mit desto besserem Erfolge zu bekämpfen, etwas höchst Achtungswürdiges hervor, sofern er durch seine kirchliche Gesetzgebung den Grund zu einer bleibenden Sonderung zwischen geistlicher und zeitlicher Gewalt legte: zu einer Sonderung, welche die letztere zwang, den Vortheilen, die sie

bisher vom Priesterthum gezogen hatte, zu entsagen und eine neue Bahn zu betreten, die, im Verlauf der Zeit, nur in die Region des Lichts und der Aufklärung führen konnte. Alle Fortschritte des menschlichen Geistes seit dem Jahre 1074 rühren von der Stellung her, welche Gregor der Siebente der zeitlichen Gewalt in ihrem Verhältnisse zur geistlichen gab; und eben deswegen ist es der Mühe werth, die Uebergänge zu beobachten, welche in dieser Beziehung Statt fanden. Daß sie langsam waren und alle Sprünge ausschlossen, versteht sich wohl von selbst für Jeden, der das Entwickelungsgesetz, das über der menschlichen Gesellschaft waltet, auch nur ahnet.

Zur Sache!

In Einer Beziehung starb Gregor der Siebente wie Alexander von Macedonien; denn, als man ihn fragte, wen er zu seinem Nachfolger bestimme, nannte er drei, von welchen Der gewählt werden sollte, den man für den Würdigsten halten würde. Dies waren die Bischöfe von Lucca, Ostia und Lyon: alle ohne Ausnahme Benediktiner und in Gregors Entwürfe eingeweiht. Die Faktion, welche die Regierung der europäischen Welt übernommen hatte, war jedoch für den Augenblick noch allzu abhängig von dem Herzog Robert, als daß seine Stimme hätte überhört werden können; und da Robert sich für den Kardinal und Abt von Monte Cassino erklärte, so wurde dieser auf den St. Petersstuhl erhoben, den er, als Viktor der Dritte, zwei Jahre hindurch besaß.

Die Aufgabe war, ein angefangenes Werk der Vollendung näher zu bringen.

Auf seinem Sterbelager hatte Gregor allen seinen Fein-

den verziehen, nur nicht dem König Heinrich und dem Bischof Guibert von Ravenna; und wenn hierin eine Aufforderung zur Fortsetzung des Kampfes lag, so wurde diese durch das Interesse der Benediktiner nur noch nothwendiger. Die Fortschritte, die man, durch die neue Lehre von der Besetzung der Kirchenämter, in der Vernichtung der königlichen Autorität gemacht hatte, waren allzu bedeutend, als daß man hätte auf halbem Wege stehen bleiben können; die theokratische Universal-Monarchie war so gut als vollendet, wenn der Investitur-Streit zum Vortheil der kirchlichen Regierung entschieden wurde. Dies war und blieb demnach der Hauptpunkt. Hinsichtlich der Ehelosigkeit des Priesterstandes glaubte der Orden nachsichtiger seyn zu können. Gregor selbst hatte in seinen letzten Lebensjahren daran verzweifelt, daß ein so unnatürliches Gesetz durchzutreiben sey, und daher den Rath ertheilt, bessere Zeiten abzuwarten. Es waren vorzüglich die Priester des Norden, welche sich gegen den Cölibat sperrten. Minder befangen war die des Süden: sie sahen darin eine Befreiung von allen Sorgen, denen sie als Hausväter nicht hätten entgehen können, und zugleich eine Anweisung auf das ganze weibliche Geschlecht, sofern sie davon Gebrauch machen wollten. Trägheit und Wollust, diese doppelte Wirkung einer wärmeren Sonne, fanden also bei dem Gesetz der Ehelosigkeit gleich sehr ihre Rechnung; und wurde nur der Schein gerettet, so blieb die Heiligkeit des Wandels unbezweifelt. Daher die Nachsicht der Benediktiner mit dem Widerstande, der dem Cölibats-Gesetze geleistet wurde.

Als Abt von Monte Cassino hatte Viktor, noch vor wenigen Jahren, die Entsagung gehabt, den Schatz seines

Klosters an die Herzogin von Thuscien auszuliefern, damit es ihr nicht an Mitteln fehlen möchte, die Kirche mit Nachdruck gegen die Angriffe Heinrichs des Vierten zu vertheidigen; und strenger, als jeder Andere, hatte er sich gegen jede Theilnahme eines Kaisers oder Königs an der Papstwahl erklärt. Dieser rücksichtlose Eifer, welcher nur aus Grundsätzen herstammen zu können schien, war jedoch gleichsam verdunstet, als es zum Handeln kam. Freilich waren die Umstände nicht die günstigsten. Robert Guiskard, zufrieden mit der Befreiung Gregors, hatte sich nach dem griechischen Kaiserreiche zurückgewendet, um seinen in Thessalien bedrängten Sohn Boemund zu Hülfe zu kommen. Plünderung der Inseln war dies Mal seine Hauptangelegenheit. Er befand sich auf Zephalonia, als er am 1. Juli des Jahres 1085 der Raub einer ansteckenden Krankheit wurde, die in seinem Lager ausgebrochen war. Die Stütze, welche der Papst mit ihm verloren hatte, mochte schwach seyn; dennoch war dieser Verlust um so mehr zu bedauern, weil kein Volk in diesen Zeiten noch mehr gefürchtet wurde, als die Normannen Unter-Italiens, und weil ihre Furchtbarkeit auf nichts so sehr beruhete, als auf der Entschlossenheit ihres Herzogs. Verlassen also von den Normannen, mußte Viktor mit Vorsicht gegen den deutschen Kaiser zu Werke gehen. Nichts zu verderben und bessere Zeiten abzuwarten: dies war die Summe seiner Politik. Aufgefordert, nach Deutschland zum Empfang der Lehne zu kommen, nahm er zwar die Einladung Heinrichs nicht an; doch unterschied sich seine Sprache sehr wesentlich von der seines Vorgängers, und um den Bann, worin der Kaiser noch immer lebte, weder zu erneu-

ern, noch aufzuheben, gedachte er desselben lieber gar nicht. Dazu hatte der Papst seine besonderen Gründe.

Heinrich, der im Jahre 1084 nach Deutschland zurück gegangen war, um seinen Nebenbuler zu bekämpfen, hatte seine Angelegenheiten um so gründlicher verbessert, weil ihm das Schicksal von mehr als einer Seite zu Hülfe gekommen war. Dem Gegenkönig Herrmann von Luxemburg fehlte es zwar nicht an guten Eigenschaften; da aber Otto von Nordheim im Jahre 1083 gestorben war, so wurde es dem Kaiser nicht schwer, seinen Nebenbuler nach Dänemark zu verdrängen, wo er einer Krone entsagte, die er nicht länger vertheidigen konnte. Nicht lange darauf sah Heinrich sich von zwei anderen Feinden befreit. Der eine war Bucco, Bischof von Halberstadt, welcher, auf Anstiften des thüringischen Markgrafen Ekbert, zu Goslar erstochen wurde, wohin er sich begeben hatte, um die Sachsen zur Erneuerung des Krieges anzufeuern. Der zweite war Eckart, der letzte männliche Nachkomme Heinrichs des Finklers, welcher mit Heinrich nicht ohne Erfolg um die deutsche Krone kämpfte, aber, man weiß nicht aus welcher Ursache, von den Dienstleuten der Aebtissin von Quedlinburg in der Mühle von Eisenbüttel bei einem nächtlichen Ueberfalle erschlagen wurde. Durch das Ausscheiden dieser feindlichen Kräfte war die Ruhe in Deutschland wieder hergestellt; doch hatte sich die gesellschaftliche Ordnung in diesem Reiche höchstens in sofern verbessert, als den Sachsen, nach wiederholten Niederlagen, die Lust zur Empörung vergangen war, und als Heinrich, um neuen Verlegenheiten zu entgehen, seinen früheren Entwürfen entsagte, nach welchen er König der Deutschen,

nach dem vollen Umfange dieses Titels, seyn wollte. Durch den Investitur-Streit waren übrigens alle früheren Beziehungen verändert. Was Sachsens Unabhängigkeit gerettet hatte, dasselbe hatte auch dem Wendenstaate eine längere Dauer gegeben; und doch war dies bei weitem nicht das Schlimmste; denn wie hätte bei der großen Abhängigkeit, in welche der König von dem guten Willen der ersten Staats-Beamten gerathen war, die täglich zunehmende Unabhängigkeit der letzteren ausbleiben mögen! Die Auflösung der allgemeinen Regierung war also im Zunehmen, und Fehlgriffe von Seiten des Staatsoberhaupts waren um so unvermeidlicher, je mehr die bloße Persönlichkeit desselben für Alles einstehen sollte.

Ein dauerhafter Friede ließ sich um so weniger erwarten, weil die Parthei, die mit dem Umsturz der bisherigen Ordnung beschäftigt war, ihre Thätigkeit verdoppelte, seitdem ein neuer Papst die allgemeine Regierung des westlichen Europa übernommen hatte. Viktor der Dritte war den 16. September 1087 gestorben, und der Kardinal Erzbischof von Ostia an seine Stelle getreten. Dies war derselbe Otto, den Gregor der Siebente neben zwei Anderen zu seinem Nachfolger vorgeschlagen hatte. Edlen Geschlechts, aus Chatillon an der Marne gebürtig, erst Mönch, dann Abt zu Clugny, hierauf Erzbischof von Ostia, nahm Otto, nach seiner Erhebung, welche gegen den Willen des deutschen Königs erfolgt war, die Benennung Urbans des Zweiten an. Sein Vorbild war Gregor der Siebente; doch übertraf er diesen Papst an Schlauheit. Da ihm einleuchtete, daß Gregor in dem einen und dem anderen Punkte viel zu weit gegangen sey, um sich

nicht selbst hinderlich zu werden: so suchte er die von seinem Vorgänger begangenen Fehler nicht bloß zu vermeiden, sondern auch zu verbessern. Zurückgenommen wurden also Gregors Bann-Dekrete, sofern sie nicht Personen betrafen, von denen sich annehmen ließ, daß sie durch nichts zu gewinnen wären, wie Heinrich und Clemens der Dritte, welcher noch immer in Rom verweilte. Unter der großen Zahl deutscher Bischöfe hatte Urban der Zweite in den zwei ersten Jahren seiner Regierung nur vier Anhänger: sobald aber die Aussöhnung leicht gemacht, trat einer nach dem andern zu seiner Parthei über. Es geschah damals, was sich seitdem in allen Umgestaltungen mehr oder weniger wiederholt hat: man söhnte sich mit Grundsätzen aus, deren Nützlichkeit man nicht sogleich gefaßt hatte; und am Schlusse des elften Jahrhunderts erfolgte diese Aussöhnung unstreitig um so rascher, weil Friede Bedürfniß war und nur in so weit erzielt werden konnte, als man sich der höheren Autorität anschloß, welche, vermöge des Geistes dieser Zeit, nothwendig die päpstliche war. In diesem Punkt hat der sittliche Instinkt der Menschen in allen Perioden gleichmäßig gewirkt — unstreitig aus keinem anderen Grunde, als weil in jedem Autoritäts-Streite die Rechtsfrage meistens entweder gar nicht, oder sehr schwer zu beantworten ist. Wenn Urban der Zweite den deutschen Kaiser durch die Vermählung Mathildens mit dem jungen Welf dem Fünften noch besonders zu schaden suchte: so that er im Grunde etwas Ueberflüssiges; denn Heinrichs Lage war unvortheilhaft genug dadurch, daß der Geist der Zeit sich von dem Königthum abwendete, um das Papstthum desto höher emporzuheben.

Unter Urban dem Zweiten begannen jene Kreuzzüge,

deren zweihundertjährige Dauer noch immer den stärksten Beweis für das Ansehn ablegt, worin die Päpste während dieses langen Zeitraums standen. Diese merkwürdige Erscheinung gehörig aufzufassen, muß man sich vor allen Dingen klar machen, was die Päpste bewog, den Antrieb zu diesen unfruchtbaren und unnatürlichen Anstrengungen zu geben. Wir bemerken darüber Folgendes.

Durch eine geschickte Benutzung des Unterschiedes zwischen geistlicher und weltlicher Macht war es den Päpsten gelungen das königliche Ansehn zu einer Zeit zu Grunde zu richten, wo es allenthalben an den Mitteln fehlte, die Regierungseinheit zu bewahren; es bedurfte dazu keines anderen Mittels, als daß man den Königen die Stützen entzog, welche sie bis dahin in den Erzbischöfen und Bischöfen, als Staatsbeamten, gehabt hatten. Aus dem Verfall und Untergange der königlichen Autorität folgte die Universalherrschaft der Päpste. Indeß entstand hierdurch für die Universal-Monarchen selbst eine nicht geringe Verlegenheit. Denn wozu sollten sie diese allgemeine Oberherrlichkeit benutzen? Legten sie dieselbe zur Hervorbringung einer Ordnung an, wie das Bedürfniß aller europäischen Reiche sie heischte: so gab es kein besseres Mittel, sich selbst von der mühsam errungenen Höhe wieder herab zu stürzen; denn alles, was sie geworden waren, das waren sie durch die gesellschaftliche Unordnung, worin das frühere Mittelalter seinen Charakter hatte, geworden, und an die Stelle dieser Unordnung Ordnung bringen, hieß nichts mehr und nichts weniger, als sich selbst überflüssig machen. Dazu kam noch, daß ihre besondere Wissenschaft — die Theologie — wohl geeignet ist, eine Herrschaft über

die Geister auszuüben, wenn diese sich in einer günstigen Stimmung für dieselbe befinden, doch keinesweges zu einer bleibenden Grundlage der Herrschaft taugt, weil sie abhängig ist von den Fortschritten in der Erkennung des Erweisbaren und Wahren. Auf der anderen Seite konnten die Päpste sich nur dadurch zu Universal-Monarchen ausbringen, daß etwas von ihnen ausging, wovon sie als alleinige Urheber erschienen. In diesem Dilemma nun thaten die Päpste, was zu allen Zeiten von Regenten vielfältig geschehen ist, welche an der Spitze sehr großer Reiche standen: sie gaben den Antrieb zu Kriegen, weil in dem Kriege das unfehlbarste Mittel enthalten ist, sich der Machteinheit bewußt zu werden; und da diese Kriege nicht Bürgerkriege seyn konnten, weil sie durch solche mit sich selbst in unfehlbaren Widerspruch getreten seyn würden, so blieb nichts Anderes übrig, als den Schauplatz derselben in einen Erdtheil zu verlegen, der nicht zum Domän des theokratischen Universal-Monarchen gehörte.

Auf diese Weise erfolgten die Kreuzzüge: sie hatten keine andere Bestimmung, als das Ansehn des römischen Universal-Monarchen aufrecht zu erhalten, und, genau genommen, keine andere Quelle, als die Unfähigkeit dieser Universal-Monarchen, der Gesellschaft eine bessere Ordnung zu geben, als die von ihnen zerstörte war. Man rechnet, daß sechs Millionen Europäer in diesen Kreuzzügen zu Grunde gegangen sind; und ihre lange Dauer spricht für die Richtigkeit dieser Berechnung. Für ihren ursprünglichen Zweck wurde aber durch so anhaltende Opfer nichts erreicht; und was daraus Gutes hervorging, gestaltete sich gegen den Willen derer, welche diese Opfer mit der höch-

sten Kaltblütigkeit darbrachten: ein auffallender Beweis, daß das über dem menschlichen Geschlechte waltende Entwickelungsgesetz trotz allen Störungen, die es erleidet, sich Bahn bricht. Weiter unten werden wir Gelegenheit finden, zu zeigen, wie die Kreuzzüge selbst auf die Wiederherstellung der königlichen Autorität, deren bleibendes Grab sie seyn sollten, hinwirkten.

Ist man im Reinen über die wahre Quelle der Kreuzzüge, so ist nichts anziehender, als dem geschichtlichen Ursprunge dieser wichtigen Erscheinung nachzugehen. Dies müssen wir jedoch in diesem Zusammenhange unterlassen, weil es uns von unserem Ziele allzu weit entfernen würde. Wir kehren also zu Deutschlands Angelegenheiten zurück, in welchen der Streit des Kaisers mit dem Papste die Hauptsache ist.

Nicht nachzugeben, dies war der Grundsatz, von welchem Beide ausgingen — und ausgehen mußten, so lieb ihnen ihre Freiheit in ihren bezüglichen Wirkungskreisen war. Der Papst hatte den Vortheil, daß die öffentliche Meinung ihn begünstigte. Dem Kaiser fehlte es zwar nicht an Anhängern, am wenigsten in Italien; indeß befand er sich in dem Falle, Alles erzwingen zu müssen: ein Fall, worin man selten aushält, weil die List viel unerschöpflicher ist, als die Gewalt. Um seinen Widersacher auch in Italien zu demüthigen, war Heinrich, nachdem er die Sachsen beruhigt hatte, nach jener Halbinsel zurückgegangen (1088). Ihn begleitete sein ältester Sohn Konrad, welchen die Stände, nach dem Ausscheiden Herrmanns von Luxemburg, zu seinem Nachfolger gewählt hatten. Je glücklicher aber Heinrich in Italien war durch die allge-

meine Unterstützung, die ihm zu Theil wurde, desto eifriger war die päpstliche Parthei darauf bedacht, ihm in Deutschland neue Feinde zu erwecken; und nur allzu schnell gewannen die Dinge in diesem Lande eine Gestalt, die ihm nicht erlaubte, noch länger in Italien zu verweilen. Er ließ seinen Sohn in Thuszien zurück, indem er voraussetzte, die Grundlage des königlichen Ansehns könne nicht besser vertheidigt werden als durch den, der zu seinem Nachfolger bestimmt war. Indeß war Konrads Jugend allen den Ueberrraschungen und Fallstricken ausgesetzt, welche der erfindsame Partheigeist so leicht herbei führt. Wie hätte der junge Prinz das Mindeste von dem begreifen mögen, was in dieser stürmischen Periode vorging! Die Gräfin Mathilde wird beschuldigt, ihn von seinem Vater abgewendet zu haben durch Vorstellung der Gefahr, die ihn bedrohe, wenn er den väterlichen Rath befolge. Unwahrscheinlich ist dies um so weniger, weil Mathilde dem päpstlichen Interesse als Weib und Fürstin gleich ergeben war. Wie es sich auch damit verhalten mochte: Konrad wurde seinem Vater verdächtig, der, um ihn zur Besinnung zu bringen, ihn der Freiheit beraubte. Als er diese wieder erhielt, trat er förmlich zur Gegenparthei über, die, um den Vater zu kränken, den Sohn als König anerkannte. Dies geschah zu derselben Zeit, wo die abendländische Welt sich zu dem ersten Kreuzzuge vorbereitete. Nichts desto weniger gelang es dem Kaiser, die Absetzung seines Sohnes bei den Ständen des Reichs zu bewirken; und so entscheidend war der Erfolg, daß Konrad, selbst in Italien, alles Ansehn verlor und im Jahre 1101 zu Flo-

renz starb, es sey aus Gram über seine Unbedachtsamkeit, oder, wie andere wollen, an dem Gifte Italiens.

An Konrads Stelle wurde des Kaisers zweiter Sohn, Heinrich, von den Reichsständen als Nachfolger anerkannt.

Dies geschah in demselben Jahre, worin Urban der Zweite starb. Urbans Nachfolger war Paschalis der Zweite: abermals ein Benediktiner, der seine Bildung zu Clugny erhalten hatte. Die Grundsätze Gregors des Siebenten dauerten also fort, um so mehr, weil sie verherrlicht waren durch den Erfolg des ersten Kreuzzuges, der, nach großen Beschwerden und noch größeren Verlusten, die Christen bis an die Mauern von Jerusalem geführt hatte. Klemens der Dritte, der sich bisher in Rom behauptet hatte, mußte dem Ansehn des neuen Papstes weichen, und starb bald darauf. Das Vermessene einer durch die weltliche Macht bewirkten Papstwahl zu bestrafen, ließ Paschalis der Zweite seinen Leichnam ausgraben und in die Tiber werfen; was ihn noch mehr zu dieser barbarischen Handlung bewog, war unstreitig der Umstand, daß Clemens der Dritte, ein Mann von richtiger Beurtheilung und äußerer Würde, bei dem großen Haufen in so großer Achtung stand, daß sich nach seinem Tode der Ruf verbreitete, es geschähen Wunder an seinem Grabe. Vergeblich waren die Bemühungen Einzelner, durch Aufstellung von einem Gegenpapste zur Beschützung des kaiserlichen Ansehens dem Investitur-Streite neue Nahrung zu geben. Heinrich der Vierte selbst, aus Ermattung nachgiebig gegen Vorurtheile, denen er bisher getrotzt hatte, wünschte sich aus dem Banne zu befreien, der noch immer auf ihm lastete; es schien ihm sogar nicht unköniglich, eine Wallfahrt nach Palästina anzutreten. Doch

er kam zur Besinnung, als Paschalis der Zweite die Bannflüche seiner Vorgänger wiederholte und unter der Hand die dem Kaiser treu gebliebenen Erzbischöfe und Bischöfe für sich gewann. Die Schwäche der Menschen da, wo es die Vertheidigung von Grundsätzen galt, scheint zu allen Zeiten groß gewesen zu seyn. Ermüdet von einem langen Kampfe, dessen Ende sich nicht absehen ließ, gaben die Bischöfe von Bamberg, Naumburg und Trier — diese letzten Stützen des Kaisers — nach, als sie sahen, daß der Papst nicht zu bekehren war. Sie ließen sich von Paschalis dem Zweiten heimlich investiren, und hatten Wohlgefallen an einem System, das ihre Unabhängigkeit sicherte, indem es sie zu Feudalherren machte.

Da die Lage eines, von lauter geheimen Feinden umgebenen Königs auf die Dauer nicht zu ertragen ist: so dürfen wir uns nicht darüber wundern, wenn Heinrich zuletzt seinem Geschick unterliegt und auf eine unrühmliche Weise endigt.

Um an seinem zweiten Sohne nicht zu erleben, was ihn an dem ältesten so tief verwundet hatte, war Heinrich auf den Gedanken gerathen, ihn schwören zu lassen, daß er bei seinem (des Kaisers) Leben sich ohne seine Zustimmung nicht mit der Regierung befassen wollte. Wäre der junge Fürst sich selbst überlassen geblieben, so würde er seinen Eid gewissenhaft erfüllt haben. Gewiß war das, was ihn zur Untreue verführte, unendlich stärker, als das, was ihn davon zurück hielt. Auf der einen Seite sehnten sich Deutschlands Magnaten nach Ruhe: sie waren der Bewegung, welche die häufigen Reichstage verursachten, eben so überdrüssig, als des damit verknüpften Aufwandes

und wünschten daher eine Aussöhnung des Kaisers mit dem Papste zu erzwingen. Auf der andern war in den bisherigen Kriegen eine Menge von Abenteurern und Glücksrittern entstanden, welchen die Bemühungen des alten Kaisers um die Erhaltung des Friedens anstößig waren. Von beiden Partheien wurde der junge Heinrich gleich sehr bestürmt, sich gegen seinen Vater zu erklären; und wer möchte daran zweifeln, daß auch der römische Hof ihn aufgefordert habe, sich der bedrängten Kirche anzunehmen? Heinrich ließ sich also nach und nach bereden, daß es keine Sünde sey, einem eigensinnigen Vater nicht Wort zu halten. Als nun am 12. December 1104 der Kaiser bei Fritzlar stand, um gegen einige Widerspenstige vorzurücken, erscholl auf einmal des Morgens die Nachricht, der junge König sey mit Mehreren aus dem Lager entflohen, weshalb und wohin wisse niemand. Nicht lange darauf erfuhr man, er sey in Baiern angelangt, und habe sich daselbst mit dem Markgrafen Theobald von Vohburg, mit dem Grafen von Sulzbach und mit mehreren Andern vereint und dem Papste gegen Lösung des Bannes Gehorsam versprochen. Vergeblich bemühete sich der alte Kaiser, ihn zur Pflicht zurückzuführen; die Antwort war: er müsse sich des Bannes entledigen. Deutschland war von jetzt an in zwei große Partheien getheilt, von welchem die eine dem Vater, die andere dem Sohne anhing. Verstärkt durch die Sachsen, wendete sich der Sohn gegen Mainz zur Bekämpfung des Vaters; allein er wurde zurückgeschlagen und bei Regensburg vom Vater überrascht. Eine große Schlacht sollte entscheiden, als die Großen eine Versöhnung versuchten: ein Geschäft, bei welchem alles so sehr

zum

zum Nachtheil des Vaters ausschlug, daß dieser einer Gefangenschaft nur durch die Flucht nach Böhmen entrinnen konnte.

Ganz in den Händen der Geistlichkeit, bestätigte der junge Heinrich auf einem Reichstage zu Nordhausen die Rechte der Prälaten mit Umgehung der Frage, wem die Investitur gebühre. Der Kaiser wollte auf einem Umweg von Böhmen nach Mainz zurück gehen, dessen Bürger ihm auf jede Probe ergeben waren, als sein Sohn einen Reichstag dahin ausschrieb, und, um die Entwürfe seines Vaters noch mehr zu vereiteln, Speier besetzte. Durch den sich versammelnden Reichstag sah der alte Kaiser sich so in die Enge getrieben, daß er von Koblenz aus Friedensanträge zu machen genöthigt war. Er erbot sich also, das Erbrecht seines Sohnes anzuerkennen und ihm das halbe Reich abzutreten. Zwischen Vater und Sohn fand eine Unterredung statt, worin jener diesen auf den Knieen bat, seiner kindlichen Pflicht eingedenk zu seyn, dieser hingegen nicht minder dringend flehete, daß der Kaiser dem Papste und dem ganzen Reiche nachgeben, und ihn nicht zwingen möge, um des himmlischen Vaters willen den leiblichen zu vergessen: ein Auftritt, der mit Achtung für den Vater, mit Mitleid für den Sohn und mit gleichem Bedauern für Beide erfüllt. Heinrich wollte Anfangs seinen Sohn nach Mainz begleiten; doch, von Reue ergriffen, kehrte er wieder um. Eine förmliche Gefangenschaft war die Folge dieses Wankelmuths. Man brachte den alten Kaiser erst nach Bingen und von da nach Bockelnheim in Verwahrung. Durch päpstliche Legaten wurde sein Schicksal auf dem Reichstage zu Mainz entschieden; denn diese drangen

darauf, daß er die Krone niederlegen, und, um ein ehrliches Begräbniß zu erhalten, sich dem Papste zum zweiten Male zu Füßen werfen sollte. Die letztere Schmach ersparten ihm die Stände durch die Bemerkung, daß er tief genug gebeugt sey.

Zur Aushändigung der Reichs-Insignien genöthigt, trat der Kaiser den 3. Dezember 1105 seinem Sohn das Reich ab. Dieser wurde am folgenden Tage von den Ständen abermals zum König gewählt; nach Rom aber schickte man Gesandte, welche dem Papste von dem Hergang der Sache unterrichten und zu einer Reise nach Deutschland auffordern mußten, damit dieses Land völlig entsündigt werden möchte: die erste Obedienz-Gesandtschaft, die erste Herabsetzung der Kaiser- und Königswürde! Heinrich der Vierte entkam zwar aus seinem Gefängnisse; doch alle Bemühungen, seine Lage zu verbessern, waren vergeblich, weil die von Benediktinern regierte Welt gefühllos für seine Leiden war. Er starb den 7. August 1106 zu Lüttich im äußersten Elende. Sein treuer Bischof Otbert ließ ihn zwar in der Domkirche anständig begraben; aber auf Befehl der päpstlichen Legaten mußte die Leiche wieder ausgegraben und auf einer kleinen Insel der Maas zur Schau gestellt werden, bis der Papst den Bann gelös't haben würde. Der junge König vermochte nur, daß die Leiche, nicht lange darauf, nach Speier gebracht wurde. Hier stand sie in einer ungeweiheten Kapelle fünf Jahre lang, bis es endlich den Weltmonarchen zum Rom beliebte, den Bann aufzuheben und eine Bestattung in geweiheter Erde zu erlauben. So endigte sich dieser Triumph, bei welchem es, wie wir gesehen haben, von Seiten

des römischen Hofes nicht an den gemeinsten Leidenschaften fehlte, vorausgesetzt, daß nicht Berechnung im Spiel war: denn eine priesterliche Regierung muß, um des großen Haufens willen, nicht selten den Anstand gegen ihr besseres Gefühl verletzen.

Man kann das, was bisher in dem Kampf der geistlichen Macht mit der weltlichen geschehen war, als das allmählige Ergebniß jener Politik betrachten, nach welcher Otto der Erste sein königliches Ansehn vorzüglich auf geistliche Beamte gestützt hatte. Als die Grafenrechte in großer Allgemeinheit auf den Klerus übergegangen waren, konnte die von dem Benediktiner-Orden durch Gregor den Siebenten eingeleitete Revolution nicht mislingen; durch ihr Ausbleiben würde sogar der natürliche Entwickelungsgang unterbrochen worden seyn. Dennoch war selbst dadurch nur wenig geleistet, daß Paschalis der Zweite, unterstützt von dem Aberglauben seiner Zeit, einen deutschen Kaiser eben so abgesetzt hatte, wie mehrere seiner Vorgänger von den Kaisern des sächsischen Hauses waren abgesetzt worden. Alle Gesellschafts-Verhältnisse waren sogar dadurch verschlimmert. Bezogen auf die Bedürfnisse der Gesellschaft, steht die Theilung der Gewalt in geistliche und weltliche in dem möglich größten Einklange mit den gesellschaftlichen Bedürfnissen, nur daß die Wirkungs-Kreise der beiden Gewalten sich nicht durchschneiden dürfen. Will die Gewalt des Unterrichts, geistliche Gewalt genannt, zugleich verwalten und bestrafen: so ist es um alle Ordnung geschehen und die Gesellschaft in ihr ursprüngliches Chaos zurückgestürzt. Die geistliche Gewalt selbst kann unter dieser Bedingung nicht ihren Charakter behaup-

ten, nach welchem sie eine bloße Präventiv-Kraft bildet. Man kann also auch nicht umhin, die Einsicht derjenigen Erzbischöfe und Bischöfe zu loben, welche, allen Aufforderungen zum Abfall zum Trotz, es standhaft mit dem Kaiser hielten, und nicht eher wichen, als bis sie sich vom Schicksal selbst bezwungen sahen. Diese Männer sahen unstreitig vorher, daß die Vermengung der geistlichen Gewalt mit der weltlichen, nichts so sicher herbei führen werde, als den Untergang der ersten dieser Gewalten.

Indeß blieb den Päpsten keine andere Wahl, als auf dem einmal betretenen Wege fortzuwandeln. Nichts nöthigte sie noch mehr dazu, als der Fortgang der Kreuzzüge, welcher zur Stiftung des Königreichs Jerusalem geführt hatte; denn um dies Königreich zu behaupten, mußten sie eine freiere Verfügung über die gesellschaftlichen Kräfte haben. Der Investitur-Streit konnte also von ihnen nicht aufgegeben werden, so lieb ihnen ihr Ansehn und so schwer die Rolle war, die sie im zwölften Jahrhundert zu spielen hatten. Was sie in diesem Streite am meisten unterstützte, war die Eroberung Englands durch Wilhelm von der Normandie. Die Könige Frankreichs, seit dem Ende des neunten Jahrhunderts auf die Verwaltung ihres besonderen Domäns beschränkt, fühlten sich mehr, als je, gelähmt, seitdem jene Eroberung im Jahre 1066 gelungen war; denn da der neue König von England nicht aufhörte, Herzog der Normandie zu seyn, so kam den souveränen Herzogen und Grafen des französischen Reichs die Kraft zu Statten, die jener durch die Unterjochung Englands gewonnen hatte, während sich eben diese Kraft den Königen Frankreichs entgegen stellte, so oft sie,

ihrer Bestimmung und ihrer Pflicht gemäß, darauf ausgingen, die Einherrschaft an die Stelle der von Hugo Capet bewilligten Vielherrschaft zurückzuführen. Leicht wundert man sich über die Nachgiebigkeit, womit Frankreichs Könige bis auf Philipp dem Schönen, d. h. bis zum Schlusse der Kreuzzüge, sich den Anordnungen und Aussprüchen tyrannischer Päpste unterwarfen; allein man finden den Schlüssel zu diesem Räthsel, sobald man auf die höchst nachtheilige Lage eingeht, worin sich diese Könige befanden: eine Lage, welche die Päpste berechtigte, bald im Süden, bald im Norden des französischen Reichs Konzilien auszuschreiben, ohne daß es dazu der Erlaubniß der Könige bedurfte. Wie dies auf Deutschland zurück wirkte, ist kaum ein Gegenstand der Erörterung. Als Heinrich der Erste, König von England, sich mit dem Könige von Deutschland in einem und demselben Falle befand, das Investitur-Recht zurückfordern zu müssen: so antwortete Paschalis der Zweite dem diese Unterhandlung betreibenden Erzbischof Anselm: „König Heinrich irre sehr, wenn er glaube, daß er (der Papst) dieses Recht an den König der Deutschen zurückgeben werde; er hoffe vielmehr den Uebermuth der Deutschen zu bändigen, und wenn Heinrich der Fünfte in die Fußtapfen seines bösen Vaters (paternae nequitiae) treten sollte, so werde er das Schwert des heiligen Petrus fühlen."

Der Uebermuth der Deutschen war einzig darin gegründet, daß sich bei ihnen die Einheit besser bewahrt hatte, als in den übrigen Reichen Europa's, wie sehr sie übrigens auch zur Auflösung in Vielherrschaft hinneigen mochte. Heinrich der Fünfte selbst bereuete seine Nachgiebigkeit ge-

gen Paschalis den Zweiten, sobald er nach dem Tode seines Vaters zu dem rechtmäßigen Besitz des deutschen Throns gelangt war. Was ihn zur Reue bewog, braucht kaum gesagt zu werden: er hatte das Schicksal, das Thronfolgern öfters widerfuhr, welche, so lange sie die Dinge aus einer gewissen Ferne betrachteten, leicht zu Tadlern wurden, und ihren Irrthum nicht eher eingestanden, als bis sie dahin gekommen waren, daß sie ihren Tadel rechfertigen sollten. Was er auch thun mochte, den Papst für sich zu gewinnen: Paschalis der Zweite blieb unerbittlich, weil er es bleiben mußte, wenn die geistliche Oberherrlichkeit gerettet werden sollte. Er ging sogar noch einen Schritt weiter, indem er zu Troyes ein Konzilium veranstaltete, auf welchem den Fürsten nicht bloß die Ausübung des Investitur-Rechts förmlich untersagt, sondern auch jede Lehnsverbindlichkeit der Geistlichen gegen Weltliche aufgehoben wurde. Seine Unumschränktheit an den Tag zu legen, suspendirte der Papst den Erzbischof von Mainz und den Bischof von Konstanz, weil sie, aus allzu großer Gefälligkeit gegen den Kaiser, der Kirchenfreiheit etwas vergeben haben sollten, und brachte mit universalmonarchischer Willkür französische Bischöfe an ihre Stelle, den Unterschied der Nationen als etwas behandelnd, das gar nicht in Betracht zu kommen verdiene. Als Heinrich der Fünfte gegen dies Verfahren protestirte, wurde ihm die Frist Eines Jahres zugestanden und die Beilegung des Streits bis zu dem Augenblicke verschoben, wo er in Rom die Kaiserkrone empfangen würde. Die Monarchen ließen sich herab, die Investituren aus päpstlichen Indulten ertheilen zu wollen; doch selbst dies wurde nicht gebilligt, nicht sowohl, weil die Unum-

schränktheit darunter gelitten haben würde, als weil Paschalis fühlte, daß über den Grad der Gewalt nichts so sehr entscheidet, als die Summe der Machtmittel, und folglich damit umging, auf das unbeschränkte Investitur-Recht eine Besteuerung zu gründen.

Es war im Jahre 1110, also etwa vier Jahre nach dem Tode seines Vaters, als Heinrich der Fünfte an der Spitze von dreißig tausend Geharnischten nach Italien aufbrach, um die Kaiserkrone zu empfangen, von welcher in diesen Zeiten angenommen wurde, daß sie nur in Rom ertheilt werden könnte. In Heinrichs Gefolge befanden sich mehrere Rechtskundige, welche die Bestimmung hatten, das Investitur-Recht des Königs zu vertheidigen. Von der ronkalischen Ebene bei Piacenza aus leitete Heinrich selbst die Unterhandlungen mit der Markgräfin Mathilde; und da beide keine genügenden Gründe zu einer offenen Feindschaft hatten: so kam es leicht dahin, daß Mathilde den König als ihren Oberherrn erkannte, und dafür die Bestätigung ihrer Rechte und Besitzungen, so wie das Versprechen erhielt, daß der König nichts gegen den Stuhl des heili. Petrus unternehmen wolle. St. Peters Schwert blieb entweder in der Scheide stecken, oder, wenn dies nicht der Fall war, so brachte es doch keine größere Wirkungen hervor, als der Komet, der im Jahre 1110 so Viele erschreckte. Verlassen von den Normannen Unter-Italiens, nicht minder verlassen von den Franzosen, glaubte Paschalis der Zweite mit Vorsicht zu Werke gehen zu müssen.

Ehe Heinrich der Fünfte vor Rom erschien, fand er in Sutri Abgeordnete des Papstes, welche ihm Vergleichsvorschläge machten. Der Papst bestand hinsichtlich der

Kirchenämter auf Wahlfreiheit, also auf dem ewigen Verlust des Investitur-Rechts; dagegen wollte er gestatten, daß die Stifter alle, seit Karls des Großen Zeiten erhaltenen Regalien, d. h. Städte, Herzogthümer, Markgrafschaften, Münzen, Zölle, Marktrechte, Voigteien, Zentgerichte, Festungen, Schlösser, Landgüter u. s. w. zurückgeben sollten. Nur der apostolische Stuhl sollte von dieser Regel ausgenommen seyn, und auch in Hinsicht seiner Besitzungen als unabhängig betrachtet werden, indeß die übrige Geistlichkeit sich mit den Zehnten und den freiwilligen Gaben gläubiger Seelen, so wie mit ihren selbsterworbenen Gütern, begnügen sollte.

In diesem Vorschlage lag eine handgreifliche List; denn wie ließ sich wohl annehmen, daß die gesammte Geistlichkeit damit einverstanden seyn würde? Dazu kam, daß, wenn der König der Deutschen auch die Ausstattung der Staatsämter zurückerhielt, mit derselben doch nicht die Personen gegeben waren, denen man die Aemter anvertrauen konnte. Mit Einem Worte: das Geistliche war in diesen Zeiten so stark mit dem Zeitlichen oder Weltlichen vermengt, daß jener Patriarch von Konstantinopel, dem man das Letztere nehmen wollte, nicht mit Unrecht sagte, das Erstere gehe in den Kauf. Dennoch trug Heinrich der Fünfte kein Bedenken, den Vergleich des Papstes anzunehmen, den vorgeschriebenen Eid zu leisten, die Versicherungsurkunden auszustellen und die Bürgen zu ernennen. Es kam ihm vor allen Dingen darauf an, unverhindert in Rom einzurücken, um den Papst in seine Gewalt zu bekommen.

Mit großer Pracht von Paschalis dem Zweiten empfangen, erwartete er die Feierlichkeit der Kaiserkrönung.

Während die Anstalten dazu getroffen wurden, verbreitete sich das Gerücht, daß Verzichtsurkunden ausgewechselt werden würden, wodurch der Kaiser der Investitur mit Ring und Stab, der Papst den Regalien entsagte. Kaum aber war dies bekannt geworden, als nicht bloß Bischöfe und Aebte, sondern selbst Weltliche (vermöge des Zusammenhanges, worin sie durch das Pfründenwesen mit der Kirche standen) in Aufruhr geriethen. Nicht daß sich die Leidenschaft wider den König gewendet hätte; man sah in ihm vielmehr einen Beschützer und Wohlthäter der Kirche. Dagegen erklärte man die Grundsätze und Bewilligungen des Papstes für ketzerisch, mit dem Zusatze, daß man sich nie gefallen lassen werde, unter seinem angeblich beglückenden Schutze, eine nackte und bloße Heerde zu bilden. Die Bischöfe und Aebte des Abendlandes empfanden und dachten also gerade wie der Patriarch von Konstantinopel, der das Geistliche in den Kauf geben wollte, wenn man ihm das Zeitliche zu nehmen entschlossen wäre.

Während sich hierüber die Krönungsfeierlichkeit verzögerte, und Papst und Kardinäle auf neue Unterhandlungen hinwiesen, trat ein deutscher Ritter mit den Worten ein: „Wozu so viel Weitläufigkeiten? Wißt, daß unser Herr, der König, die Kaiserkrone eben so empfangen will, wie sein Vorfahr, Karl der Große!“ Da der Papst sich dessen weigerte, so versicherte man sich der Zugänge, und ehe Paschalis entfliehen konnte, sah er sich mit seinen sämmtlichen Kardinälen gefangen genommen. Sogleich

erfolgte von Seiten der Römer ein Aufstand; und da in demselben viele Deutsche ihr Leben einbüßten, so fand Heinrich für gut, Rom zu verlassen, doch nicht ohne den Papst und die Kardinäle mit sich zu führen. Jetzt ließ der Papst sich erweichen; doch verflossen darüber nicht weniger als zwei Monate, und dem klugen Benehmen Heinrichs mußten die Vorstellungen des Herzogs Welf, so wie die Bitten der für ihre Landgüter besorgten römischen Großen zu Hülfe kommen, ehe Paschalis sich entschloß, den König gegen das Versprechen des Gehorsams im Besitz der angestammten Rechte zu lassen. Der Vertrag, welcher nun zu Stande kam, lautete so: „Der König wird den Papst und die Kardinäle frei lassen, ihren Personen und Gütern Sicherheit zugestehen, und der Kirche, wiewol mit Vorbehalt der Rechte des Reichs, gehorsamen: der Papst wird den König nie in den Bann thun, oder wegen des Geschehenen beunruhigen; er überläßt ihm, nach vorangegangener freier Wahl, die Belehnung mit Ring und Stab, worauf die Weihe von dem Erzbischofe oder Bischofe erfolgt; Streitigkeiten über die Wahl entscheidet der König, und jeden Uebertreter dieser Bestimmungen trifft der Bann." Im Besitz dieser Urkunde zog der König nach Rom zurück, nachdem dreizehn Kardinäle und eben so viel Fürsten den Vertrag beschworen hatten; der Papst hielt ein Hochamt, empfing, zum Zeichen der Aussöhnung mit dem Kaiser, das Abendmal in getheilter Hostie, ließ das Investitur-Recht als ein von ihm dem Kaiser bewilligtes Privilegium ausfertigen, und krönte sodann den Kaiser. Vergnügt über diesen Ausgang der Sache, ging Heinrich der Fünfte nach Deutschland zurück.

Unstreitig hatte Heinrich sehr viel erhalten. Vergleicht man jedoch die so eben beschriebenen Auftritte mit dem, was unter den Ottonen vorgegangen war: so kann man sich schwerlich verblenden gegen den Unterschied der Zeiten und gegen die Fortschritte, welche das Priesterthum bis zu einer anerkannten Oberherrlichkeit gemacht hatte. Dahin war es also gekommen, daß der Kaiser ein ihm zustehendes Recht aus den Händen des Papstes als ein Privilegium zurück erhielt! Die Unterordnung war hierdurch erklärt, und eine Thatsache vorhanden, welche bewies, daß man ein halbes Jahrhundert hindurch nicht vergeblich gekämpft hatte.

Die Priesterparthei hätte sich hiermit begnügen können; auch würde sie zufrieden gewesen seyn, wenn im Kampfe feindseliger Kräfte nicht jede Nachgiebigkeit eine Aufmunterung zu größeren Forderungen mit sich führte, und wenn die Natur der Theokratie auf etwas Anderes abzweckte, als auf Unumschränktheit.

Heinrich der Fünfte war kaum als Kaiser nach Deutschland zurückgegangen, als die Mönche den heiligen Vater mit den bittersten Vorwürfen überschütteten. Diese Klasse, welche sich in den letzten dreißig Jahren nach demselben Gesetz vermehrt hatte, nach welchem alle thätigen Kräfte der Gesellschaft den gewinnreichsten Verrichtungen zustreben — diese Klasse fing schon jetzt an, alles zu misbilligen, was ihrem besonderen Vortheile entgegen war. Das lauteste Wort hatten die Benediktiner. Einige nannten den Vertrag des Papstes mit dem Kaiser einen Verrath an den Freiheiten der Kirche, andere betrachteten ihn in dem Lichte einer Ketzerei, alle aber forderten die Wiederherstellung der

alten Ordnung der Dinge; so nannten sie das System ihrer Ansprüche. Paschalis der Zweite war nicht so sehr Statthalter Gottes auf Erden, daß er diesen Rebellen hätte widerstehen können, als sie eine Versammlung veranstalteten, worin der verhaßte Vertrag mit dem Kaiser förmlich verdammt werden sollte. Zwar gab er sich das Ansehn, als ob er sich entschließen könnte, seine Würde nieder zu legen, wenn man seine Autorität nicht anerkennen wolle; doch er war besänftigt, sobald man ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, daß die Rebellion zum Vortheil des heiligen Stuhles sey. Er berief hierauf ein Konzilium nach dem Lateran, worin er den versammelten Geistlichen Frankreichs und Italiens erzählte, wie sehr er von den übermüthigen Deutschen gemishandelt worden, und wie innig er seine Nachgiebigkeit und sein ganzes Betragen verabscheue. Die Versammlung fühlte sich bewegt; und nachdem der Papst erklärt hatte, daß er durch sein Gewissen verhindert werde, den eingegangenen Vertrag zu brechen, kam man ihm freundlich zu Hülfe durch die Betheurung, daß Vertrag und Eidschwüre null und nichtig wären, wenn der Feind Gottes und der Kirche dadurch gewinne.

Paschalis der Zweite erhob sich nicht so sehr über seine Zeitgenossen oder seine Glaubensbrüder, daß er sein Gewissen nicht in den Lehren der Kirche hätte wiederfinden sollen. Doch um den Bann, der erneuert werden mußte, wenn der von ihm beschworne Vertrag aufgehoben werden sollte, nicht selbst auszusprechen, bewog er einen seiner Freunde und Anhänger, den Erzbischof Guido von Vienne, der ein Unterthan des Kaisers war, eine Synode zu veranstalten, auf welcher der Kaiser in den Bann ge-

than würde. Noch andere Erzbischöfe erhielten denselben Auftrag. Zu Vienne nun erklärte man den Kaiser für einen Abtrünnigen, der seinen Herrn, den Papst, geküßt und dann verrathen habe; worauf der Vertrag aufgehoben und der Bann ausgesprochen wurde. Die Absicht dieses Verfahrens, das an mehreren andern Oertern wiederholt wurde, war keine andere, als den Kaiser durch die ganze Christenheit so heftig zu bestürmen, daß er nicht widerstehen könnte. Von dem, was die Wohlfahrt eines Reichs erfordert, war nicht die Rede; nur das Verhältniß des Kaisers zum Papste, der weltlichen Macht zu der geistlichen, faßte man ins Auge, um aus demselben das Umgekehrte von dem zu machen, was es bis auf Gregor dem Siebenten gewesen war. Heimlich verbreitete man, daß der Kaiser gebannt sei; der Papst leugnete es, weil der Bann nicht von ihm ausgegangen war, und der Auftritt, der zwischen ihm und dem Erzbischofe von Vienne gespielt wurde, war genau der jener beiden Angeklagten, welche, vor dem Richter gestellt, dadurch loszukommen suchten, daß der Eine sagte: er habe zwar die gestohlne Sache in seiner Tasche gehabt, sie aber nicht gestohlen; der andere: er habe zwar gestohlen, aber nichts entwendet.

Man vergegenwärtige sich die Lage des Kaisers bei diesen Umtrieben! Mit dem Vorsatz, die Gemüther nicht bloß durch Strenge, sondern auch durch Milde zu gewinnen, war er nach Deutschland zurück gegangen; und diesem Vorsatze gemäß, hatte er sich mit dem Pfalzgrafen Siegfried versöhnt, und seinen Kanzler Adalbert, Grafen von Saarbrück, zur Belohnung seiner Verdienste, auf den

erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben. Auch den Herzog Lothar von Sachsen und den Markgrafen Rudolph hatte er zu sich herüber zu ziehen gesucht, wiewol ihm in dieser Hinsicht nichts gelungen war, weil beide, im Vertrauen auf ihre Macht und ihre entfernte Lage im nordwestlichen Theile von Deutschland, ihre alte Sprödigkeit beizubehalten für gerathener hielten. Unter solchen Umständen sich in allen Erwartungen betrogen zu sehen, würde in jedem Andern die Gefühle des Unwillens und der Erbitterung hervorgerufen haben; Heinrich der Fünfte sah sich aber noch auf eine andere Weise gekränkt, als sein ehemaliger Kanzler Adalbert, um das Pallium zu erhalten, plötzlich von ihm abfiel und in alle Ränke des römischen Hofes einging. Der Kaiser sah sich hierdurch genöthigt, seinen ehemaligen Freund zu Trifels in Gewahrsam zu halten. Diese Verhaftung erfolgte im Jahre 1112, und was Gehässiges in ihr war, wurde durch die Bedrückungen vermehrt, die Heinrich ausüben mußte, um im Besitz der Mittel zu seyn, wodurch man sich Vertheidiger und Anhänger sichert.

Der Streit über den Nachlaß des reichen Grafen Ulrich von Weimar verschlimmerte die Meinung, die man von den wahren Gesinnungen des Kaisers hegte. Pfalzgraf Siegfried, aus dem Hause Anhalt, machte Ansprüche auf die Güter des verstorbenen Grafen; da sich aber diese Ansprüche nur auf weibliche Verwandtschaft gründeten, so wurden sie von dem Kaiser und den versammelten Fürsten verworfen. Dieser Ausspruch war dem alten Lehnrecht vollkommen gemäß; da er aber in eine Zeit fiel, wo die Aus-

schließung der Weiber vom Lehnserbe als ungerecht empfunden wurde und die Vermischung des Allodiums mit dem Lehne die Entscheidungen erschwerte, so konnte es nicht fehlen, daß die Zurücknahme des von dem Grafen Ulrich verwalteten Landes in dem Lichte eines Gewaltstreichs erschien. Pfalzgraf Siegfried erfüllte ganz Sachsen mit seinen Klagen über die Beeinträchtigung, die er erfahren hatte; und die Zustimmung, welche er fand, war um so aufrichtiger gemeint, je offener die Sachsen die Könige des fränkisch-salischen Hauses haßten. An der Spitze des Herzogthums Sachsen stand um diese Zeit der Herzog Lothar, vom Kaiser eingesetzt, nachdem das Geschlecht der Billungen ausgestorben war. Dies hielt jedoch den Herzog nicht ab, sich Siegfrieds anzunehmen, der sein Schwager war. Noch andere Freunde fand Siegfried in dem Markgrafen Rudolph, in den Grafen Ludwig von Thüringen und Wiprecht von Groitsch, in den unruhigen Bischof von Halberstadt und in seiner Schwiegermutter Gertrud, welche den braunschweigischen Landen vorstand. Ein Bürgerkrieg war im Anzuge.

Ihn abzuwenden, berief Heinrich der Fünfte die Misvergnügten nach Erfurt, damit sie ihr Betragen vor ihm und den Fürsten rechtfertigen möchten. Da sie nicht erschienen, so wurden sie geächtet, worauf der Kaiser mit seiner Heeresmacht vordrang und sich nicht bloß der Festung Horneburg, sondern auch Halberstadts bemächtigte, dessen Mauern er niederreißen ließ. Erst im folgenden Jahre stellten sich die Misvergnügten dem kaiserlichen Feldherrn, Hoyer von Mansfeld, entgegen. Sie wurden unweit Quedlinburg geschlagen; und indem Pfalzgraf Siegfried tödlich

verwundet, Wiprecht von Groitsch aber gefangen genommen wurde, gewann es den Anschein, als könnte ein Friede von längerer Dauer eintreten. Unglücklicher Weise lebte man in Zeiten, wo die Autorität so fehlerhaft abgestuft war, daß regieren und schlagen nicht wesentlich von einander verschieden waren. Heinrich, welcher im Königreich Burgund den aufsätzigen Grafen Raimund von Bar gedemüthigt hatte, versöhnte sich auf dem Reichstage zu Worms mit dem Grafen Ludwig von Thüringen und mit dem Bischof Reinhard von Halberstadt, brachte dadurch den Herzog Lothar von Sachsen mehr in seine Gewalt, und sah, nach seiner Vermählung mit Mathilden, der Tochter Heinrichs des Ersten von England, in eine, wie er glaubte, heitere Zukunft, als, vom Jahre 1115 an, eine Empörung wider ihn ausbrach, die keinen anderen Zweck hatte, als die von ihm bedrohete Vielherrschaft zu retten und die Entstehung der Einherrschaft zu verhindern. Wesentlich rührte diese Empörung von der Geistlichkeit her, die den Ansprüchen des Papstes zu Hülfe kommen wollte. Die Hauptrollen spielten der Erzbischof Friedrich von Köln und der Erzbischof Adelgot von Magdeburg. Mit ihnen verbündet waren der Herzog Gottfried von Nieder-Lothringen, die Grafen von Jülich, Zütphen, Limburg und Arensberg; auch fehlten die alten Feinde des Kaisers nicht, die in Gemeinschaft mit dem Herzog von Sachsen handelten. Dieser benutzte die gleichzeitig in Köln, in Westphalen, in Friesland und in Lothringen ausgebrochenen Unruhen, um gegen den Kaiser ins Feld zu rücken. Die Schlacht beim Welferholze, in welcher der Graf Hoyer von Mansfeld blieb, war so entscheidend, daß Heinrich Sachsen aufgeben

und sich nach Oberdeutschland zurückziehen mußte, wo er sich nur durch die Macht des welfischen und des hohenstaufischen Hauses behaupten konnte. Die Mainzer zwangen ihn unter diesen Umständen zur Freilassung ihres Erzbischofs; und kaum hatte Adalbert seinen Kerker verlassen, als er sich an den päpstlichen Legaten anschloß, und diesen bewog, unter Lothar's Schutz den Bann des Kaisers, von Köln aus, bekannt zu machen.

Die Dinge hatten einen Punkt erreicht, auf welchem man sich nur durch ausserordentliche Maßregeln retten kann; und zur Ergreifung einer solchen bot das Schicksal dem Kaiser Gelegenheit in dem Hintritt der Markgräfin Mathilde, welche, in einem Alter von 69 Jahren, am 24sten Juli 1115 in der Burg Bondeno bei Reggio gestorben war. Vermöge einer Schenkung, welche im Jahre 1102 erneuert war, machte der Papst Ansprüche auf Mathildens Erbe; andere Ansprüche machte Herzog Welf in Folge seiner früheren Eheverträge; die von Mathildens Autorität bisher abhängigen Städte strebten nach Autonomie, belebt von dem Geiste eines Republikanismus, der jede Fessel verschmäht. Welche Aussicht auf vermehrte Macht, wenn es gelang, alle diese Ansprüche zu Boden zu schlagen, und das reiche Erbe für sich zu behalten! Für Heinrich den Fünften kam die Ueberzeugung hinzu, daß er den Reichsfrieden nur durch Einwirkungen auf den Papst an der Spitze eines Heers erzwingen würde. Er warf sich also in dies neue Abenteuer. Als er in Italien angelangt war, bestätigte Paschalis der Zweite zwar die wider ihn ausgesprochenen Bannflüche, wo und wie sie auch erfolgt seyn mochten; doch als der Kaiser sich der Hauptstadt des

Kirchenstaats näherte, entwich der Papst nach Benovant, wo er nicht lange nach seiner Ankunft starb.

Kaum war die Nachricht von seinem Tode in Rom angelangt, so schritten die Kardinäle, um ihre Wahlfreiheit ungeschmälert zu erhalten, zu einer neuen Papstwahl, die, nach vier Tagen, den bisherigen Kanzler der römischen Kirche, Johann von Gaetta, auf den Stuhl Petri erhob. Er nahm nach seiner Erhebung die Benennung Gelasius der Zweite an, und wurde, als bisheriger Gehülfe Urbans des Zweiten und Paschalis des Zweiten, es nicht an seinem Widerstande gegen die bevorstehenden Eroberungen des Kaisers haben fehlen lassen, wenn nicht eine starke Volksparthei, deren Mittelpunkt Cencius Franzipiani war, seine Erwählung gemißbilligt und sich zugleich Gewaltthätigkeiten aller Art, sogar Beschimpfung und Mißhandlung des Oberhaupts der Christenheit, erlaubt hätte. Hierdurch aufgemuntert, verlangte der Kaiser, unstreitig um seinen Einfluß auf die Papstwahl geltend zu machen, „daß Gelasius sich in seiner Gegenwart einer neuen Wahl unterwerfen, und seinen mit Paschalis dem Zweiten geschlossenen Vertrag bestätigen sollte.“ Der neue Papst, welcher diesen Antrag weder seiner persönlichen Sicherheit, noch der Würde der Kirche gemäß fand, machte sich zwar verbindlich, eine Kirchenversammlung nach Mailand oder Cremona zu berufen, auf welcher alle Streitigkeiten zwischen der geistlichen und weltlichen Macht erledigt werden sollten; da aber der Kaiser, unzufrieden mit dieser Antwort, in Eilmärschen nach Rom aufbrach, und diese Stadt ringsum besetzte: so hielt Gelasius es für gerathen, nach Frankreich zu entweichen, was ihm unter bedeutenden Ge-

fahren glückte. Hier starb er, bald nach seiner Ankunft, im Kloster zu Clugny, nachdem er den anwesenden Kardinälen den Rath ertheilt hatte, den Feinden der Kirche den Sieg nicht durch Zögerung und Uneinigkeit bei der Wahl eines neuen Papstes in die Hände zu geben, sondern ohne Zeitverlust einen wohlgesinnten und starkherzigen Mann zu wählen. Als solchen bezeichnete er den Bischof Guido von Vienne, der den Kaiser zuerst in den Bann gethan hatte.

Der Tod des Gelasius war den 29. Januar 1119 erfolgt. Zwei Tage darauf war Guido zum Papste erhoben. Seinem priesterlichen Charaktertrotz kam eine vornehme Verwandtschaft zu Hülfe; denn sein Vater, Wilhelm der Zweite, war Graf von Burgund, und seine Schwestern waren an die Grafen von Montferrat, von Savoyen und Flandern verheirathet, während eine seiner Nichten den französischen Thron mit Ludwig dem Sechsten theilte. Als Papst nahm Guido die Benennung Kalixt der Zweite an, und indem er sich ungesäumt der sächsischen Parthei anschloß, erklärte er ohne Rückhalt, daß er sich mit dem Kaiser, seinem Vetter, nur in so fern versöhnen würde, als dieser dem Investitur-Rechte offen und ehrlich entsagte. Die Forderung des römischen Stuhls war also, bei allen Widerwärtigkeiten, unverändert dieselbe.

Inzwischen hatte Heinrich der Fünfte, nach der Entweichung des Papstes Gelasius des Zweiten aus Rom, den Erzbischof Mauritius Burdinus von Braga zum Papste wählen lassen; und dieser, dem Volke vorgestellt, und unmittelbar darauf im Lateran am Pfingstfeste gekrönt, hatte die Benennung Gregor der Achte angenommen. Es

gab also einen Papst und einen Gegenpapst; doch nicht zum Vortheil des Kaisers, weil die Gunst demjenigen blieb, der fern vom kaiserlichen Einfluß auf den Stuhl des heiligen Petrus war erhoben worden. In Italien selbst bildete sich, unter dem Schutze des Erzbischofs Jordanus von Mailand, eine so starke gegenkaiserliche Parthei, daß Heinrich genöthigt war Rom zu verlassen, um seinen Freunden und Anhängern in Oberitalien zu Hülfe zu eilen. Noch heftiger wüthete der Bürgerkrieg in den meisten Theilen Deutschlands. In Schwaben, Franken und der Pfalz hatten die dem Kaiser ergebenen Fürsten, seit Heinrichs Entfernung nach Italien, zwar auf die Erhaltung der Ordnung und Ruhe hingewirkt, doch ihren Zweck unter großen Anstrengungen nur im südwestlichen Deutschland erreicht. In allen übrigen Theilen waren ihre Bitten und Ermahnungen ohne Erfolg geblieben. Fürsten kämpften gegen Bischöfe, oder umgekehrt, und an diese Hauptfehden reiheten sich Plünderungszüge von Edelleuten, welche die Arbeit des Krieges jeder andern vorzogen. Man raubte, mordete, verwüstete, ohne zu wissen warum; so unfehlbar löset sich die Gesellschaft in ihre Bestandtheile auf, sobald die Autorität, die über die Ordnung zu wachen bestimmt ist, auch nur zweifelhaft wird. In Würzburg veranstalteten die Sachsen eine Versammlung, deren Beschluß dahin ausfiel, daß der Kaiser abgesetzt werden sollte, wenn er sich weigerte, ihnen und der Kirche Genugthuung zu geben. Es läßt sich kaum errathen, was sie bei diesem Entschlusse mehr im Auge hatten, die Kirche oder den Staat.

Heinrichs erste Zurückkunft nach Deutschland vermehrte

zwar die Uebel, womit dies Land zu kämpfen hatte; denn wie hätte er wohl vermeiden können, die Summe der Zerstörungen zu mehren? Doch brachte er es durch seine heftige Einwirkungen dahin, daß zu Tribur ein Reichstag gehalten wurde, auf welchem man sich über die Wiederherstellung des Friedens und über die Zurückgabe dessen vereinigte, was dem Reiche, d. h. dem deutschen Königthume kundbar gehörte. Freilich war es leichter, eine Regel aufzustellen, als sie durchzuführen: der Landfriede fand seine Hindernisse in der Verwilderung, die sich aus Bürgerkriegen entwickelt; die Kronrechte aber waren zu allen Zeiten allzu unbestimmt geblieben, als daß irgend ein Abschnitt der Vergangenheit hätte zur Norm dienen können. Am wenigsten ahnete man in diesen Zeiten, daß die Natur der Gesellschaft, indem sie zu einer höheren Entwickelung der schaffenden Kräfte hinleitet, jedes auf Zahlen zurückgeführte Maß von Machtmitteln verwirft.

Auf diesem Reichstag erschienen auch die Gesandten der beiden Päpste; allein es kam zu keiner Erörterung dessen, worüber geistliche und weltliche Macht sich entzweit hatten, indem der Kaiser versprach, daß er auf der nächsten Kirchenversammlung erscheinen werde, um die Einheit zwischen Kirche und Reich wieder herzustellen. Kalixtus der Zweite, der seinen Nebenbuler zu verdrängen wünschte, ließ dem Kaiser durch seine Vertrauten (den Bischof von Chalons und den Abt von Clugny) vorstellen, wie wenig er durch die Entsagung einer Belehnung mit Ring und Stab verlöre, wenn er dem Beispiele der Könige von Frankreich folgen wollte, die diese Belehnung nie gekannt, und doch in Hinsicht alles dessen, was die Geistlichkeit dem

Staate zu leisten habe, nie das Mindeste entbehrt hätten. Heinrich der Fünfte ging hierauf mit der Versicherung ein, daß er nie mehr verlangt habe; und nun wurden sogleich schriftliche Bedingungen entworfen, welche der Papst ohne weiteren Anstand genehmigte. Zwischen Heinrich und Kalixt sollte zu Pont a Mousson eine Zusammenkunft Statt finden; diese zerschlug sich jedoch, weil man dem Kaiser nicht traute, und weil noch andere Bedenklichkeiten eintraten, über welche man nicht hinweg kommen konnte. Da inzwischen Kalixt der Zweite ein Konzilium nach Rheims ausgeschrieben hatte: so war darauf zu rechnen, daß die Streitigkeiten des Kaisers mit dem Papste auf demselben würden geschlichtet werden. Wirklich lag es nur an dem Papst und seinen ersten Rathgebern, daß sie nicht geschlichtet wurden. Nach einem Gesetzesentwurf, den der Papst vorlegte, wurde den Laien alle und jede Belehnung mit geistlichen Besitzungen untersagt. Die Vieldeutigkeit dieses Ausdrucks verursachte, von Geistlichen sowohl als von Weltlichen, so viel Widerspruch, daß man sich zuletzt genöthigt sah, auf das zurückzukommen, was schon früher über Belehnung, Pfründenkauf, Ehelosigkeit der Geistlichen u. s. w. gesetzlich gewesen war. Damit hing denn freilich der Bann zusammen, welcher über den Kaiser und Gregor den Achten ausgesprochen wurde. Nicht weniger als 427 geistliche Väter hörten des Papstes Fluch schweigend an, und bestätigten ihn sodann mit lauter Stimme, während sie ihre brennenden Kerzen senkten und auslöschten.

Gregor der Achte, diese Kreatur Heinrichs, gerieth nicht lange darauf in Kalixtus Hände, und mußte sich die Wanderung in ein Kloster gefallen lassen, wo er den Rest

seiner Tage beschloß. Heinrich wollte gleichgültig bleiben gegen die ihm wiederfahrene Schmach; allein er machte sehr bald die Entdeckung, daß das Ansehn eines Fürsten sich mit nichts weniger verträgt, als — mit einer unfreiwilligen Vereinzelung. Als nicht bloß Aebte und Mönche sich von ihm zurückzogen, sondern auch der Erzbischof Friedrich von Köln Aufforderungen zum Abfall bis nach Italien ergehen ließ, der Erzbischof von Trier für neu ertheilte Vorrechte zu dem Papste übertrat, und der nach Worms ausgeschriebene Reichstag von Fürsten und Prälaten fast gar nicht besucht wurde: da fühlte Heinrich nur allzu tief, daß es ihm nicht erlaubt sei, in seiner Gleichgültigkeit zu beharren. Eine Aussöhnung mit den sächsischen Fürsten schien ihm nothwendig für die Wiederherstellung seiner Autorität. Eine solche wurde nun zwar unter Vermittelung des Grafen von Arensberg zu Goslar zu Stande gebracht; allein sie blieb ohne Erfolg, weil, was auch die Fürsten zur Erhaltung des Friedens thun mochten, die Geistlichen in ihrem Ungehorsam beharrten. Die Maßregeln, welche der Kaiser gegen Mainz ergriff, um diesen Mittelpunkt der Unzufriedenheit in seine Gewalt zu bringen, führten sogar einen neuen Krieg dadurch herbei, daß der Erzbischof Adalbert die sächsischen Fürsten zu sich herüber zog. Der ungewisse Ausgang einer Schlacht bestimmte unter diesen Umständen den Kaiser, das Versprechen zu geben: „daß er künftig die öffentlichen Angelegenheiten nicht nach Willkür, sondern nach dem Rath und Urtheil der Fürsten behandeln wolle." In der Sache des Erzbischofs von Mainz sollten zwölf von beiden Theilen ernannte Schiedsrichter den Ausspruch thun.

So entstand der Reichstag zu Würzburg, auf welchem dem Reiche alles Weltliche, der Kirche alles Geistliche, den Beraubten aller Raub, den Erben alle Erbschaften, kurz jedem sein Eigenthum zugesprochen wurde, nur daß es wiederum unmöglich war, die Gränzlinie zwischen dem Geistlichen und dem Weltlichen auf eine solche Weise zu ziehen, daß der hierüber obwaltende Streit sein Ende in der Aufhellung dieser schwankenden Begriffe hätte finden können. Um das Gesuchte zu finden, wurde eine Gesandtschaft nach Rom beliebt, wo Kalixtus der Zweite sich nach der Entfernung seines Nebenbuhlers, in seinem Ansehn befestigt hatte. Dieser Papst fühlte die Nothwendigkeit, in dem Investitur-Streite zu einem bleibenden Ergebnisse zu gelangen. Weniger eigensinnig als seine Vorgänger, ließ er sich also den Unterschied gefallen, den man zwischen Ertheilung der geistlichen Würde, und Ertheilung der Lehnschaften machte; und auf dieser Grundlage kam im Jahre 1122 jener berühmte Reichstag von Worms zu Stande, auf welchem ein Legat und zwei andere Kardinäle den Kaiser von dem Bann befreieten und darauf einen Vergleich mit ihm schlossen. Dieser Vergleich bestand darin, daß der Kaiser den Kirchen gänzliche Wahlfreiheit zugestand, und sich nur das Recht vobehielt, Bevollmächtigte zu den Wahlen zu senden und den Neuerwählten, nach ihrer Einweihung, die Belehnung mit dem Hoheitsrechte vermittels des Zepters zu ertheilen, so daß die Investitur mit Ring und Stab dem heiligen Petrus überlassen blieb. Jenes Lehnsband, das die Bischöfe an die Kaiser knüpfte, ward also nicht gänzlich zerrissen; doch waren die Kaiser verpflichtet, geschehene Wahlen zu genehmigen, und so dem

Einfluß aufzuopfern, den sie bisher durch die Anstellung der Bischöfe ausgeübt hatten.

Man nannte diesen Vergleich ein Konkordat, vermöge der Gewohnheit, welche die christliche Priesterschaft seit ihrer Entstehung angenommen hatte, allen von ihr ausgehenden Handlungen eine besondere Benennung zu geben, damit sie desto sicherer von jeder anderen Regierung unterschieden werden möchte. Diese Benennung nun ist seit dem zwölften Jahrhundert den Verträgen geblieben, welche das Oberhaupt der römischen Kirche mit Kaisern und Königen abgeschlossen hat; und alles gehörig überlegt, scheint sie sehr angemessen zu seyn, da in Dingen, welche über das Materielle hinausgehen, alles Vertragen bei weitem mehr Sache der Gesinnung als des Verstandes ist, und der Kultur-Grad zuletzt darüber entscheidet, nicht bloß worüber, sondern auch ob man darüber konkordiren soll.

Hatte Kalixt durch das Wormser Konkordat auch nicht alles erreicht, was Gregor der Siebente sich als Ziel gesetzt hatte: so waren doch die Vortheile, welche dies Konkordat gewährte, auf keine Weise zu verachten; denn nicht genug, daß der Papst, von jetzt an, auf eine unvermeidliche Weise in die Reihe der europäischen Mächte eintrat, spielte er, vermöge des über den Kaiser davon getragenen Sieges, auch die erste Rolle unter diesen Mächten. Die kaiserliche Autorität, in der öffentlichen Würdigung bisher die erste, war, vom Jahre 1122 an, nur die zweite; und indem es auf nichts Geringeres ankam, als sie in ihrer untergeordneten Stellung zu erhalten, gehörte es fortan zu den gemeinsten Klugheitsregeln des

römischen Hofes, den Fürsten und Ständen des Reichs die Usurpation der Erblichkeit ihrer Herzogthümer, Grafschaften und Lehne zu erleichtern. Auf diese Weise wurde, durch die Anmaßungen des Priesterthums, der erste Grund zur Ausübung jener Territorial-Hoheit gelegt, welche seit sieben Jahrhunderten das Schicksal Deutschlands bestimmt hat: ein System, wodurch das Königreich Deutschland sich unvermerkt in einen Staatenbund auflösete, der zwar ein Oberhaupt hatte, diesem aber keine Macht gewährte, weil er in ihm nur den Beschützer der Vielherrschaft erblicken wollte. Während also die kaiserliche Macht zu Grunde ging, erhob sich die päpstliche auf den Trümmern derselben bis zu derjenigen Unumschränktheit, die sie zur Gebieterin über Deutschlands Verfassung machte. Man wundert sich hierüber um so weniger, je vollständiger der Begriff ist, den man von dem Papstthum jener Zeiten hat. War es wohl etwas Anderes, als ein großes theokratisches Feudal-Reich, dessen Mittelpunkt die Hauptstadt des gegenwärtigen Kirchenstaats war? Alle Erzbischöfe und Bischöfe Spaniens, Frankreichs, Deutschlands, Italiens, Ungarns und Polens standen zu dem Papste in dem Verhältnisse der Vasallen zu ihrem Könige; sie huldigten ihm förmlich wegen der Erzbisthümer und Bisthümer, in deren Besitz sie gekommen waren, und eine sehr allgemeine Bedingung ihrer Anstellung war die gastfreie Aufnahme und Bewirthung der päpstlichen Legaten, wie oft diese auch bei ihnen erscheinen mochten. Die in allen vorbenannten Ländern verbreiteten Mönchsorden bildeten gleichzeitig eine Miliz, deren Bestimmung keine andere war, als keinen Gedanken aufkommen zu lassen, der dem Ansehn des geist-

lichen Oberhaupts auch nur auf das Entfernteste schaden konnte. Zinspflichtig (in einem gewissen Sinne dieses Worts) waren die Erzbischöfe und Bischöfe diesem geistlichen Oberhaupte auch schon früher gewesen; doch wurden sie, seit dem Eintritt der Kreuzzüge, zu einer Art von General-Einnehmern durch die Einführung ganz neuer Steuern, welche, nachdem sie einen längeren Zeitraum hindurch das päpstliche Ansehn unterstützt hatten, damit endigten, daß sie die Verwandlung der Produkten-Wirthschaft in eine Geldwirthschaft erleichterten; denn um das Bedürfniß der päpstlichen Regierung zu befriedigen, war nichts nothwendiger, als edle Metalle, weil nur diese ohne große Beschwerden aus dem Umkreise des Kirchenreichs in den Mittelpunkt desselben versetzt werden konnten. Auf diese Weise trug die römische Regierung gerade dadurch, daß sie eine so allgemeine war, nicht wenig zur Entwickelung der materiellen Arbeit bei, die, als sie Umfang und Stärke genug gewonnen hatte, sich so entschieden von der Theokratie abwendete, um nur sich selbst zu genügen. Wir bemerken dies nur, um anzudeuten, wie abhängig politische Systeme von den Entwicklungsgraden sind, die sie hervorgerufen haben.

Die Investitur-Streitigkeiten zwischen Heinrich dem Fünften und Kalixt dem Zweiten, hatten unstreitig nicht wenig dazu beigetragen, daß das Königreich Jerusalem (diese Kolonie des großen Kirchenreichs, an dessen Spitze die Päpste standen) vernachlässigt worden war.

Dies seltsame Königreich, in welchem sich zwei Jahrhunderte hindurch die Stärke und die Schwäche eines theologischen Systems offenbaren sollte, bestand ursprünglich

nur aus Jerusalem und Jaffa, mit ungefähr 20 Städten und Dörfern in der Umgegend von beiden. Unter Gottfried von Bouillon, der die Vertheidigung dieses Staats auf Lehngüter gründete (unstreitig weil er kein besseres Mittel kannte) erweiterten sich die Gränzen desselben nicht; und auch unter Gottfrieds nächsten Nachfolgern, den beiden Balduinen, blieb das Königreich der Gefahr ausgesetzt, von jedem neuen Eroberer zerstört zu werden. Erst nach der Eroberung der Seestädte Laodicea, Tripolis, Tyrus und Askalon gewann es die erste Aussicht auf Fortdauer, wiewohl seine Bevölkerung nie das Maß der Königreiche Juda und Israel erreichte. Nur die Grafen von Edessa und Tripolis betrachteten sich als Vasallen des Königs von Jerusalem; nicht so der Fürst von Antiochien, welcher für unabhängig gelten wollte. Hems, Hamat, Damaskus und Aleppo blieben in der Gewalt der Mohamedaner, ohne daß es möglich war, ihnen diese Ueberreste ihrer ersten Eroberung Syriens zu entreißen. Nach den Wünschen der Päpste hätte freilich das Gegentheil erfolgen sollen; doch diese Wünsche konnten nicht eher erfüllt werden, als bis in der Unterordnung des Kaisers unter die Autorität des Papstes den europäischen Königen so viel Fügsamkeit gegeben war, daß sie nicht länger Bedenken trugen, sich an die Spitze der Kreuzfahrten zu stellen.

Kalixt der Zweite erlebte dies nicht; denn dieser Papst starb schon am Schlusse des Jahres 1124. Sein Nachfolger Honorius der Zweite, schöpfte neuen Verdacht gegen Heinrich den Fünften, weil dieser Kaiser, wenn Doppelwahlen entstanden waren, sein Recht der Entscheidung dadurch geltend machte, daß er beide für nichtig erklärte,

und alsdann selbst den Bischof oder den Abt einsetzte. Auch dadurch verdarb es Heinrich der Fünfte mit dem neuen Papste, daß er, zur Verstärkung des kaiserlichen Ansehns, so viel Reichslehne einzog, als hintereinander erledigt wurden. Wie der neu belebte Streit sich entwikkelt haben würde, wenn Heinrich länger gelebt hätte, läßt sich nicht sagen. Ein Geschwür, das sich krebsartig ausbildete, machte dem Leben dieses Kaisers am 23. Mai 1125 ein Ende, als er kaum das 44ste Jahr zurückgelegt hatte. Für Honorius den Zweiten eine große Erleichterung!

Da Heinrich der Fünfte keine Leibeserben hinterließ, so war die deutsche Krone aufs Neue ein Gegenstand der Bewerbung; und bei der Abhängigkeit, worein Deutschland unter den beiden letzten Königen von dem päpstlichen Stuhle gerathen war, blieb die Wahl eines neuen Königs nur mit desto größeren Schwierigkeiten verbunden: Schwierigkeiten, welche hauptsächlich darin lagen, daß es an einem Prinzip fehlte, das die Wahl hätte leiten können. Deutschland war schon damals in zwei große Partheien zerfallen, die, bei völliger Gleichheit und Uebereinstimmung der Glaubenslehren, nicht anders benannt werden konnten, als päpstliche und gegenpäpstliche. Oberdeutschland war in diesen Zeiten protestantisch; Niederdeutschland hingegen katholisch, sofern man nämlich Benennungen, die in weit späterer Zeit entstanden sind, anwenden kann auf Gegner, welche nur die Frage erörterten, ob man den Papst über den Kaiser, oder diesen über jenen setzen müsse.

In dem Interesse des römischen Hofes lag, sehnlichst zu wünschen, daß der Herzog von Sachsen die Königs-

krone davontragen möge. Sobald demnach ein Reichstag nach Mainz ausgeschrieben war, erschien daselbst ein päpstlicher Legat, dessen Auftrag kein geringerer war, als die Königswahl so zu leiten, daß die theokratische Universal-Monarchie gerettet bliebe. Des Legaten Gehülfe war der Erzbischof von Mainz, derselbe Adalbert, der, nach seiner Rückkehr aus Italien, mit Heinrich dem Fünften zerfallen war. Was beide bewirkten, und wie die Macht der Dinge ihnen entgegen wirkte, dies wird sich im nächsten Kapitel offenbaren. Immer näher rückte die Geburt des Staats, dessen allmählige Entwickelung wir darzustellen unternommen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber
Handel und Repräsentativ=Verfassung.

In der Sitzung der französischen Deputirten-Kammer vom 30. Juni d. J. erklärte der Graf de Laborde in einer Rede über das Budget und die bei demselben zu machenden Ersparungen, das Handels=Ministerium für völlig überflüssig, und erinnerte bei dieser Gelegenheit an die Antwort, welche verschiedene Kaufleute vor der Revolution einem Minister, der ihnen seinen Schutz verheißen, gegeben hätten, indem einer derselben sagte: „Der beste Dienst, gnädiger Herr, den Sie uns erweisen können, ist, daß Sie sich gar nicht um uns bekümmern.“

Dieselbe Phrase, welche das Gelächter mehrerer Deputirten erregt hatte, gab Veranlassung zu eimem Gespräch über Handel und Repräsentativ-Verfassung, das den geehrten Lesern der Monatsschrift für Deutschland im Folgenden mitgetheilt wird, da, wenn solches auch, wie im freundschaftlichen Gespräch zu geschehen pflegt, den Gegenstand nicht völlig erschöpft, oder von durchaus neuen Seiten betrachtet, doch in demselben der Hauptpunkt, worauf es namentlich bei der Frage über sogenannten freien Handel, und das Einmischen der Regierung in Handel und Gewerbe ankommt, genügend festgestellt seyn dürfte.

Jene dem französischen Minister gegebene Antwort der Kaufleute, erregte nämlich beim Lesen der Zeitungen eben-

falls, wiewohl in einem andern Sinne, das Lächeln eines alten Staatsmanns, des Geheimen Finanz-Raths N., der, nach genommener Dienstentlassung, seine letzten Tage auf einem Landsitze in der Nähe von B. in philosophischer Ruhe verlebt, und veranlaßte ihn, im Zweigespräch oder vielmehr Dreigespräch mit einem jungen Regierungs-Assessor und einem Fabrikanten, die ein Spaziergang zu ihm hinausgeführt hatte, zu der Erklärung, „daß er nicht begreife, wie je ein denkender Kopf die Behauptung habe aufstellen können, daß sich Regierungen um Handel und Gewerbe der Unterthanen gar nicht kümmern, sondern dies Alles sich selbst und seinem eigenen Gange überlassen müßten."

„Sollten sie in der That, fiel hier der Assessor ein, gegen die Richtigkeit dieser Behauptung Bedenken tragen? Ich dächte die Nachtheile wären gegenwärtig wohl als erwiesen anzunehmen, welche daraus entstehen, wenn eine Regierung sich in dasjenige mischt, was ewig der freien Thätigkeit des Volks selbst überlassen bleiben soll, und sich eine Leitung über Fabrikation und Handel anmaßt."

F. R. Hm! ich wüßte doch in der That nicht, welche Nachtheile für Rußland z. B. aus den von Peter dem Großen zum Besten des Handels, der Manufakturen und Fabriken erlassenen Verordnungen hervorgegangen sind, vielmehr scheinen mir nur dadurch allein, daß Peter sich unmittelbar um das alles selbst bekümmerte, die Wunder gewirkt zu seyn, die Rußland in kurzer Zeit zu einem der ersten Reiche der Welt erhoben haben. Eben so, wie ich, um noch näher liegende Beispiele zu berühren, die Nachtheile für Preußen nicht einzusehen vermag, die im Allgemeinen daraus entstanden sind, daß Friedrich Wilhelm

der

der Erste und Friedrich der Zweite sich Einsicht und Kraft genug zutrauten, dem zu ihrer Zeit im Entstehen begriffenen National-Gewerbe die Richtung zu geben. Einzelne Mißgriffe mögen unter beider Regierung gemacht worden seyn, aber deßhalb zu sagen, wie solches wohl hin und wieder geschehen, daß Friedrich vom Kommerzio wenig verstanden habe, heißt warlich sein Thun und Walten schlecht ergründet haben. Wer will den Beweis führen, daß ohne seine und seines kraftvollen Vaters direkte Einwirkung, der preußische Staat zu dem Flor und zu der Kraft gelangt seyn würde, die er bis auf die neuesten Zeiten behauptet hat?

Wozu, Herr Assessor, ist überhaupt eine Regierung vonnöthen, wenn nicht als ihre Bestimmung diejenige gedacht werden müßte, nächst den äußern Angelegenheiten des Staats, auch die innern Verhältnisse der einzelnen Staatsbürger unter einander so zu leiten und zu ordnen, daß die Wohlfahrt Aller dabei gedeihen kann. Allerdings ist klar, daß es einer Regierung gar nicht bedürfte, wenn alle Menschen so durchaus moralische Wesen wären, daß Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstrieb, oder wie Schiller mit kürzern Worten es nennt: Hunger und Liebe*),

---

*) S. Schiller in seinem Gedicht: die Weltweisen.

»Doch weil, was ein Professor spricht,
Nicht gleich zu allen dringet,
So übt Natur die Mutterpflicht,
Und sorgt, daß nie die Kette bricht,
Und daß der Reif nie springet.
Einstweilen bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.«

diese beiden Haupttriebfedern aller menschlichen Handlungen, in völligem Gleichgewicht ständen. Da aber nur zu häufig die zwischen beiden herlaufende Mittelstraße verlassen wird, so ist, meiner Ansicht nach, eben ein mit Einsicht und Gewalt begabtes Prinzip, oder, mit andern Worten, eine Regierung nothwendig, die, so wie sie auf der einen Seite alle wilden Ausbrüche der Selbstheit beschränkt, auf der andern das Versinken der Menschen in Schlaffheit und Unthätigkeit verhütet, und jenen Grundtrieben vielmehr eine solche Richtung giebt, daß das Wohl des Ganzen dadurch gefördert wird.

Nach meiner Ansicht ist daher die Bestimmung der Regierung eben sowohl eine negative als eine positive; jene, um Alles zu hindern, was dem Gemeinwohl Gefahr bringen kann; diese, um Alles zu fördern, was zur Kräftigung oder Erhöhung des innern Wohls dient, und folglich in letzter Beziehung Alles zu begünstigen und zu Demjenigen Anregung zu geben, was das geistige Wohl durch Erhöhung der Intelligenz und Sittlichkeit, so wie das physische Wohl durch Vermehrung der Produktion und Belebung des Handels fördern kann. Welche Mittel die Regierung, als die zentralisirte National-Intelligenz, hierzu anwendeu muß, hängt dann allerdings von dem Kulturgrade der Nationen ab. Peter der Große wurde selbst Schiffszimmermann, während für Georg den Vierten nichts thörigter seyn würde, als durch eigenes Beispiel seine Nation zum Schiffbau aufmuntern zu wollen.

A. Ich kann das für frühere Zeiten sehr gern zugestehen, ohne deßhalb meine Behauptung aufzugeben, daß heut zu Tage für die Mehrzahl unserer europäischen, und

namentlich für unsere deutschen Regierungen nichts Unnöthigeres gedacht werden kann, als sich um das Gewerbe und den Handel ihrer Unterthanen zu kümmern. Vielmehr stimme ich ganz den Grundsätzen Derer bei, die da behaupten, daß beides, und insbesondere der Handel, sich nicht frei und ungehindert genug bewegen könne.

Ein eigenes Kapitel! nahm hier der Fabrikant F. das Wort. Ich gestehe, daß mir nicht leicht ein Gegenstand vorgekommen ist, über welchen ich mit meinen Ideen weniger im Reinen wäre, als über die Frage gänzlich freien Handelsverkehrs, und über die Einmischung der Regierung in Handel und Gewerbe der Unterthanen. Die verschiedenen Schriften, welche ich über diesen Gegenstand gelesen habe, haben nur dazu gedient, mich in meinen Ansichten immer verworrener und schwankender zu machen. Wie wäre es daher, wenn Sie, lieber G. R, das Geschäft übernähmen, und uns Ihre Ideen hierüber vollständig auseinandersetzten?

F. R. Ich weiß nicht, ob die Lösung dieser Frage im Allgemeinen, so wie man nicht sofort einzelne Staaten dabei ins Auge faßt, so sehr schwierig seyn sollte. Zwar bin ich eigentlich noch ganz und gar in den Grundsätzen des alten Systems geboren und erzogen, wo Alles — nicht aufs Geldfinden und Beutelschneiden und eben so wenig auf die damit verwandten Papierspekulationen, mit einem Worte, nicht aufs Reichwerden ohne Arbeit, sondern aufs Gelderwerben durch Arbeit, auf den höchst möglichen Grad von Thätigkeit und mannigfacher Industrie oder größtmöglicher Kraftentwickelung im eigenen Staate abgesehen war,

und wo, wenn auch die Mittel, wodurch man dies System Seitens der Regierungen in den verschiedenen Staaten in Ausführung zu bringen suchte, gewiß nicht immer zu billigen waren, es doch schwer halten möchte, die Unrichtigkeit desselben an und für sich, sobald es in dem eben genannten Grundprinzip richtig aufgefaßt wird, zu erweisen. Wenigstens ist mir noch keine genügende und völlig überzeugende Widerlegung desselben bekannt. Es wäre also wohl möglich, daß ich in meinem Raisonnement von vorgefaßten Meinungen geleitet würde. Indessen will ich Ihnen sehr gern mittheilen, wie ich über diesen Gegenstand denke.

A. Ich glaube, nach dieser Einleitung zu wissen, worauf Sie, wie alle Vertheidiger dieses Systems, wenn man ihm überhaupt einen solchen Namen zugestehen will, hinauskommen werden. Erlauben Sie daher, daß ich in Bezug auf das von Ihnen aufgestellte Grundprinzip, und namentlich hinsichtlich der höchsten Mannigfaltigkeit der Gewerbe im eigenen Staate, gleich eine Frage vorweg thun darf.

Offenbar ist es nämlich, und als augenscheinlich gewiß anzunehmen, daß Deutschland, wie vielleicht der Kontinent von Europa überhaupt, nie den Kunstfleiß Englands erreichen werde, indem nun einmal Englands Industrie und Handel, sowohl durch Verfassung als durch die physische Lage dieses Reichs zu sehr vor den übrigen Staaten Europa's begünstigt wird. Was würde es also verschlagen, wenn alle übrigen Länder, und namentlich Deutschland, England diesen Vorrang, wenn man es so nennen will, ließen, und sich dagegen bloß auf den Ackerbau und

die mit ihm unmittelbar in Verbindung stehenden Gewerbe legten? Möchte England im Besitz des Welthandels bleiben, möchte es die große Manufaktur- und Fabrikations-Anstalt von Europa seyn: wir würden dagegen alle unsere Kräfte und Talente der Landwirthschaft im weitesten Umfange des Worts widmen, diese zur höchsten Vollkommenheit bringen, und —

F. N. Und von Jahr zu Jahr ärmer werden, oder, was auf Eins hinausläuft, in der Kultur zurückgehen, und wieder in halbe Barbarei versinken. — Aber sollten Sie, lieber Assessor, jenen Ideen, die man in unsern Tagen allerdings von Mehrern vortragen gehört hat, wirklich beipflichten?

A. Warum nicht? Mir wenigstens scheint klar, daß wir alle, und der ganze Kontinent von Europa sich sehr wohl dabei befinden würden. Fragen Sie z. B. nur unsere Oekonomen und Gutsbesitzer, welche Vortheile es bringt, daß ihnen nicht verwehrt ist, ihre Wolle an England zu verkaufen, und wie viel grössere Einnahmen sie davon beziehen, als wenn sie solche lediglich den Tuchmachern des Inlandes überlassen müßten. Aber am Ende billigen Sie auch diese unbedingt freie Ausfuhr nicht?

F. N. Ich will Ihnen darüber ganz ehrlich meine Meinung sagen.

Abstrahiren wir von einem bestimmten Staate, und setzen im Allgemeinen den Fall, es erzeuge das Gebiet irgend eines Gesellschaftsvereins in großer Menge rohe Naturprodukte, als Getreide, Wolle, Flachs u. s. w.: so sollte, meiner Ansicht nach, billig alle Zeit die erste Frage seyn: wie viel bedarf der eigene Verein zum gewöhnlichen

Bedürfniß, und — für die Zeit der Noth. Denn in meinen Augen muß jede Staatsgesellschaft, als ein Verein auf Leben und Tod betrachtet werden, der Freude und Leid mit einander theilt, wo jeder Theilnehmer oder Staatsbürger einen Theil seiner natürlichen Rechte und Freiheiten aufopfert, jeder dem andern seine Dienste leistet, in der sichern Erwartung, für seine Dienstleistungen von seinen Mitbürgern angemessene Gegendienste zu empfangen, und in der Zeit der Noth unterstützt zu werden.

A. Sie scheinen den Begriff des Staats sehr weit auszudehnen. Am sichersten wäre es auf solche Weise, wir ließen lieber gleich alle Staatsbürger aus Einem Topfe und an Einer gemeinschaftlichen Tafel speisen.

F. R. Nun so ganz unerhört wäre dieser Fall wohl nicht. Im alten Staate der Spartaner fand bekanntlich dies gemeinschaftliche Essen wirklich statt, und ich denke, hinsichtlich des Gemeingeistes, wo nie der Vortheil des Einzelnen allein, sondern stets der des Ganzen ins Auge gefaßt wurde, könnte dieser Staat, so lange die ihm von Lykurg gegebene Verfassung in voller Wirksamkeit bestand, gewiß allen als Muster dienen.

A. Sie sagen: nie der Vortheil des Einzelnen! Sie wollen doch aber auch nicht, daß je Etwas zum Nachtheil der Einzelnen angeordnet werde. Würde das aber nicht geschehen, wenn dem Grundeigner verboten würde, seine Produkte zu verkaufen, an wen er wollte und so theuer er könnte? Wozu wäre der Staat, wenn er nicht Sicherheit der Rechte, und freie Verfügung über Eigenthum schätzen wollte?

F. R. Doch immer unter der Voraussetzung, daß der Verein in seiner Gesammtheit darunter nicht leide. Denn sonst müßten Sie es auch für erlaubt halten, dem Feinde Lebensmittel und Munition zuzuführen, sobald er nur mehr dafür bezahlt, als von den eigenen Landsleuten zu erhalten steht. Nein, ich wiederhole es Ihnen, es bleibt in meinen Augen ein durchaus nicht zu rechtfertigender Grundsatz, wenn in einem Staate der Erzeuger und Eigenthümer von Natur- und Kunstprodukten, oder jedes andere Gesellschaftsmitglied, aus übel verstandenem Kosmopolitismus, die Lehre in Anwendung bringen will: „Jeder ist mein Nächster, und wer mir am meisten bietet, mag er übrigens seyn, wer er wolle, Freund oder Feind, Inländer oder Ausländer, ist mir der liebste." Ganz gewiß muß für den Grundbesitzer, welcher einen Vorrath von Produkten zu verkaufen hat, derjenige der angenehmste Käufer seyn, der am meisten zahlt; aber wie kommt hierbei nur zu häufig das Ganze zu stehen?

A. Unstreitig allezeit besser, als bei der Sperre. Hierin stimmen seit Quesnay und Adam Smith die gründlichsten Lehrer der Staatswirthschaft überein, und die allgemeine Erfahrung steht ihnen zur Seite.

F. R. Daß letzteres unter allen Umständen der Fall sei, möchte ich bezweifeln. Ich erinnere mich wohl, daß in dem Hungerjahr 1772, als Friedrich d. Gr. aus seinen Magazinen nicht bloß die eigenen Unterthanen, sondern auch die Sachsen und Böhmen ernährte, in dem getreidereichen Polen, wo man von keiner Getreidesperre etwas wußte, sondern wo allezeit freie Ausfuhr Statt gefunden hatte,

die Nicht-Produzenten hie und da verhungerten; aber wo ohne Ausnahme die allgemeine Erfahrung für das von Ihnen eben Angeführte zu finden sei, ist mir unbekannt. Doch erlauben Sie, daß ich meinen Satz näher erläutern darf.

Angenommen, ein Land erzeuge alljährlich in beträchtlicher Quantität Wolle, um bei dem von Ihnen vorhin genannten Produkt stehen zu bleiben.

Wolle ist bekanntlich ein Stoff, der roh nur in sehr wenigen Fällen zur Anwendung kommt, der vielmehr erst seinen wahren Nutzen durch die weitere Verarbeitung gewährt. Angenommen ferner, die gewonnene Quantität reiche zuletzt nur hin, das Bedürfniß des eigenen Gesellschaftsvereins an Tüchern und andern wollenen Waaren zu befriedigen, und es seien, nächst den Produzenten, für die weitere Verarbeitung Hände genug im Lande vorhanden; so dünkt mich, ergiebt sich als das natürlichste Verhältniß, daß der Besitzer von Schäfereien seine Wolle an diejenigen seiner Mitbürger, gegen Empfangnahme von Gegendiensten überließe, oder (da statt dieser Gegendienste gewöhnlich deren Repräsentant und Symbol, Geld, dafür erlangt wird) verkaufte, die ein Geschäft daraus machen, Wolle zu Tüchern, Teppichen u. s. w. zu verarbeiten. Diese Gegendienste, oder solche in Geld gedacht und durch dessen Werth ausgedrückt, der Preis, den die Wollverarbeiter dafür geben, würde sich allerdings nach einer Menge Umstände richten, die hier sämmtlich aufzuzählen, zu weit führen möchte. Zuletzt wird sich jedoch dieser Preis nach denjenigen Gegendiensten, oder nach dem Preise bestimmen,

zu welchem hinwiederum die Wollarbeiter ihre Fabrikate abzusetzen hoffen können.

Setzen wir nun den Fall, den Wollarbeitern eines benachbarten Staates, sei es möglich gemacht, durch niedrigeres Arbeitslohn, weniger theures Brennmaterial, geringere Preise der Färbestoffe u. s. w. Tücher und andere wollene Waaren wohlfeiler zu fabriziren, als den Wollarbeitern jenes erstern Staates, oder es sei ihnen für den Absatz derselben ein Markt eröffnet, wo sie solche zu sehr hohen Preisen wieder absetzen können; so ist klar, daß sie im Stande sind, die Wolle beim Einkauf theurer zu bezahlen, als erstere, um dennoch gleiche Vortheile, wenn nicht selbst höhere bei den fabrizirten Waaren zu erlangen.

Wer gewinnt nun dabei?

Offenbar, bei unbedingt freiem Handelsverkehr zunächst jene Schäfereibesitzer, die vielleicht den doppelten Vortheil haben, nicht nur ihre Wolle theurer an jene Ausländer zu verkaufen, sondern gegenseitig auch das Tuch zu ihren Kleidungsstücken von jenen wohlfeiler einzukaufen. Aber gewinnt, unter allen Umständen, eben so der ganze Staatsverein?

A. Soll denn aber der Schäfereibesitzer verlieren? Soll er seinen Mitbürgern bei jedem Stein Wolle einen oder mehrere Thaler schenken, die er von Fremden mehr erhalten kann? Mit welchem Rechte? mit welcher Verpflichtung?

F. R. Gestatten Sie, daß ich noch einen Augenblick in meiner Rede fortfahren darf.

Angenommen, dies Verhältniß habe immer Statt gefunden, der eine Staat habe Wolle erzeugt, der andere

verarbeitet, so ist keine Frage, daß jenem erstern Staate alle die Kombinationen, oder die Masse von Intelligenz und Kunstfertigkeit abgehen muß, welche durch das Geschäft der Weiterverarbeitung der Wolle erlangt wird. Muß aber nothwendig derjenige Staat als der stärkere und kräftigere angesehen werden, in dem, bei übrigens nicht gänzlich ungleichen physischen Verhältnissen, die höchste Masse von Intelligenz und mannigfaltiger Kunstfertigkeit anzutreffen ist, so bedarf es keines Beweises, daß jener Staat kräftiger dastehen würde, wenn außer der Erzeugung auch zugleich die Weiterverarbeitung der Wolle bei ihm Statt fände.

A. Wahrlich ein hoher Grad von Intelligenz, der dazu gehört, um Wolle weiter zu verarbeiten! Ein Geschäft, das vielmehr so mechanisch ist, daß es eher den Geist tödtet. Todte Maschinen, von wenigen Händen bewegt, leisten eben das!

F. R. Sie scheinen ganz den Zusammenhang zu übersehen, in welchem alle Geschäfte des bürgerlichen Lebens unter einander stehen. Sie haben recht, daß das Geschäft des Tuchwebens, des Strumpfwirkens zuletzt ein sehr einfaches Geschäft ist, wie ja das Führen der Nähnadel, des Pfluges und des Dreschflegels und hundert und tausend Dinge nicht weniger höchst einfache Beschäftigungen sind. Aber ist es denn eben so die Anfertigung der Maschinen, deren sie erwähnten? Ist der Weberstuhl und noch mehr der Strumpfwirkerstuhl, den man ein Meisterstück menschlicher Erfindungskraft nennt, auch nur so etwas ganz mechanisches? — Sie halten es für gleichgültig, ob in einem Lande Weiterverarbeitung der Wolle

Statt finde oder nicht, und schätzen die Masse von Intelligenz und Kunstfertigkeit gering, die dadurch dem Staate verloren geht. Wenn das Ihr Ernst seyn sollte, so müßten Sie wenig oder gar nicht mit den mannigfaltigen Erfindungen und Geisteserzeugnissen vertraut seyn, welche der Wollweberei ihr Daseyn verdanken, müßten den innigen Zusammenhang verkennen, in welchem die Weberei, außer der Maschinenkunde, mit der Färberei steht, diese hinwiederum mit der Chemie, Pflanzenkunde und Mineralogie u. s. f., ja, wie sich mancher Zweig der Weberei, z. B. die Tapetenweberei im eigentlichsten Sinne der Kunst nähert, und wenn man sie selbst nicht dahin rechnen will, doch den geschicktesten Künstlern in Anfertigung der Muster reichliche Beschäftigung giebt. Indessen ohne diesen Punkt jetzt weiter zu verfolgen, und die Wichtigkeit der Weiterverarbeitung aller rohen Naturprodukte in Beziehung auf die Geistesentwickelung und Kunstfertigkeit eines Volkes, die leider von mehrern Staatswirthschaftern oft noch so wenig beachtet wird, auseinanderzusetzen, stellt sich meiner Ansicht nach das oben erwähnte Verhältniß noch unvortheilhafter, wenn in einem Staate lange Zeit, neben der Erzeugung, auch die Verarbeitung der Wolle Statt gefunden hat, und durch veränderte Regierungsmaximen ein plötzlicher Wechsel hierin eintritt. So lange jener erste Zustand in einem Staate dauerte, glich sich das Verhältniß zwischen Schäfereibesitzer und Fabrikanten auf ganz einfache Weise, zum Vortheil des Ganzen, der mir immer Hauptsache bleibt, gegenseitig aus. Möglich, jener erste erhielt für seine Wolle weniger, und mußte selbst sein Tuch zu Kleidungsstücken theurer

bezahlen, verlor also für seine Person, so war dabei dennoch Vortheil für den Staat, indem neben einer größern Mannigfaltigkeit der Geisteskombinationen und einer erhöheten Kunstfertigkeit zugleich eine Menge Personen durch das Geschäft der weitern Verarbeitung der Wolle, durch die Anfertigung der dazu erforderlichen Maschinen, Anlagen von Färbereien u. s. w. ihren Unterhalt fanden, also eine größere Bevölkerung für den Staat, und mit dieser ein größerer Austausch gesellschaftlicher Verrichtungen, mit einem Worte, eine höhere allgemeine und vielseitige Kraftentwickelung möglich wurde.

A. Sie scheinen also auch eine große Volksmenge für das Glück eines Landes zu halten? Und doch kann sie dies nur da seyn, wo sie von selbst entsteht, während da, wo die Regierung eine Volksmenge erkünstelt hat, die Menge der Darbenden gerade ein Beweis des öffentlichen Unglücks ist.

F. R. Ich möchte wohl wissen, was dieser Lieblingsausdruck Vieler „eine erkünstelte Volksmenge" eigentlich sagen soll! War das etwa ein dergleichen erkünsteltes Werk, als der treffliche Friedrich Wilhelm der Erste von Preußen 20,000 arme Familien aus der Schweiz, Franken, Nassau und Wetterau, die theils Kriegsgräuel, theils sinnloser Religionszwang zum Auswandern genöthigt hatte, in Litthauen aufnahm, und als er in der Folge noch 17,000 Salzburgern eine Freistätte in dieser Provinz anwies? als er Millionen zur Unterstützung dieser Kolonisten hergab und ihnen außer den Reisekosten, Baumaterialien, Geld und Ackergeräth reichen ließ? Oder als er Schwerdtfeger und Büchsenmacher aus Lüttich kommen ließ, um in Pots-

dam und Spandow Gewehrfabriken anzulegen, aus denen selbst auswärtige Heere mit Waffen versorgt wurden? — Aber allerdings hätte Friedrich Wilhelm, nach der heutigen Theorie Mehrerer, nicht so mit wahrer Vatersorge auf die Emporbringung und höhere Kultur seiner Länder bedacht seyn müssen, hätte nicht mit scharfem Sporn sein Volk zur Thätigkeit und zum Fleiß gewöhnen, weder Leinwand- noch Wollenwebereien und andere nützliche Fabrikanlagen unterstützen sollen. Gewiß würde die Kultur, die Bevölkerung und der Wohlstand der preußischen Länder, und namentlich der alten Mutterprovinzen, ein weit höherer seyn, als er gegenwärtig ist!

Die Regierung soll eine höhere Bevölkerung nicht zu Wege zu bringen suchen, sondern wie alles im Staate, mit Ausnahme der öffentlichen Sicherheit und Justizpflege, so auch diesen Gegenstand sich selbst und dem natürlichen Laufe der Dinge überlassen!

Aber wenn denn Bevölkerung so etwas Gleichgültiges ist, was man sich selbst überlassen muß, warum sind unsere Regierungen so eifrig auf Abwendung der Pest, des gelben Fiebers, der Blatternseuche bedacht, und treffen künstliche Anstalten gegen das Eindringen derselben? Warum ist unsere ganze Gesundheits-Polizei vorhanden? Eins muß wie das andere betrachtet werden, indem es zuletzt wohl ganz gleich ist, ob die Vermehrung auf künstliche Weise, wie Sie es nennen, befördert, oder die Verminderung auf künstliche Weise verhindert wird. So wäre die türkische Regierung in dieser Beziehung bisher ein wahres Muster von Regierung gewesen!

Bisjetzt habe ich mich noch vergeblich nach einer na-

türlichen Bevölkerung, die also ohne Fürsorge der Regierung sich selbst überlassen bliebe, in einem wohlorganisirten Staate umgesehen; so wie ich neugierig wäre, welchen Zustand eines Staats man überhaupt als seinen natürlichen angeben wollte. Thatsache ist, daß die Natur das Leben und die Entwickelung des Menschen nur in der Gesellschaft gewollt hat. Die ganze innere Einrichtung dieser Gesellschaft aber ist nicht mehr etwas Natürliches, was dem Menschen von aussen gegeben würde, sondern ein Werk des Nachdenkens, der Ueberlegung, der Kunst. So kann man sagen, steht die Regierung selbst als das höchste Kunstwerk an der Spitze. So wie nun der Verstand des Einzelnen zunächst schaffend für sich wirkt, so soll die Regierung als National-Intelligenz schaffend für's Ganze wirken, und alles wahrnehmen, was das Wohl des Ganzen fördert. Kann nun nicht nachgewiesen werden, daß Bevölkerung für einen Staat überhaupt etwas Gleichgültiges sei, lehrt vielmehr die ganze Geschichte, daß wahre Kraft der Staaten mit einer tüchtigen Volksmenge im innigsten Zusammenhange steht; so wird eine Regierung auch diesen Gegenstand nicht sich selbst überlassen und es gleichgültig mit ansehen dürfen, ob die Bevölkerung im Zunehmen oder im Abnehmen begriffen sei. Und so kann es auch, um auf das beispielsweise gewählte Verhältniß der Schäfereibesitzer zu den Wollarbeitern zurückzukommen, für einen Staat nicht gleichgültig seyn, wenn jene für ihre Person, durch den Verkauf der Wolle an Ausländer, zwar gewinnen, diese aber gezwungen werden, aus Mangel an Arbeit und Absatz ihrer Fabrikate, die sie nicht gleich wohlfeil, wie die Ausländer, liefern können, zu verarmen,

oder den Staat mit dem Rücken anzusehen, und wenn auf solche Art, neben dem Untergang des Gewerbfleisses, Entvölkerung der Provinzen entsteht.

A. Aber wer hindert die Wollarbeiter zu einem andern Gewerbe überzugehen?

F. R. Das können sie allerdings. Aber zuletzt ist das leichter gesagt, als gethan; denn wie sollte doch die Hand, die vielleicht schon ihr Kindes-, Jünglings- und Manns-Alter versponnen und verwebt hat, es denen gleich thun, die von Jugend auf den Pflug und den Dreschflegel geführt haben, oder wie sofort Geschicklichkeit in andern Erwerbszweigen erlangen? Ist denn ferner auch sofort Land zum Bebauen da, und das zum Betrieb desselben erforderliche Kapital vorhanden? oder Platz und Absatz für andere Gewerbe? Wie, wenn nun die in einem Staate vorhandene Anzahl von Ackerleuten und das durch sie bestellte Getreideland für das Bedürfniß schon ausreichend ist, oder die für die ungehinderte Ausfuhr der rohen Wolle und unbedingt freie Einfuhr fremder Tücher genommene Maßregel, hinsichtlich anderer Naturerzeugnisse und Kunstfabrikate, z. B. des Eisens und der aus Metall erzeugten Kunstsachen ebenfalls ihre Anwendung findet, und gleiche Verhältnisse hierbei eintreten?

Kurz, mein junger Freund, wie wir die Sache ansehen mögen, so scheint sich, um den Gegenstand unseres Gesprächs nicht noch weiter auszudehnen, folgendes Resultat aus dem Vorhergehenden ganz einfach zu ergeben.

Für jede Staatsgesellschaft, die zu einer kräftigen National-Existenz gedeihen soll, ist zuvörderst ein Staatsgebiet erforderlich, auf welchem sich die zu ihrer Ernäh-

rung und ihrem anderweitigen physischen Bestehen nothwendigen Naturprodukte, wenigstens in den Hauptsachen erzeugen lassen, oder das sie mit andern Worten zur Basis ihrer Subsistenz machen kann. Insofern ist eine tüchtige Landwirthschaft, dies Wort in seinem weitesten Sinne genommen, allerdings die Grundlage jedes Staatsvereins, der gesund und kräftig dastehen will. So wie indessen die Geschichte auf der einen Seite lehrt, daß Völker, denen die Natur die Möglichkeit eines tüchtigen Ackerbaues versagt hatte, nie zu einer dauerhaft kräftigen Existenz gelangten, mochten sie auch nicht stets in Dunkelheit und Dürftigkeit dahin leben, sondern momentan als Eroberer oder handeltreibende Nationen hellleuchtende Punkte in der Geschichte abgeben: so zeigt sie auch gegentheils, daß Völker eben so wenig zu einer hohen Stufe der Macht und des Wohlstandes gelangten, so lange sie über die Produzirung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse oder den Ackerbau nicht hinausgegangen waren. Nur erst, wenn sich auf der Grundlage des letztern Fabrikation und Industrie in den mannigfaltigsten Zweigen erhoben, Gewerbe und Künste aller Art blühten, und ein gegenseitiger lebhafter Austausch gesellschaftlicher Arbeiten Statt fand, bei welchem die Regierung, als lenkendes und leitendes Prinzip, das Interesse aller Staatsbürger ins Auge faßte, und, mit Unterdrückung des Egoismus Einzelner, Allen den erforderlichen Spielraum zur Entwickelung ihrer Geistes- und Körperkräfte gewährte, begann das wahre Leben, der eigentliche Flor der Staaten, wo es nur darauf angekommen wäre, daß dergleichen Nationen fortdauernd sich solcher einsichtsvollen Regierungen zu erfreuen gehabt hätten,

um

nun unabsehbare Stufen der Macht und des Wohlstandes zu erreichen.

In der That, was kann einfacher, was leichter zu begreifen seyn! Ist der Staat eine Vereinigung der vielfachsten geistigen Einzelkräfte, welche einer nicht zu berechnenden, man kann geradezu sagen — unendlichen Entwickelung fähig sind: welche Aufgabe kann die Regierung — dieselbe immer als lenkendes und leitendes Prinzip dieses Vereins gedacht — zu lösen haben, als diesen Kräften den weitesten Spielraum, und zwar zunächst unter einander, zu verschaffen? Gewiß, löset in dieser Beziehung eine Regierung ihre Aufgabe in rechter Weise, und sorgt sie, neben den übrigen erforderlichen Einrichtungen, für innere und äußere Sicherheit, für die möglichst vollkommne geistige und körperliche Ausbildung aller Bewohner, namentlich durch gute Unterrichtsanstalten, sorgt sie daneben für gehörige Kommunikations-Mittel durch wohlangelegte Landstraßen und Kanäle: so können die Mitglieder einer Staatsgesellschaft, vorausgesetzt, daß sie diesen Namen wahrhaft verdient, d. h. eines Vereins, der, voll Nationalsinns, beim rechten Gebrauch seiner Kräfte im Stande ist, selbstständig zu bestehen, und weder auf die Subsistenzbasis anderer Staaten seine Existenz zu gründen, wie die Raubstaaten, noch von der Willkühr und Gnade anderer Staaten abzuhängen — kaum darauf verfallen, ihre Augen vorzugsweise nach außen zu richten, indem bald im Innern ein solcher Verkehr und ein solcher gegenseitiger Austausch Statt finden muß, daß die Gesellschaftsgenossen kaum Zeit und

Kraft übrig behalten, um auch für das Ausland thätig zu seyn. Jeder wird vielmehr im eigenen Staate Gelegenheit und Veranlassung finden, auf irgend eine Art, eine oder mehrere von den unendlich vielen, im Innern des Menschen liegenden Anlagen, zum Besten der übrigen, geltend zu machen; für jeden wird sich ein Kreis freier Thätigkeit bilden, und mit der Arbeit Erwerb und Wohlseyn entstehen. Niemand, oder vielleicht nur sehr wenige gelangen zu unermeßlichem Reichthum, indem, entfernt von allem Kastengeist und angeerbten Privilegien, die Entwikkelung keiner Anlage, die Ausübung keines Geschäfts vor andern geschützt und begünstigt, und eben so wenig zugegeben wird, daß Industrie und Gewerbfleiß eine solche Wendung nehmen, wodurch Tausende von Arbeitern, Sklaven einzelner weniger Herren werden. Der Quell der Wohlhäbenheit ergießt sich vielmehr in unendlich viele größere und kleinere Flüsse, Bäche und Kanäle, aus denen allen Staatsbewohnern zu schöpfen erlaubt ist; kein Theil des Feldes der Betriebsamkeit bleibt unbewässert und unangebaut, und alle Staatsbürger, die ihre Kräfte anwenden wollen, befinden sich wohl.

A. So soll also, nach Ihrer Theorie, gar kein Verkehr mit dem Auslande Statt finden.

F. R. Verstehen Sie mich um Alles nicht unrecht! Der soll nicht nur Statt finden, sondern wird, nach der weisen Veranstaltung der Natur, überhaupt gar nicht zu vermeiden seyn! Die wenigsten Länder, und man darf sich keiner Uebertreibung schuldig machen, wenn man geradezu behauptet: kein Land, ist nämlich von der Natur so mit Gütern ausgestattet, daß es Alles hervorbrächte,

was dem Menschen zu seiner Existenz unentbehrlich, und, da der Mensch nicht bloß existiren, sondern auch angenehm existiren will, zum Wohlleben nothwendig ist. Dem einen theilte die Natur in vorzüglichem Maße Eisen und Kupfer, dem andern Getreide und Wolle, wiederum einem andern Wein und edle Früchte u. s. w. mit, gerade weil sie wollte, daß die verschiedenen Völker untereinander nicht isolirt leben, sondern, um zu einer immer höhern Stufe allgemeiner Menschenbildung zu gelangen, in Verbindung und gegenseitigen Austausch mit einander treten sollten.

Aber etwas anders ist dieser Austausch gegenseitigen Bedürfnisses, etwas anders, den Erzeugnissen — Natur- wie Kunst-Produkten — des Auslandes gänzlich Thür und Thor zu öffnen, und zwar alsdann sofort, auf Kosten der Landesindustrie, oder welches einerlei ist, auf Kosten der eigenen Geistesentwickelung, unbedingt Thür und Thor zu öffnen, so wie das Ausland solche wohlfeiler, d. h. den Begriff „wohlfeil" in seine Bestandtheile aufgelöst, mit weniger Arbeit und Kraftaufwand zu liefern im Stande ist.

Der Zweck jeder Staatsgesellschaft ist in meinen Augen: Erlangung einer kraftvollen National-Existenz *). Dieser Zweck kann aber nur erreicht werden

*) Anmerk. Es darf wohl nicht erinnert werden, daß das Wort Ausland hier fortdauernd nicht in dem Sinne genommen ist, in welchem es leider im deutschen Bundesstaate nur zu häufig noch vernommen wird, wo zuweilen der Verlauf eines oder einiger Tage hinreicht, den Reisenden, wenn gleich fortdauernd umgeben von deutscher Sprache und Sitte, von Ausland zu Ausland zu versetzen.

Möchten Deutschlands hochherzige Regierungen doch unter allgemeiner Berathung in Erwägung zu ziehen geruhen, was dem Ge-

durch Erringung der höchstmöglichen Geistesentwickelung und körperlichen Ausbildung, und zwar nicht einzelner Weniger, sondern der Gesammtheit der Staatsbürger; und diese ist hinwiederum Folge der möglich mannigfaltigsten Beschäftigungen und Erzeugnisse gesellschaftlicher Arbeit. Nun sind aber einige Länder dermaßen von der Natur begünstigt, daß theils die Erzeugung mannigfaltiger Natur-Produkte, theils die Anfertigung von Kunst-Produkten nur eines geringen Aufwandes von Arbeit bedarf, und mithin wenige Kosten verursacht. Andere Länder sind dagegen von der Natur kärglicher ausgestattet, und wenn ihnen gleich mannigfache Natur-Produkte nicht abgehen, und ein und das andere ihnen gar eigenthümlich ist, so erfordert theils deren Gewinnung, theils besonders die Fabrikation der meisten Kunsterzeugnisse mehr Arbeit und Kostenaufwand, mit einem Worte mehr physische und geistige Kraftanstrengung. Was ist natürlicher, als daß letztere Staaten, oder vielmehr einzelne Klassen ihrer Bewohner, aus übel verhehltem Egoismus, nur zu geneigt seyn werden, diejenigen Fa-

---

sammtvaterlande hinsichtlich Handels und Gewerbe frommt, um zu jener kraftvollen National-Existenz zu gelangen, und möchte gegenwärtig durch das von achtzehn mittlern und kleinen — zum Theil sehr kleinen Regierungen gebildete, aus naturgemäßer Anschauung gewiß nicht hervorgegangenen Projekts eines, von den Gestaden der Nordsee bis zu Schlesiens Gebirge in seltsamen Krümmungen sich hinwindenden sogenannten „mitteldeutschen Handelsvereins,“ nicht aufs neue der Grund zu unglücklicher Trennung und Spaltung Deutscher gegen Deutsche gelegt, und das Ziel der Erreichung einer National-Existenz aufs neue weiter hinausgeschoben werden!

brikate, welche das Inland nur mit höherer Kraftanstrengung zu Wege bringen kann, und die folglich den Verfertigern theurer remunerirt oder bezahlt werden müssen, auf wohlfeilerm Wege vom Auslande zu beziehen, vollends, wenn dieser Austausch auf eine Weise zu Stande gebracht werden kann, daß mit wenigem Aufwand erzeugte Natur-Produkte, die das Ausland bedarf, die aber dem eigenen Gesellschaftsverein darum oft nicht weniger unentbehrlich sind, zu theuern Preisen für die Kunst-Produkte des Auslandes in Gegenrechnung gestellt werden? Der Erfolg ist aber in der Regel kein anderer, als daß jene Produzenten zwar für eine Zeit lang reich werden, wiewohl vielleicht nur allzu bald die Armentaxen allen Gewinn wieder aufzehren; der Staat im Allgemeinen aber, beim Verfall eigener Industrie, verarmt, und schwach und kraftlos wird. Denn zuletzt ist es mit Staaten nicht anders, als mit den einzelnen Menschen beschaffen. Gerade so wie derjenige als der kräftigste und vielvermögendste dasteht, dessen Geistes- und Körperentwickelung nicht einseitig, wie z. B. die des Landmanns oder des Fabrikarbeiters, der sein ganzes Leben hindurch nur immer eine und dieselbe mechanische Arbeit verrichtet hat, vor sich gegangen ist, sondern dessen Anlagen auf die vielseitigste Weise ausgebildet sind: gerade so mit ganzen Staaten. So wie jene in allen andern Geschäften und Lagen ihres Lebens die unbehülflichsten sind, und sich bei außerordentlichen Fällen weder zu rathen noch zu helfen wissen, kurz in jeder Rücksicht eine große Beschränktheit verrathen: so und nicht anders ist es mit denjenigen Staaten, in denen eine oder etliche wenige gesellschaftliche Arbeiten den Vorrang vor allen übrigen behaupten.

Man weiß daher in der That nicht, was man zu den Sätzen gewisser Lehrer der Staatswirthschaft sagen soll, wenn sie anrathen: „Der Kontinent solle bloß ackerbauend werden, weil man den Kunstfleiß der Engländer doch nicht erreichen könne." Daraus würde folgen, daß Fabriken und Manufakturen, oder jede Entwickelung der Gewerbe, die über den Ackerbau hinaus ist, für einen Staat etwas ganz gleichgültiges sei. Sobald man dieselbe Sache im Auslande wohlfeiler kaufen könne, sei es besser, ein Volk beschäftige sich bloß mit Erzeugung des rohen Natur-Produkts oder mit Anfertigung dessen, was es etwa selbst wohlfeiler, d. h., wie gesagt, zuletzt: mit geringerer Kraftanstrengung liefern könne, und tausche jene dafür ein. Das soll denn, wie ich einmal einen nicht ganz unberühmten Professor der Staatswirthschaft behaupten hörte, eine reiche Klasse von Bauern und Gutsbesitzern geben, die in Herrlichkeit und Wohlleben ihre Tage hinbringen könnten, und dem Staate Geld und Reichthümer zuführten.

Angenommen, das Gebiet eines Staates eigne sich so gänzlich zum Ackerbau, daß nicht nur das eigene, sondern das Bedürfniß anderer Länder mit Leichtigkeit und bei wohlfeiler Bestellung, davon bestritten werden könnte: würde die Regierung dieses Staats wohl thun, wenn sie nur ausschließlich diese eine Richtung des Gewerbefleißes begünstigen, oder es auch nur gleichgültig mit ansehen wollte, daß dadurch aller übrige Kunstfleiß im Lande, wenigstens im Großen, unterdrückt würde, bloß, weil das Ausland im Stande wäre, die Erzeugnisse des menschlichen Kunstfleißes wohlfeiler zu liefern? Allerdings würde

in einem solchen Staate für eine Zeitlang ein reiches und üppiges Geschlecht von Gutsbesitzern, und neben diesen eine dürftige Klasse von Dienenden und ärmlichen Handwerkern entstehen (die Beispiele davon dürfen ja so entfernt nicht gesucht werden); aber will man denn im Ernst einen solchen Gesellschaftsverein mit einer so einseitigen Entwickelung, für einen wahrhaft kräftigen und glücklichen ausgeben, in dem alle Genossen sich wohl befänden, und der, wenn einmal das Unglück hereinbricht, und Geistesentwickelung jeder Art und deren Erzeugniß Noth thut, alle Stürme der Zeit zu überstehen im Stande wäre? Und glaubt man denn, daß, wenn für den Landbau im eigenen Staate keine Gegenkraft vorhanden ist, die ihn stützt und trägt, selbst dieser für die Dauer eine hohe Stufe von Blüthe und Vollkommenheit erlangen wird? Oder sollte nicht ein ganz anderes und kräftigeres Staatsleben da entstehen müssen, wo die Regierung nie den Gesichtspunkt aus den Augen verliert: daß der ihrer Leitung anvertraute Gesellschaftsverein ein Ganzes ausmacht, dessen Theile zunächst durch und für einander selbst leben, und wo bei gleichen Rechten der Staatsbürger jeglichem Talent und jeglicher Anlage nicht nur freie Entwickelung gestattet, sondern jede gleich sehr begünstigt und angeregt, und sofern es Noth thut, auch gegen Beeinträchtigungen von aussen geschützt wird? wo also in dem einzelnen Staatsbürger nie der egoistische Grundsatz aufsteigen darf: weil mir etwas vortheilhaft ist, bin ich berechtigt es zu thun, sofern ich meinen Mitbürgern nur nicht geradezu und augenscheinliches Unrecht dadurch zufüge und vom Gesetz Strafe

zu erwarten habe, mag auch das Ganze darüber nie zur vollen Kraftentwickelung gelangen, oder mit der Zeit selbst darüber zu Grunde gehen? und wo Ackerbau und Manufakturen, Handel und Künste aller Art im eigenen Staate sich gegenseitig unterstützen, und das Leben aller Gesellschaftsgenossen angenehmer und leichter machen?

Wahrlich, wer da nur könnte, sollte in unsern Tagen mehr wie je, dazu beitragen, diesen Gesichtspunkt geltend zu machen, da nur zu viele, und das selbst gefeierte Lehrer der Staatswirthschaft, den Punkt nicht genug berücksichtigt zu haben scheinen, daß das geistige Leben der Staaten die Hauptsache ist, und daß dieses nicht unter Befolgung und Ausübung des egoistischen Grundsatzes: „Ich bin mir der Nächste, und was mir als Individuum zuträglich ist, bin ich berechtigt zu thun und zur Ausübung zu bringen," sondern nur da seine höchste Blüthe erreicht, wo neben Schutz für Person und Eigenthum, zugleich Veranstaltungen getroffen sind, welche dem Kombinations- oder Ideenerzeugungs-Vermögen aller Staatsbürger die vielseitigste Entwickelung gestatten, und nicht einzelne Wenige die Herren und Gebieter von Tausenden unglücklicher Sklaven werden lassen.

Freilich würde es für jeden Einzelnen, und wäre er in staatswirthschaftlichen Dingen der erfahrenste, schwer, wo nicht unmöglich seyn, hierin für jeden einzelnen Staat das Rechte zu bestimmen, um so schwerer, da manche Staaten, unbeschadet ihrer sonstigen vielleicht trefflichen Regierungs-Einrichtungen, von allem wahren Staatsgebiet entfernt, heut zu Tage noch die bunteste Länder- und Völkermasse darbieten, und es bei den ver-

schiedenartigsten Interessen der Bewohner dieser mannigfaltigen Ländertheile, nicht möglich seyn würde, allgemein zweckmäßige Maßregeln hinsichtlich der Gewerbe und des Handels anzugeben, und vollends zu entscheiden, wann und in wie weit Konkurrenz des Auslandes eintreten solle. Aber Unrecht haben die, welche da meinen, die Dinge machten sich, wie überall, so auch in diesen Stücken, ganz von selbst, und man müsse die Einzelnen nur handeln und Alle ihren eigennützigen Trieben folgen lassen, vorausgesetzt nur, daß sie in anderer Beziehung gesetzlich lebten, und sich nicht offenbare Eingriffe in das Eigenthum anderer erlaubten, so würden die Staaten am besten gedeihen, und namentlich im Produziren und Fabriziren, im Handel und Verkehr, wie unter den Einzelnen, so unter ganzen Staaten, Alles gegenseitig aufs Schönste sich ausgleichen. Es kann dies bei der physischen und geistigen Verschiedenheit der Staaten und ihrer Bewohner nicht geschehen. Vielmehr sind eben dazu Regierungen vorhanden (und es ist kaum zu begreifen, wie ein sonst so einsichtsvoller Mann, als Graf de Laborde dies hat übersehen können), um als lenkendes und leitendes Prinzip der gesammten Funktionen des Staatskörpers auch hierin das Rechte, oder das für alle Staatsbürger Wohlthätige, anzuordnen; wiewohl, nach dem bisherigen mangelhaften Verfahren und den offenbaren Mißgriffen mancher Regierungen zu schließen, vielleicht gerade bei diesem Gegenstande, wo am allerwenigsten statistische Zahlengerippe, Zollregister und sogenannte Handelsbilanzen und eben so wenig theoretische Lehrsätze allein ausreichen, sondern wo es auf die vollkommenste Kenntniß des innersten Staatslebens ankommt, mehr wie

bei jedem andern, Seitens der Regierung eine Berathung mit den Einsichtsvollsten und Besten aus allen Klassen der Staatsbürger nothwendig wäre, um nicht in Irrthümer aller Art zu gerathen, und dann allerdings scheinbar die Behauptung vieler der neuesten Lehrer der Staatswirthschaft und jener französischen Kaufleute zu begründen: es sei besser, Regierungen bekümmerten sich gar nicht um Handel und Gewerbe der Unterthanen!

Das weiß der Himmel! fiel hier der Fabrikant F. ein. Ich habe ihrem Raisonnement aufmerksam zugehört, und mit Fleiß meine Meinung zurückgehalten, eben weil mir der Gegenstand, so wie es auf die Anordnung und Gesetzgebung für Gewerbe und Handel in einzelnen Fällen ankommt, bei dem vielseitig sich durchkreuzenden Interesse der verschiedenen Klassen der Staatsbürger, so mannigfacher Ansichten fähig scheint, daß, wenn ich gleich Ihnen, mein verehrter Freund, in den von Ihnen vorgetragenen Grundideen gern beipflichte, ich mir doch nicht zutrauen würde, selbst in dem Zweige meines, wohl nicht ganz unbedeutenden Fabrikgeschäfts überall das Rechte, ich meine das für alle Klassen der Staatsbürger unseres Reichs Zuträglichste zu bestimmen. Aber den Wunsch habe ich schon so häufig nicht unterdrücken können, es möchte den Regierungen doch allezeit gefällig seyn, bei den über Handel und Gewerbe zu treffenden Anordnungen, unbeschadet aller ihnen beiwohnenden Regierungsweisheit, uns Fabrikanten und Kaufleute, und wie sich von selbst versteht, Gutsbesitzer, und wer sonst aus der Mitte der Staatsbürger eine gewichtige Stimme zu geben im Stande ist, ebenfalls zu hören! Sollte denn

überhaupt nicht hierin, in der freien Berathung mit den Einsichtsvollsten und Besten des Volks, der wahre Sinn und das große Geheimniß aller Volksrepräsentation verborgen liegen, wovon vor einiger Zeit alle Köpfe voll waren, und worüber man so viele seltsame Dinge von der gebietenden Volkssouveränetät an bis zu dem ausübenden konstitutionellen Regenten herab, zu hören und zu lesen bekam? —

Aber, fuhr F. fort, da kommen wir abermals auf ein Problem, das in seiner Lösung große Schwierigkeiten darzubieten scheint.

F. N. So sehr ich darin Ihrer Meinung bin, daß allerdings das Wesen der repräsentativen oder landständischen Verfassung in der freien Berathung der Regierung mit den Besten und Einsichtsvollsten aus der Mitte des Volks zu setzen ist, so scheint mir doch die Lösung dieser Aufgabe weniger Schwierigkeiten darzubieten, als man gewöhnlich annimmt.

Denn wenn, um Ihnen auch hierüber mit wenigen Worten meine Ansicht mitzutheilen, oder wenigstens anzudeuten, in jedem verständigen Organismus, alle Funktionen sich auf Einsicht, Wollen und Kraft der Ausführung beschränken, so scheinen auch die Funktionen des Regierungs-Organismus auf nichts anders zurückgeführt werden zu können. Es würde also, da nun einmal dasjenige, was man — das Staatsoberhaupt an der Spitze — Regierung nennt, eine künstliche Schöpfung des Menschen ist, die hierbei zu überlegende Frage bloß die seyn: welche Einrichtungen müssen getroffen werden, um der Regierung unter allen Umstän-

den denjenigen Grad von Einsicht, Willen und Macht zu sichern, deren es zur Ausübung ihres erhabenen und schwierigen Berufs bedarf, oder um zu bewirken:

einmal, daß sie stets von dem unterrichtet bleibe, was das Wohl des Staats fordert, und in ihren gefaßten Beschlüssen nie Gefahr laufe, Mißgriffe, sowohl in Abwendung von Gefahren, als in Förderung des als gut und nützlich Anerkannten zu begehen;

ferner, um sie versichert seyn zu lassen, daß dasjenige, was sie als heilsam und zweckmäßig anerkannt hat, auch ihrem als Gesetz ausgesprochenen Willen gemäß ausgeführt werde, und

drittens, um ihr unter allen Verhältnissen die zur Ausführung ihres Willens erforderliche Macht zu sichern.

Zur Erreichung des ersten Punkts scheint mir nichts weiter erforderlich zu seyn, als Freiheit des schriftlichen Ideenaustausches, und dann allerdings Versammlungen der Einsichtsvollsten und Besten des Volkes.

Was man nämlich in neuern Zeiten auch gegen die Freiheit des schriftlichen Ideenaustausches eingewendet hat, und so nothwendig bei dem damit getriebenen Mißbrauch, und bei der Aufgeregtheit der Gemüther in manchen Staaten, die Beschränkung einer zügellosen Presse erscheinen mag; so wird im Allgemeinen doch nicht zu bestreiten seyn, daß es ohne eine angemessene Preßfreiheit nicht nur keine sogenannte repräsentative oder ständische Verfassung gebe, sondern, daß Regierungen überhaupt sich Gefahren bloßstellen würden, wenn sie der Freiheit des schriftlichen Ideenaustausches allzu enge Gränzen setzen, oder dieselben gar

gänzlich aufheben wollten. Und zwar bin ich der Meinung, daß es nicht nur einem Jeden freistehen müßte, seine Ansichten und Ideen, wie über alles Andere, so auch über den Staat offen und freimüthig, in geziemender Weise auszusprechen, sondern ich möchte selbst behaupten, es sei für jeden Staat ein eigenes Institut oder Kollegium wünschenswerth, wo nicht nothwendig, dem die Verpflichtung obläge, alle in Beziehung auf Staatsverwaltung und dahin gehörige Gegenstände erscheinende Schriften, Eingaben und Vorschläge Einzelner zu prüfen, und die Regierung von allen neuen Ideen und ihrer Anwendung offiziell in Kenntniß zu setzen, eine Ideen-Prüfungs-Kommission, wie sie vielleicht in keinem Staate bisjetzt existirt, deren Nutzen mir aber augenscheinlich ist.

Nächstdem gehören hierher Volksrepräsentationen oder ständische Versammlungen, nicht um Namens des angeblich souveränen Volkes der Regierung vorzuschreiben, wie sie regieren solle, sondern

einmal, damit die Regierung vollkommen gewiß seyn könne, durch die vermittelst eines zweckmäßigen Wahlgesetzes aus den Einsichtsvollsten und Tugendhaftesten der Nation, vom Volke selbst auserkornen Staatsbürger, von dem Zustande des Staats ganz genaue und sichere Kunde zu erhalten;

zweitens, weil es der Regierung werth seyn muß, und ihr selbst Sicherheit und Zutrauen giebt, mit einem Worte, ihre Einsicht und Kraft erhöht, wenn sie die Meinung und den Rath der Klügsten und Besten des Volks vernehmen kann;

endlich, weil es das Vertrauen des Volks zur Regierung erhöht, und ihm eine Beruhigung gewährt, wie sie ihm auf keine andere Weise verschafft werden kann, wenn es sich auf solche Weise im engen Bande mit dem Staatsoberhaupte und den von ihm bestellten Regierungsbeamten weiß, und besonders Gewißheit darüber erlangt, daß dasjenige, was es der Regierung an Steuern und Abgaben, so wie an Diensten aller Art leistet, nicht vergeudet und von Wenigen verpraßt, oder an unnütze Dinge verschwendet, sondern ebenmäßig in alle Theile des Reichs zurückströmt, und wirklich zu seinem und des Allgemeinen Besten zweckmäßig verwandt wird.

Hinsichtlich des zweiten Punktes, der Ausführung des Gesetzes, thut eine wohlorganisirte Kontrolle noth, die zwar größtentheils schon durch die Freiheit des schriftlichen Ideenaustausches und durch die Zusammenkunft der Repräsentanten des Volkes sich bildet, die aber außerdem in sofern ihre eigene Behörde fordert, um die treue und zweckmäßige Verwendung der öffentlichen Gelder durch genaue Prüfung der von den Beamten abzulegenden Rechnungen, worunter freilich nicht jene übel berüchtigte Pfennigkrämerei verstanden werden kann, zu sichern. Durch zweckmäßige Einrichtung einer solchen Kontrolle, die, wie aus diesem Wenigen schon einleuchtet, nichts weniger als eine Behörde seyn würde, welche vermittelst der vier Spezies sich die gesammten Verwaltungsbehörden unterwürfig zu machen strebte, und durch die Verbindung derselben mit einer wohlangelegten Staatsbuchhalterei würde zugleich der Weg gebahnt werden, um, neben einer gründlichen Kenntniß von den

Resultaten der ganzen Staatsverwaltung zu einer immer vollkommnern Landes-Statistik, worunter ich mir indessen wiederum nicht bloße Zahlengerippe und Tabellen denke, dem Hauptbedürfniß für die Finanzverwaltung, zu gelangen.

Der dritte Punkt, um der Regierung unter allen Umständen, die zur Ausübung ihres Geschäfts erforderliche Kraft zu sichern, giebt sich von selbst, wenn sie hinsichtlich des ersten und zweiten Punktes auf diejenige Weise organisirt ist, welche das Interesse eines jeden Staates erfordert. Handelt die Regierung alle Zeit mit gehöriger Einsicht, und besitzt sie das Vertrauen des Volks — und beides kann ihr unter den bereits angegebenen Einrichtungen nicht fehlen, besonders wenn sie überdies versteht, das Volk durch Schriftsteller und Lehrer über das Wesen des gesellschaftlichen Vereins und über Jedermanns Rechte und Pflichten gehörig unterrichten zu lassen: so ist ihre Macht in Wahrheit unbegränzt. Mit Freuden bringt das Volk alsdann die schwersten Opfer und scheut keine Kraftanstrengung, wie Beispiele in der ältern und neuesten Zeit das sattsam bewiesen haben, da es nur zu wohl weiß, daß jedes Opfer ihm hundert- und tausendfältig auf andere Weise wieder zu Gute kommt, und der Regent gebietet unumschränkt über Leben und Tod seiner Unterthanen.

Doch es schien, man wollte auch hierin vor einiger Zeit in mehrern Staaten nicht das Rechte und gerieth auf beiden Seiten auf Abwege.

Entweder man suchte, und sucht vielleicht noch die angeblich gute, liebe alte Zeit mit allen ihren Mängeln und Unvollkommenheiten, und ihrer zum Theil auf Despotie

und Aberglauben gegründeten Regierungsweise zurückzuführen, ohne zu bedenken, daß hierin geradezu eine Unmöglichkeit liegt, und daß wenn neuere zeitgemäße Ideen einmal die Mehrzahl der Köpfe lebhaft ergriffen haben, nichts im Stande ist, dieselben wieder zu vertilgen, daß vielmehr ein Kampf zwischen dem Alten und Neuen auf Leben und Tod beginnt, bis letzteres den Sieg errungen hat, und vollständig ins Leben eingetreten ist;

Oder man suchte die Monarchie, und, wenn man will, mit ihr alle Regierung geradezu zu stürzen.

Ging es nämlich nach vielen der frühern Konstitutions-Prediger, so sollte das Staatsoberhaupt nicht mehr Regent des Staats bleiben, sondern zum Regierten herabsinken, d. h. nicht von ihm sollten mehr Ideen und Vorschläge zum Bessern ausgehen, nicht er im Verein mit seinen Regierungsgehülfen das lenkende und leitende Prinzip seyn, nicht in ihm das Ganze seinen Einigungspunkt finden, nicht von ihm die Promulgation des zuvor mit den Einsichtsvollsten und Besten des Volks berathenen Gesetzes ausgehen; sondern annehmen sollte er, was ihm dargeboten wurde, bloß die gefaßten Beschlüsse, gern oder nicht gern wollend, sanktioniren, und, dem Vorgeben nach, für die Ausführung Sorge tragen.

Dergleichen Beginnen hieß unstreitig die Regierung und das Staatsgebäude überhaupt, auf die Spitze stellen, und mußte nothwendig Unglück und Zerrüttung aller Art herbeiführen. Denn die Natur läßt sich einmal nicht umkehren.

Was die Sache zu ihrer Zeit unter dem unglücklichen Ludwig dem Sechszehnten für eine Wendung nahm, haben wir

wir als lebende Zeugen gesehen, und zum Theil selbst in Deutschland in seinen Folgen schrecklich empfunden. Auf eine ähnliche Weise wurden vor mehr denn hundert Jahren Wilhelm dem Dritten in England die Hände gebunden. Was geschah? Wilhelm richtete, im Innern beengt, seine Augen vorzugsweise auf die auswärtigen Angelegenheiten, wo ihm freie Hand gelassen war. Die Nationalschuld, welche England bereits in die gefährlichsten Krisen gestürzt, und dem Volke eine unerträgliche Last aufgebürdet hat, nahm ihren Anfang, und List und Verschlagenheit mußte, unter oberster Leitung eines Premierministers, und unter den Spiegelfechtereien anscheinend glänzender Parlamentsverhandlungen, zu erlangen suchen, was auf offenem geraden Wege zu erreichen, der Regierung nicht zugestanden war.

Also gewiß herrlich! wenn man eine Einrichtung wünscht, welche der Regierung die höchstmögliche Intelligenz und Kraft, dem Volke die Ueberzeugung sichert, daß stets sein Wohl von der erstern ins Auge gefaßt werde. Auch von Deutschlands trefflichen Regenten haben mehrere, und unter ihnen Preußens edler und gerechter König, eine solche Einrichtung in ihren Staaten bereits getroffen, und nach den individuellen Verhältnissen derselben ihren treuen Völkern die Wohlthaten repräsentativer oder ständischer Verfassungen angedeihen lassen.

Wird sich indessen hinterher finden, daß auch diese Einrichtungen nicht im Stande sind, allen Klagen, aller wirklichen und vermeintlichen Noth ein Ende zu machen, und die Wünsche Aller zu befriedigen: je nun, so wollen wir nicht sofort alle Regierung oder einzelne Bestandtheile

derselben, nach dem Beispiele des Grafen de Laborde geradezu für überflüssig erklären, sondern uns mit der Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge trösten; vor allen aber den, leider von den Wenigsten genug beachteten Spruch des göttlichen Weisen von Nazareth beherzigen, als die Pharisäer ihn fragten: „Wann kommt das Reich Gottes?“ „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebehrden; man wird auch nicht sagen: Siehe, hie oder da ist es! denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch!“

A. W.

Vertheidigung
des
Herausgebers dieser Monatsschrift
gegen
mehrere, in mitteldeutschen Zeitungen auf ihn gemachte Angriffe.

Wie viel muß man sich gefallen lassen, wenn man, als deutscher Schriftsteller, sich herausnimmt, über den allgemeinen Vortheil Deutschlands zu reden! Mißdeutungen zu entgehen, scheint in einem solchen Falle fast unmöglich zu seyn.

In dem Allgemeinen Anzeiger der Deutschen macht ein Herr Fried. Karl Hoffmann, vormals Königlich preuß. Revieraufseher und Inhaber der Kriegsdenkmünze, auch Verfasser der Beiträge zur Bildung glücklicher Handwerker, dem Herausgeber dieser Monatsschrift wegen seiner vorläufigen Bemerkungen zu der Idee eines mitteldeutschen Handelsvereins den Vorwurf der Gefühllosigkeit. „Diese, mit ungemeiner Gelehrsamkeit und Scharfsinn abgefaßten Bemerkungen," sagt er, „werden noch in späten Zeiten ein trauriger Beleg der Gefühllosigkeit bleiben, womit ein Gelehrter unserer Zeit die heiligsten Interessen der Menschheit beachtet. Der Nothstand von beinahe 6 Millionen Menschen, die, beiläufig gesagt, doch auch Deutsche sind, scheint ihm etwas weniger noch als gleichgültig zu seyn, und das Bestreben von 16 verbündeten Fürsten, die Wohlfahrt ihrer Unterthanen

durch einen Handelsverein zu begründen, wird — kaum traut man seinen Augen — Fronderie und Oppositionszeit genannt."

Auf diesen Vorwurf fragt sich der Herausgeber, wie es doch möglich gewesen sei, seine „Bemerkungen zu der Idee eines mitteldeutschen Handelsvereins" so falsch zu verstehen? Er ist sich bewußt, nicht bloß ein Herz für die 5 bis 6 Millionen, welche den mitteldeutschen Handelsverein bilden wollten, zu haben, sondern auch ein Herz für die mehr als 30 Millionen, welche die Bevölkerung Deutschlands ausmachen. Das Einzige, wozu er sich freiwillig bekennt, ist, daß er nicht geglaubt hat, auch nie glauben wird, daß durch die Stiftung eines mitteldeutschen Handelsvereins die Wohlfahrt der von ihm umfaßten 5 bis 6 Millionen befördert werden könne. Er hat also mit seiner Liebe für die sämmtlichen Bewohner Deutschlands nur die Zweckmäßigkeit des von den Stiftern jenes Vereins gewählten Mittels in Zweifel gezogen, und sich darüber am Schlusse seiner Bemerkungen aufs Bündigste ausgesprochen, indem er gesagt hat: „Deutschland, dies schöne Land, bedürfe unstreitig der höchsten Handelsfreiheit; doch um diese zu erhalten seien Konföderationen ganz handgreiflich das unwirksamste Mittel, das sich ersinnen lasse — vollkommen eben so unwirksam für diesen Zweck, wie sie es in früheren Zeiten für die Herbeiführung einer guten Reichsverfassung gewesen." Wollte demnach Herr Fr. Karl Hoffmann dem Herausg. d. Monatsschr. f. D. durchaus zu Leibe gehen: so mußte er ihn wegen dieser letzten Behauptung angreifen, d. h. er mußte, so weit es möglich war, beweisen, daß durch eine Konföderation, wie die des

mitteldeutschen Handelsvereins, die Wohlfahrt von 5 bis 6 Millionen Deutscher wirksam und nothwendig gefördert werde. Wir nehmen dem guten Mann mit seinen überschwänglichen Gefühlen nichts übel; erwarten jedoch dafür, daß er es verzeihlich finden werde, wenn wir ihm sagen, er habe uns gar nicht verstanden.

Zwischen dem Herrn Friedr. Karl Hoffmann und dem Herausg. d. Monatsschr. f. D. würde alles abgemacht seyn, wenn nicht noch ein Punkt zu erledigen wäre, der das preuß. Zoll-System betrifft.

Herr Friedr. Karl Hoffmann sagt nämlich: „Wenn ich die Behauptung aufstelle, daß das preuß. Zoll-System für die Handelsfreiheit in Sachsen, Kurhessen, Hannover und in mehreren andern benachbarten Staaten außerordentlichen Nachtheil gebracht hat — einen Nachtheil, welcher diese Nachbarländer mehr oder minder in einen Nothstand versetzt, der bereits eine sehr hohe Stufe erreicht hat — wer würde dies bei uns nicht tagtäglich begründet finden? Und welcher Rechtliche wird einen Fürsten tadeln, dem das gränzenlose immer allgemeiner werdende Elend nicht gleichgültig bleibt, und dessen wohlwollendes Herz zu der schleunigsten Abhülfe auffordert?"

Ist denn aber Herr Fr. Karl Hoffmann hinsichtlich der Ursachen des gränzenlosen und allgemein werdenden Elends der Gewerbtreibenden in den genannten Staaten wirklich so sehr im Reinen, daß er das preuß. Zoll-System, als die vorzüglichste zu bezeichnen im Stande ist? Hat er dies Zoll-System nach seinen Prinzipien und nach seinen Beziehungen durchdacht? Würde er fähig seyn, Herrn Huskisson Lügen zu strafen, welcher bekanntlich im

vollen Parliamente behauptete, „es gebe in der ganzen europäischen Welt kein liberaleres Zoll-System, weil dadurch nichts prohibirt werde?“ Hat er sich auch nur einfallen lassen, zu fragen, in wiefern die Schuld des gränzenlosen immer allgemeiner werdenden Elends in Sachsen und Kurhessen, in Hannover und anderen benachbarten Staaten — wir nehmen, indem wir seinen Ausdruck wiederholen, bei uns selbst an, daß er die Farbe nicht allzu stark aufgetragen habe — wohl nicht vielmehr an den Einrichtungen, Maximen, Gesinnungen u. s. w. der genannten Staaten liegen könne? Wir führen nur eine Thatsache gegen die Behauptung unsers Gegners an: die nämlich, daß Hessen-Darmstadt seine Rechnung bei dem Verkehr mit Preußen findet. Wie wäre dies möglich, wenn in dem preuß. Zoll-System eine unbedingt tödtende, d. h. eine die gesellschaftliche Arbeit verleidende Kraft enthalten wäre? . . . Irren wir nicht sehr, so schlägt jene Thatsache alle die Behauptungen nieder, nach welchen man die Ursache politischer Leiden, um sie nicht in sich selbst zu finden, lieber in etwas Aeußerem suchen möchte.

Herr Friedr. Karl Hoffmann ist aber nicht unser einziger Gegner. Ein zweiter, und zwar ein noch weit vornehmerer, ist uns in dem Korrespondenten von und für Deutschland erstanden. Ob der Herausgeber dieses Blatts, der Herr Dr. F. H. Ungewitter, dieser Gegner ist, lassen wir dahin gestellt. Wer es auch sei: wir machen auch ihm den Vorwurf, daß er unsere „Bemerkungen zu der Idee eines mitteldeutschen Handelsvereins“ sehr flüchtig gelesen und ganz falsch aufgefaßt habe, also, daß er nicht sowohl gegen uns, als vielmehr, wie der

gute Ritter von Mancha, gegen Windmühlen kämpft, die er für Riesen hält.

Es ist uns nicht eingefallen zu behaupten, daß die 18 Suveräne (nämlich mit Inbegriff der beiden freien Städte Bremen und Frankfurt), welche den mitteldeutschen Handelsverein bilden, sich die Bestimmung gegeben haben, die nicht beitretenden Staaten in ihrer politischen Wirksamkeit zu lähmen; wohl aber haben wir behauptet, daß, wenn der Verein nicht auf eine solche Weise zu Stande gebracht werde, daß die ihm nicht beitretenden Staaten seine Prinzipe und Einrichtungen billigen können, er ein Rad im Rade seyn und politische Lähmungen hervorbringen werde. Mit Einem Wort: was wir als bedingt ausgesprochen haben, hat unser Gegner als unbedingt aufgefaßt. Daher sein Paralogismus mit allem, was sich daran hängt und zuletzt dahin ausläuft: „die Diatribe (so werden die vorläufigen Bemerkungen zu der Idee eines mitteldeutschen Handelsvereines genannt) sei um so tadelswürdiger, da ihr Urheber, sich hinter das Palladium großer und hoher Interessen flüchtend, es gewagt habe, ein politisches Anathem über suveräne Regierungen auszusprechen, weil dieselben ihren Staatshaushalt nicht nach denjenigen Prinzipien zu reguliren gedächten, deren Allgemeinheit, nach seiner Ansicht, die unerläßliche Bedingung für Deutschlands Heil und Wohlfahrt ist."

Hier ließe sich also wohl das bekannte Facit (satyram) qui capit geltend machen. Da dies jedoch nur wenig fruchten würde, so ziehen wir es vor, mit der größten Offenheit über das Anathem zu reden, das wir ausgesprochen haben sollen, d. h. mit andern Worten, zu sagen:

wie wir dazu gekommen sind, uns der scheinbar respekt-widrigen Ausdrücke „Fronderie und Oppositionsgeist" in Beziehung auf die Stifter des mitteldeutschen Handelsvereins zu bedienen.

Die volle Wahrheit zu gestehen, diese Ausdrücke würden uns gar nicht in Sinn gekommen seyn, wären sie nicht hervorgerufen worden durch eine Stelle des Artikels der Oberpostamts-Zeitung, gegen welchen unsere „Vorläufigen Bemerkungen" gerichtet waren.

Diese Stelle lautet von Wort zu Wort also:

„Die Mittel zur Erreichung des oben ausgesprochenen Zweckes liegen klar und einfach vor, da Recht und Kraft die Wünsche des Vereines begründen: denn das Waare gegen Waare vertauscht, Freiheit mit Freiheit, Gleiches mit Gleichem erwiedert werde, das ist Forderung des natürlichen Rechts, bei dessen Verkennung und Verweigerung es dem Verein wohl nicht an Mitteln fehlen dürfte, das, was recht und billig ist mit feierlicher Kraft geltend zu machen, da er helfen und hemmen, Vortheil und Nachtheil zu gewähren vermag. Ein Verein, der in seinem heutigen Umfange eine Bevölkerung von 5 bis 6 Millionen Seelen, eine durch Lage, Hoheitsrechte und Verträge versicherte Freiheit der Schifffahrt auf Elbe, Rhein, Main und Weser, eine bedeutende Meeresküste, große Stapel- und Handelsplätze, reich an Kapital, Kredit und weit ausgebreiteten Verbindungen, mehrere ganz im Vereinsgebiet liegende Haupt-Kommerzial-Strassen, und endlich einen glücklichen Reichthum und Wechsel von Ackerbau und Fabriken besitzt — ein solcher Länderverband vereinigt offenbar alle Elemente in sich, um nicht minder

den inneren Verkehr beleben, als einen ausgebreiteten Handel mit dem Auslande betreiben zu können, da es bei der Konsumtion und Produktion von 6 Millionen kräftiger, betriebsamer Menschen an Gegenständen eines gegenseitig vortheilhaften Austausches nicht fehlen kann. Die Verbindung mit einem solchen Verein, wird den Nachbarlanden nicht gleichgültig seyn; und wenn der einzelne kleinere Staat der Nothwendigkeit nachzugeben und fremdes Gesetz zu dem seinigen zu machen, sich veranlaßt finden kann: so wird dagegen dieser Staatenbund Gleichheit der Rechte und Verbindlichkeiten zu fordern und sich zu bedingen vermögen."

Der offizielle oder semi-offizielle Charakter des ganzen Artikels ließ sich keinen Augenblick verkennen; und was in der angeführten Stelle ausgesprochen war, bezog sich nur auf Preußen. Was aber sprach der Verfasser aus, als er sich der Worte bediente: „einem solchen Vereine dürfte es wohl nicht an Mitteln fehlen, das, was recht und billig ist, mit feierlicher Kraft geltend zu machen, da er helfen und hemmen, Vortheil und Nachtheil zu gewähren vermag?" Wir überlassen es billig dem Leser, diese Worte auszulègen so gut er kann, fordern ihn aber zugleich auf, einen Sinn darin anzutreffen, der unbedingte Freundschaft für Preußen, ja auch nur eine entfernte Anerkennung der besonderen Lage verräth, worin sich dies Königreich in Beziehung auf Deutschland befindet. Um bloße Reziprozität konnte es sich nicht handeln; denn diese hatte Preußen nie versagt. Indem es sich aber um etwas anders handelte — wie hätte man nicht auf den Gedanken gerathen sollen, daß Fronderie und Oppositions-

geist im Spiele sei, diese mochten ihren Grund haben worin sie wollten?

Das sogenannte Anathem, das der Herausg. d. Monatsschr. f. D. über die 18 suveräne Regierungen, welche ihren Staatshaushalt nach besonderen Prinzipien regeln wollen, ausgesprochen haben soll, war demnach provozirt durch den Artikel der Oberpostamts-Zeitung, worin der erste Aufschluß über den Zweck des mitteldeutschen Handelsvereines gegeben wurde.

Weit entfernt, jenen suveränen Regierungen den mindesten Abbruch thun zu wollen, gönnen wir ihnen von ganzem Herzen den Genuß der Unabhängigkeit und Rechtsgleichheit, der ihnen durch die Bundes-Akte zugesichert ist. Dies kann uns jedoch nicht abhalten, zu wünschen, daß sie von ihrer Suveränetät immer nur den Gebrauch machen mögen, womit der Friede und die wahre Wohlfahrt Deutschlands bestehen können; und da wir der Meinung sind, daß dies nur dann der Fall seyn werde, wenn die besondere Lage Preußens besser, als bisher, berücksichtigt wird: so können wir der Versuchung nicht widerstehen, uns hierüber ausführlicher zu erklären, in keiner andern Absicht, als alles zum Besten zu kehren und für die Zukunft Maßregeln abzuwenden, die, sofern sie gegen Preussen gerichtet sind, nur als gemeinschädlich angeschaut werden können.

Preußens politische Lage ist von keiner Seite beneidenswerth. Es bildet den Vorposten Deutschlands im Westen und im Norden, und hat, als solcher, eine Aufgabe zu lösen, wie kein anderer Staat der europäischen Welt. Wollte es, bei dem gegenwärtigen Zivilisations-Grade, sein

Heer vernachlässigen, so würde dies nur mit gänzlicher Verkennung seiner Bestimmung geschehen können: denn diesem Heere verdankt das mittlere Deutschland seinen Frieden; ja man darf, gemachten Erfahrungen gemäß, hinzufügen, daß der ganze deutsche Staatenbund sein Daseyn und sein Bestehen nur in diesem Heere hat. Die Unterhaltung jeder zahlreichen bewaffneten Macht aber ist mit großen Anstrengungen verbunden, die nur aus der gesellschaftlichen Arbeit hervorgehen können. Was nun ist die Folge davon für Preußen? Keine andere, als daß seine Regierung unabläßig darauf bedacht seyn muß, die gesellschaftliche Arbeit so zu leiten, daß sie ein nachhaltiges Objekt der Besteuerung bleibt. In dieser ihrer Bemühung ist die preußische Regierung sogar verpflichtet, dahin zu wirken, daß ihre Nachbarn sich nicht auf Einrichtungen einlassen, die ihr Einkommen wesentlich vermindern können. Der freieste Austausch entspricht ihrem Interesse, weil durch ihn die Arbeit am wirksamsten angeregt wird; aber eben deßwegen kann sie nur mißbilligen, was den gesetzmäßigen Austausch erschwert oder hintertreibt. Neu angelegte Zoll-Linien, welche keine andere Bestimmung hätten, als den Verkehr zwischen Alt-Preußen und dem rheinischen Preußen zu hemmen, würden ihr also im höchsten Grade zuwider seyn, weil die Wirkung solcher Zoll-Linien keine andere seyn könnte, als Vertheuerung derjenigen Produkte, wodurch die getrennten Theile der Monarchie sich gegenseitig zu Hülfe kommen wollen. In qualitativer Hinsicht ist ihre Suveränetät unstreitig nur jeder andern gleich; allein die Aufgabe, die sie in Beziehung auf Deutschland zu lösen hat, gewährt ihr das Vorrecht, verlangen zu dürfen, daß

kein deutscher Staat die freie Kommunikation zwischen Alt-Preußen und Rheinisch-Preußen dergestalt hemme, daß die Vortheile derselben darüber verloren gehen. Im besten Vernehmen mit den Mittelstaaten Deutschlands zu stehen, ist eine ihrer ersten Angelegenheiten; sollte aber eine bis an Feindschaft reichende Verkennung ihres Vortheils eintreten, so würde sie diesen durch alle, von der Klugheit gerechtfertigten Mittel geltend zu machen genöthigt seyn.

Wir sprechen hierdurch nur unsere Privat-Anschauungen von dem Interesse der preußischen Regierung aus; und zwar mit der Ueberzeugung, daß in dieser Anschauung nichts enthalten ist, was nicht in der Natur der Sache selbst gegründet wäre.

Hinsichtlich des Ausganges der Konferenzen zu Kassel haben wir, wie es scheint, uns nicht wesentlich geirrt. Wie konnte dieser Ausgang anders als — unfruchtbar seyn, da für die Konferenzen alles darauf berechnet war, daß das Staatswirthschaftliche als getrennt, oder vielmehr als trennbar von dem Politischen gedacht werden sollte? Weil beides sich zu einander verhält, wie Mittel zum Zweck, so konnten wir mit so viel Bestimmtheit vorhersagen, daß das Ergebniß des Zusammentritts zu Kassel eine Fehlgeburt seyn werde. Wer sich Besseres davon versprach, ließ offenbar aus der Acht, daß Massen, welche nicht organisirt werden können, nothwendig wieder auseinander fallen. Man hat sich zwar mit dem wechselseitigen Versprechen von einander getrennt, daß man, mit Beibehaltung der bisherigen Zolleinrichtungen, innerhalb sechs Jahren nicht einem anderen Verein beitreten wolle;

allein werden sich, nach dieser Frist, die Umstände, welche zu einem Verein drängten, verändert haben? und wird es nach sechs Jahren nicht noch eben so sehr an einem festen Mittelpunkt, dem man sich anschließen kann, fehlen, als es bisher daran gefehlt hat? Man glaubt wol über das Naturgesetzliche in den gesellschaftlichen Erscheinungen hinwegschreiten zu können; allein dieser Irrthum dient in der Regel nur dazu, daß das Naturgesetzliche desto früher Anerkennung findet; und dies ist alles, was wir in Beziehung auf Deutschland zu wünschen uns erlauben.

Der zu Kassel gemachte Versuch, einen mitteldeutschen Handelsverein zu Stande zu bringen, hat mehrere Schriften veranlaßt, unter welchen eine Abhandlung des Herrn Geheimen Raths und Professors Zachariä zu Heidelberg, betitelt: Ueber die deutschen Zoll- und Mauthvereine der neuesten Zeit *), den stärksten Eindruck gemacht zu haben scheint; zum wenigsten hat sie in den Beilagen No. 258. u. No. 259. der Allgemeinen Zeitung ihr Echo gefunden, und mehrere andere Blätter haben sich beeilt, Auszüge aus derselben zu liefern. Wenn wir hier, zum Schlusse, die Gedanken des berühmtesten Staatswirthschaftslehrers unserer Zeit, auf die Kapelle der Kritik bringen: so geschieht es zu keinem anderen Zweck, als gewisse Resultate unserer eigenen Beobachtung und Erfahrung in ein helleres Licht zu stellen.

Herr Zachariä unterscheidet, vor allen Dingen, zwischen Zollvereinen und Mauthvereinen. Unter

*) Diese Abhandlung befindet sich in den von Herrn K. H. L. Pölitz herausgegebenen Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst.

einem Zollverein versteht er denjenigen Verein, welcher das Zollwesen der vereinigten Staaten zum Gegenstande hat, ohne jedoch die vereinigten Länder in eine gemeinschaftliche Mauth, d. h. in eine an die Gränze sich hinziehende Zolllinie einzuschließen. Wenn dagegen die unter einem solchen Vereine begriffenen Länder von einer solchen Linie umgeben sind, so daß übrigens der Verkehr unter diesen Ländern frei ist: so wird der Verein ein Mauthverein genannt werden. Zu einem Mauthverein wird also wesentlich erfordert, daß die vereinigten Länder unmittelbar aneinander gränzen. Ein Zollverein könnte auch unter Ländern, zwischen welchen andere Länder lägen, bestehen. Ein Mauthverein hat die Veränderung des Zollwesens des einen oder des andern Staats unmittelbar zur Folge. Nicht so ein Zollverein.

Den Ursprung der Zölle führt Herr Zachariä bis in die Herrschaft der fränkischen Könige über Deutschland zurück. „Damals, sagt er, waren die Zölle Abgaben, welche dem Könige für die Erlaubniß, von einer Land- oder Wasserstrasse Gebrauch zu machen, zu entrichten waren. Sie waren also nicht Steuern, d. h. nicht Abgaben, welche der Staat kraft des Rechts erhebt, die Ausgaben, welche er zum Besten der Gesammtheit zu machen verpflichtet ist, aus dem National-Vermögen zu bestreiten; sondern sie waren eine Art von Grundrenten. Man war weit davon entfernt, sie nach einem staats- oder nach einem nationalwirthschaftlichen Prinzip aufzulegen oder abzumessen; man nahm an den gelegensten Orten, und so viel, als man den Umständen nach, z. B. ohne daß die Quelle versiegte, nehmen konnte. Viele Jahrhunderte hindurch blieb es bei

diesem Begriffe der Zölle und bei dieser Lage der Sachen. Als endlich zu Ende des 15. Jahrh. die Landeshoheit vollkommen ausgebildet da stand, da änderte sich zuvörderst der staatsrechtliche Begriff der Zölle. Die Reichsgesetze, welche die Anlegung neuer, und die Erhöhung der bestehenden Zölle verboten, wurden, von nun an, nur auf die Durchgangszölle bezogen. Dagegen stand nunmehr in dem Ermessen eines jeden Landesherrn, die Zölle, die bei der Ein- und Ausfuhr erhoben wurden, imgleichen die Binnenzölle nach Gefallen zu erhöhen oder abzuändern. Die Folge davon war, daß man, nach und nach, anfing das Zollwesen im Innern des Landes (die Aus- und Einfuhrzölle und die Binnenzölle) nach Grundsätzen zu ordnen. Die Fortschritte waren langsam: meist half man nur im Einzelnen nach; in einzelnen Ländern blieb es sogar fast bei dem Alten, bei den kaiserlichen Zöllen. In denjenigen Ländern, wo man das Zollwesen nach Grundsätzen ordnete, blieb, abgesehen von den Durchgangszöllen, von dem ursprünglichen Begriffe der Zölle, kaum das übrig, daß sie Abgaben waren und blieben, welche bei Gelegenheit des Gebrauchs einer Strasse erhoben wurden. Wenn man sie aber ihrem national- und staats-wirthschaftlichen Charakter nach betrachtete, konnten und mußten sie unter sehr verschiedene Klassen, in dem einen Lande unter diese, in dem andern unter andere gebracht werden. Sie waren oft von andern neben ihnen stehenden Abgaben mehr dem Namen als der Sache nach verschieden."

„Endlich ordnete man in einigen deutschen Staaten, z. B. in Oesterreich, in Preußen, in Baiern, in Würtemberg, in Baden, das Zollwesen nach einer freien und

allgemeinen Ansicht. Die Wissenschaft trat ins Leben; viel wirkte auch das Beispiel Großbritanniens und Frankreichs. Man hob alle die Abgaben, welche im Innern des Landes die Freiheit des Verkehrs gehemmt hatten, alle Binnenzölle und alle die Abgaben, die, wenn auch dem Namen nach, von diesen verschieden, dennoch der Sache nach, ihnen verwandt waren, auf, und setzte an die Stelle derselben Gränzzölle, Mauthen, Durchgangszölle, Ein- und Ausfuhrzölle. Man umzog das Land mit einer Mauthlinie; gewöhnlich um das Einschwärzen desto sicherer zu verhindern, mit einer doppelten. Der allgemeine Charakter dieser neuen Zollanstalten ist der: der Verkehr im Innern ist frei; der Waaren-Verkehr (denn nur auf diesen pflegen die Mauthabgaben gelegt zu werden), welcher von dem Auslande auf den Strassen des Inlandes oder mit dem Auslande betrieben wird, ist mit Abgaben belegt. Der formelle Charakter dieser Abgaben ist also der, daß sie an der Gränze erhoben werden."

„Verschieden sind dagegen diese Abgaben, ihrem materiellen Charakter — ihrem Grunde und Zwecke — nach."

„Für Durchgangszölle dürfte sich überall nicht ein Rechtsgrund anführen lassen. Denn durchgehendes Gut gehört überall nicht zu dem National-Vermögen; der Landesschutz aber, dessen das durchgehende Gut genießet, beruhet auf einer Pflicht, welche eine jede Nation gegen die andere auf sich hat. Der einzige Maßstab für Abgaben dieser Art (von Wegegeldern ist hier gar nicht die Rede; diese sind Renten, nicht Steuern) ist die Macht, d. h. man kann so viel nehmen, als man nehmen kann, ohne den Waarenzug aus dem Lande in ein anderes zu

ver-

verdrängen, oder ohne den Waarenverkehr, welchen andere Länder auf den Strassen des Inlandes mit einander betreiben, zum Nachtheile des Durchgangszolls zu vermindern . . ."

„Die Ein- und Ausfuhrzölle können einen doppelten Charakter haben, einen staatswirthschaftlichen und einen national-wirthschaftlichen. Mit andern Worten: die Frage, ob und bis zu welchem Betrage Zölle dieser Art erhoben werden sollen, kann nach einem doppelten Systeme, nach dem staatswirthschaftlichen und nach dem national-wirthschaftlichen erörtert und entschieden werden."

„Geht man bei der Anlegung und Bestimmung dieser Zölle von dem ersten Systeme aus: so betrachtet man sie unmittelbar blos als Mittel, die Staatsausgaben zu decken. Kurz, die Rücksicht, welche der Staatswirth (Finanzminister), als solcher, auf den National-Wohlstand zu nehmen hat, ist nur negativer Art; er hat sich nur dafür zu hüten, dem Erwerbfleisse des Volks keine das National-Einkommen vermindernde Fesseln anzulegen. Als eine Art der indirekten Abgaben haben die Ein- und Ausfuhrzölle alles das für sich, was die indirekten Abgaben überhaupt empfiehlt, und was diesen Abgaben schon in mehreren Staaten das Uebergewicht verschafft hat; mithin besonders den Grund, daß sie dem Kampfe, welcher durch eine jede Abgabe herbeigeführt wird, daß der unmittelbar Besteuerte die Last Andern aufzubürden sucht — einem Kampfe, wodurch allein eine gleiche Vertheilung der Abgaben in der That und Wahrheit möglich wird — den freiesten Spielraum lassen . . ."

„Nach dem national-wirthschaftlichen Prinzip (dieses

als positives Prinzip der Zollgesetzgebung betrachtet) werden die Ein- und Ausfuhrzölle als Mittel behandelt, den National-Wohlstand durch Beförderung des Gewerbfleißes im Innern des Landes, oder auch durch Beschränkung der innern Konsumtion, namentlich der Konsumtion entbehrlicher Waaren, der sogenannten Luxus-Artikel, zu erhalten und zu vermehren. In Gemäßheit dieses Grundsatzes belegt man z. B. im Interesse der Landwirthschaft die Einfuhr derjenigen Naturprodukte, welche auch im Lande erzeugt werden, in sofern mit besonders hohen Zöllen, wenn sonst eine der inländischen Produktion gefährliche Konkurrenz zu fürchten ist, oder wenn man einem gewissen Zweige der Landwirthschaft ein desto schnelleres Wachsthum verschaffen will. Zufolge desselben Grundsatzes läßt man in dem Interesse der Fabrikation diejenigen Naturerzeugnisse frei, oder gegen Erlegung eines geringen Zolles einführen, welche im Lande verarbeitet werden, vorausgesetzt, daß sie im Lande entweder gar nicht, oder nicht in genügender Menge erzeugt werden . . . Man sieht leicht, daß dies national-wirthschaftliche Prinzip der Zölle zu Resultaten führt, welche von denen, die sich aus dem staatswirthschaftlichen Prinzip ergeben, in sehr vielen Fällen wesentlich verschieden sind . . ."

„Die Lehre von dem Staatshaushalte ist eine Wissenschaft, welche noch in ihrem Jugendalter ist . . . Triumphirend beruft man sich zwar auf die Erfolge, welche das oben aufgestellte national-wirthschaftliche Prinzip der Zölle gehabt hat; allein die Frage ist nicht, ob man durch Zölle neue Erwerbsquellen künstlich eröffnen, oder durch Kunst ergiebiger machen könne, sondern darüber ist der

Streit, ob nicht der Wohlstand eines Landes, wenn diese Kunstmittel nicht wären angewendet worden, schneller und freudiger zugenommen haben würde. Adam Smith sagt: „England ist trotz seiner Schiffahrts-Akte reich geworden;“ und jenen Thatsachen kann man andere Thatsachen entgegenstellen. In Deutschland waren vor Zeiten Mauthen gänzlich unbekannt, und doch blüheten Handel und Wandel und Gewerbsfleiß. Wenige deutsche Länder haben so mäßige Zölle, als das Königreich Sachsen; das Interesse der Leipziger Messe empfahl diese Mäßigung. Gleichwohl haben nur wenige deutsche Länder so viele und so thätige Fabriken, wie Sachsen . . .“

„Der höchste Zweck der Nationalwirthschaft ist nicht der, die Produktion, sondern der, die Konsumtion zu befördern. Dafür soll die Regierung sorgen, oder das soll die Regierung nicht hindern, daß jede Waare, sie mag einem natürlichen oder einem künstlichen, oder einem eingebildeten Bedürfniß entsprechen, zu haben und zu dem billigsten Preise zu haben sei. Die Moral und die Noth gebieten das Arbeiten; die Lehre von der National-Wirthschaft betrachtet den Menschen unmittelbar nur als ein des Genusses fähiges und bedürftiges und sich erfreuenden Geschöpf. Die Produktion ist eine Folge der Konsumtion, nicht umgekehrt. Neue und gesteigerte Bedürfnisse wecken neue Kräfte, eröffnen neue Erwerbsquellen. Seitdem unsere Landsleute so manche, ihnen sonst fremde Bedürfnisse kennen gelernt haben, klagen, aber arbeiten sie mehr. Nur die Mauth-Systeme, welche von jenem national-wirthschaftlichen Prinzip ausgehen, kehren das Verhältniß um; ihnen ist die Produktion das Hauptaugenmerk; dieser brin-

gen sie das Interesse der Konsumenten mehr oder weniger zum Opfer. Allerdings wird ein Mauth-System dieser Art eine große Anzahl der Landeseinwohner für sich haben; denn alle Produzenten wünschen und streben Monopolisten zu werden. Aber nicht die Produzenten, sondern die Kaufleute (die nicht mit Krämern zu verwechseln sind) sollte der Staatswirth zu Rathe ziehen, wenn von Maßregeln zur Beförderung des National-Wohlstandes die Frage ist."

„Die Aufgaben der National-Wirthschaft sind einfacher, als man zu glauben geneigt ist. Was für einen Privat-Haushalt vortheilhaft ist, ist auch für den National-Haushalt, in sofern dieser die Bewirthschaftung des National-Vermögens zum Gegenstande hat, vortheilhaft. Was würde man von einem Hauswirthe urtheilen, welcher, um kein Geld auszugeben, eine gewisse Waare in seinem eigenen Hause verfertigen ließe, die er zu einem wohlfeileren Preise von Andern beziehen könnte? oder welcher ein einträgliches Gewerbe aufgäbe, oder weniger betriebe, um ein Gewerbe zu ergreifen, das keinen Gewinn abwirft? Ist das aber nicht gerade der Geist, welcher in jenen Mauth-Systemen vorwaltet? . . ."

„Die Mauthen, welche nach jenem national-wirthschaftlichen Prinzip angelegt werden, sind der Sache nach Steuern, welche ein Theil der Landeseinwohner einem andern Theile derselben zu entrichten hat. Aber kann wohl eine solche Abgabe mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit vereinigt werden? Prämien-Vorschüsse werden aus der gemeinen Staatskasse bezahlt; sie werden in der Hoffnung auf Erstattung bezahlt. Durch die Mauthen jeder Art aber

wird ein Theil der Landeseinwohner bloß auf Kosten eines andern Theils bereichert; wer gezahlt hat, hat gezahlt; wer schlechten oder theuern Wein, der im Lande gebaut oder gebraut worden war, wegen der Mauthen trinken mußte, hat ihn getrunken."

„Die Mauth-Systeme, welche auf jenem nationalwirthschaftlichen Prinzip beruhen, sind insgesammt ein Kampf der Kunst mit der Natur. Die Waarenpreise, die verschiedenen Arten des Einkommens, die Vermehrung des Privat- und des National-Wohlstandes stehen eben so unter ewigen und unabänderlichen Naturgesetzen, wie alle anderen Erscheinungen der Natur. Und so wundersam ist die Verkettung dieser Naturgesetze — in einem so genauen Zusammenhange stehen sie theils mit der Aussenwelt, theils mit den gesammten bürgerlichen Verhältnissen, daß es allemal ein sehr gewagtes Unternehmen bleibt, in die freie Wirksamkeit dieser Gesetze einzugreifen. Indem man durch Mauthen künstlich auf den Gewerbfleiß einwirkt, entzweit man fast unausbleiblich das Interesse des Landbaus mit dem Interesse der Fabrikation; man stiftet Partheien im Staate. Einen sehr warnenden Beweis für diesen Satz liefert die gegenwärtige Lage Großbritanniens, die Spannung zwischen den Landeigenthümern und zwischen der arbeitenden Klasse in diesem Reiche wegen der auf die Einfuhr der Früchte gelegte Abgaben . . ."

„Ein Staat, welcher ein Mauth-System dieser Art befolgt, führt, mitten im Frieden, einen Krieg gegen alle die Staaten, mit welchen er unmittelbar oder mittelbar in einem Handelsverkehre steht. Wie läßt sich also wohl dieses System mit dem Geiste des heutigen europäischen

Völkerrechts, und noch mehr mit dem Geiste und Zwecke des unter den deutschen Staaten bestehenden Bundes vereinigen? Kollisionen und Reibungen können da nicht ausbleiben. So sind z. B. die Mißhelligkeiten zwischen Preussen und Köthen sattsam bekannt."

„Andere noch bekanntere Gründe, welche jenem national-wirthschaftlichen Prinzip der Zölle entgegen stehen, will ich nur mit zwei Worten gedenken: der Verführung zum Einschwärzen, der Zollstrafen, der Konfiskation. Ein jedes organisches Geschöpf sucht sich von einem naturwidrigen Zwange zu befreien. Jedoch, verdient ein solches Mauthsystem nicht wenigstens als Retorsions-Maßregel Beifall? — Nein auch in dieser Eigenschaft ist es schlechthin verwerflich! Wenn ein Staat die Einfuhr beschränkt, so sagt er mit andern Worten: dieses und dieses Volk soll in Zukunft um so und so viel weniger bei mir absetzen. Wenn nun die betheiligte Regierung zu Retorsions-Maßregeln ihre Zuflucht nimmt, so lautet die Antwort so: Weil du die Einfuhr unserer Waaren beschränkt hast, so will ich die Einfuhr unserer Waaren in dein Land noch mehr beschränken, d. h. mir noch mehr Schaden zufügen. Denn der Handel ist ein Tausch, wer nicht eintauschen will, kann nicht vertauschen."

„Am wenigsten ist ein Mauthsystem dieser Art in kleineren Staaten an seiner Stelle. Ein großer Staat ist in einem gewissen Grade eine Welt für sich; und je größer der Staat ist, desto leichter trägt er eine öffentliche Bürde. Zur strengen Aufrechthaltung eines solchen Systems wird ein Aufwand von Kraft erfordert, welcher die Macht eines kleinen Staats übersteigt. Selbst die Macht

der kaiserlich-französischen Regierung wurde durch das Kontinental-System erschüttert . . ."

Wir bleiben vorläufig hierbei stehen, um unsere Widerlegung zu beginnen.

Schon bei anderen Gelegenheiten haben wir uns über die Nichtigkeit des Unterschiedes erklärt, den sämmtliche deutsche Staatswirthschaftslehrer von Ruf zwischen Nationalwirthschaft und Staatswirthschaft machen. Nichtig ist dieser Unterschied aus dem sehr einfachen Grunde, weil der Staat, in seinem Wesen aufgefaßt, nichts Anderes ist, als die durch Gesetz und Institution geordnete Gesellschaft, weil also eine Nationalwirthschaft durchaus nicht denkbar ist, die nicht zugleich Staatswirthschaft wäre. Alles, was man, ohne die Wahrheit zu verletzen, zugeben kann, ist, daß Staatswirthe (Finanzbeamte), indem sie über ihre Bestimmung raisonnirten, nicht selten höchst falschen Ansichten gefolgt sind, und sich eingebildet haben, Erscheinungen bewirken zu können, welche bei weitem über ihr Einwirkungsvermögen hinausgingen. Doch, abgesehen von dieser, vielleicht sehr verzeihlichen Schwachheit, ist die Staatswirthschaft im Allgemeinen nie mehr und nie weniger gewesen, als was sie dem in einer gegebenen Gesellschaft vorherrschenden Entwickelungsgrade nach seyn konnte: ein Charakter, den sie durch alle Zeiten bewahren wird, also, daß sich gar nicht bestimmen läßt, in welcher, von dem Entwickelungsgrade bestimmten Gestalt sie endigen werde. Während keine Gesellschaft ohne Regierung bestehen kann, wird diese immer die Forderung machen, daß ihr Bedürfniß durch das materielle Produkt der gesellschaftlichen Arbeit befriedigt werde; und sie wird

diese Forderung aus keinem andern Grunde machen, als weil durch die Erfüllung derselben allein ein konstanter Einfluß auf die gesellschaftliche Arbeit, d. h. auf die erste Bedingung menschlicher Vergesellschaftungen möglich ist. Die Mittel, deren sich die Regierung bedient, um ihrer Bestimmung zu genügen, werden also zu allen Zeiten dem National-Vermögen entsprechen. Was bei seinem ersten Ursprunge reine Sklavenarbeit war, das ist, im Fortschritt der gesellschaftlichen Entwickelung, erst Produkten-Abgabe, dann direkte Geldsteuer, zuletzt, wenn gleich nicht auf eine vollendete Weise, indirekte Geldsteuer geworden; und dies ist der Punkt, auf welchem alle europäischen Regierungen gegenwärtig stehen, ohne daß man sagen kann, es sei der letzte Punkt.

Herr Geh. Rath u. Prof. Zachariä hat alles Nachtheilige, was sich von dem Mauthsystem der größeren Staaten sagen läßt, in einen Brennpunkt vereinigt; was er aber dabei ganz aus der Acht gelassen hat, ist, daß dieses Nachtheilige dem Mauthsystem nicht nothwendig inhärirt, daß folglich ein Mauthsystem, das von den angeschuldigten Fehlern frei ist, keinen Tadel verdient. Ob es ein solches giebt, davon wird weiter unten die Rede seyn, wenn wir auf das preußische Mauthsystem zurückkommen werden. Ist die Frage entschieden, ob die indirekten Steuern den Vorzug vor den direkten haben, oder nicht: so handelt es sich nur darum, ob man die Zölle im Innern der Gesellschaft erheben, oder die Erhebung derselben an die Gränzen des Landes verlegen soll. Geschieht das Erstere, so stellen sich zwei Nachtheile ein, die sich gar nicht vermeiden lassen. Der eine ist, daß die gesellschaftliche Arbeit

auf tausendfältige Weise unterbrochen wird, was durchaus nicht anhaltend geschehen kann, ohne ihr Produkt zu vermindern und dem Wachsthum des Nationalreichthums zu schaden; der andere ist, daß man die ganze Finanzgesetzgebung, so weit sie sich auf den Zoll bezieht, fortdauernd der Gefahr blosstellt, umgangen und verspottet zu werden von denen, welche das Einschwärzen zu ihrem Metier gemacht haben. Beiden Nachtheilen wird durch die Verlegung der Zölle an die Landesgränze begegnet: der innere Verkehr gewinnt ein Maximum von Freiheit, und dem Einschwärzen wird, so weit dies möglich ist, gesteuert. Sofern also das Mauthsystem abgeschlossen ist in der Verlegung der Zölle an die Gränzen, läßt sich gegen dasselbe so wenig etwas einwenden, daß man sogar wünschen möchte, es gebe gar keinen Staat, dem ein solches Verfahren fremd bleiben muß, weil es ihm an der Macht gebricht, seinen Bürgern das nöthige Maß von Freiheit und Sittlichkeit (sofern die letztere sich vorzüglich in der Achtung vor den Gesetzen ausspricht) zu gewähren.

Wenn Herr rc. Zachariä den Satz aufstellt, „daß, was für einen Privathaushalt vortheilhaft ist, auch für den Nationalhaushalt vortheilhaft sei, sofern dieser die Bewirthschaftung des Nationalvermögens zum Gegenstande habe:" so scheint er uns etwas auszusprechen, das eine vollkommene Verkennung des Wesens der Gesellschaft in sich schließt. Allerdings würde ein Hauswirth, welcher, um kein Geld auszugeben, eine Waare, die er zu einem wohlfeileren Preise von Andern beziehen könnte, in seinem eigenen Hause verfertigen ließe, Tadel verdienen. Doch warum? Nur weil er eine Kraft zersplittern würde, welche nur dadurch pro-

duktiv werden kann, daß sie der Bearbeitung eines einzigen Gegenstandes zugewendet ist. Steht es nun aber eben so, wenn von einer Gesellschaft die Rede ist? Ganz und gar nicht; denn die Gesellschaft ist nur dadurch was sie ist, daß sie die höchste Mannigfaltigkeit der Verrichtungen in sich vollzieht, und sich hinsichtlich dieser Mannichfaltigkeit durchaus keine Gränze setzt oder setzen läßt. Das Nationalvermögen ist in verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen; und wer dieser Erscheinung auf den Grund geht, wird unfehlbar die Entdeckung machen, daß es am geringsten war in solchen Zeiten, wo die gesellschaftlichen Verrichtungen ein Minimum von Mannichfaltigkeit in sich schlossen, woraus denn ganz von selbst folgt, daß das Nationalvermögen mit der zunehmenden Mannichfaltigkeit der Verrichtungen wächst, ohne daß sich hierin eine Gränze erkennen läßt. Was eine Nation entweder aus sich selbst entwickeln oder von andern Nationen sich aneignen kann, ist da, wo das Klima nicht gebieterisch entgegen wirkt, keinem Kalkul unterworfen; und eben deßwegen darf man nicht behaupten, sie müsse das, was sie noch nicht hat, unbedingt und für immer aus der Fremde beziehen. Ganz von selbst versteht sich, daß sie dies thun wird, so lange es ihr an den Mitteln fehlt, sich ein gegebenes Produkt unmittelbar, d. h. durch Anstrengung ihrer intellektuellen Kräfte zu verschaffen; allein sind die zu diesem Endzweck zu überwindenden Schwierigkeiten einmal besiegt, so hat sie an Kraft und Umfang zugleich gewonnen: ein Inkrement wozu man ihr nothwendig Glück wünschen muß, weil ihre Unabhängigkeit und Persönlichkeit dabei zugenommen haben. Wir wollen übrigens den sogenannten Schutzsteuern durch

diese Bemerkungen nicht das Wort reden, selbst nicht in der Voraussetzung, daß in ihnen eine Wirksamkeit enthalten sei; denn, ob sie jemals etwas mehr gewesen sind, als Vorwand und finanzieller Schnack, ist wohl in Erwägung zu ziehen.

Noch weit bestimmter aber müssen wir uns gegen die Meinung des Herrn ꝛc. Zachariä in demjenigen Theile seines Raisonnements erklären, wo er den Ausspruch thut, „nicht Beförderung der Produktion, wohl aber Beförderung der Konsumtion sei der höchste Zweck der Nationalwirthschaft, und die Regierung habe nur dafür zu sorgen, daß jede Waare, diese entspreche einem natürlichen, oder einem künstlichen, oder einem eingebildeten Bedürfnisse, zu haben, und zu dem billigsten Preise zu haben sei.“ Gar nicht fragend, wie eine Regierung es wohl anzufangen habe, um der ihr auferlegten Verbindlichkeit zu genügen, wenn sie nicht, was durchaus nicht in ihrem Vermögen steht, jedem positiven Einfluß auf die gesellschaftliche Thätigkeit entsagen und alles dem Zufall überlassen will, bleiben wir dabei stehen, daß nicht die Produktion, sondern die Konsumtion der höchste Zweck der Nationalwirthschaft sei. Dieser Satz ist allzu auffallend, als daß er einer strengern Erörterung entrinnen dürfte. Zuvörderst, wie ist eine Konsumtion möglich, wenn ihr nicht eine Produktion vorangegangen ist? Stehen denn nicht beide, als gesellschaftliche Phänomene aufgefaßt, in dem Verhältniß von Ursache und Wirkung zu einander? Gesetzt aber auch, man wäre, bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft, berechtigt, die Konsumtion zur Ursache der Produktion zu machen — welche Schiefheit der Begriffe entsteht dadurch, daß Produzenten

und Konsumenten so getrennt werden, wie sie hier getrennt erscheinen! Ist denn nicht der Produzent der sicherste Konsument? Was heißt denn überhaupt produziren? Heißt es nicht, Kraft zum Vortheil der Gesellschaft entwickeln? Nun ist zwar der Produzent in der Regel nicht der Verzehrer seines eigenen Produkts — dies trifft nur bei dem Landbau in einem höheren Grade zu —; allein er ist in jeder Beziehung der sicherste Konsument, weil seine angewendete Kraft ersetzt seyn will, was immer nur durch die Konsumtion des ihm nothwendigen Produkts (von welcher Art dieses auch sei) geschehen kann. Hieraus folgt auf das Bündigste, daß für die Konsumtion nicht besser gesorgt werden kann, als durch Beförderung der Produktion. Konsumenten, die nicht zugleich Produzenten sind, haben entweder gar keinen oder einen sehr geringen Werth. Wie man diese reinen Konsumenten auch auffassen möge: so sind sie entweder — Bettler, oder — Rentiers. Wird nun behauptet, der höchste Zweck der Nationalwirthschaft sei nicht Beförderung der Produktion, wohl aber Beförderung der Konsumtion, so ist direkt dadurch ausgesprochen, daß man sich besonders müsse angelegen seyn lassen, die Klasse der Bettler und die der Rentiers zu vermehren; was aber dabei für die Zunahme des Nationalreichthums herauskommen soll, läßt sich um so weniger absehen, da jene beiden Klassen wohl die Produktion verleiden, aber nicht aufmuntern können. Es bleibt also dabei, daß die gute Staatswirthschaft nur die Produzenten ins Auge fassen dürfe, um die Produktion, d. h. die gemeinnützliche Arbeit zu vermehren. Die Konsumtion wird sich alsdann ganz von selbst machen, so gut sie kann. Den besten Absatz findet jede

Gesellschaft in sich selbst durch den friedlichen Austausch dessen, was sie zu ihren Bedürfnissen rechnet. Debouchés, welche außer ihr liegen, vermehren ihre Thätigkeit in einem kaum glaublich geringen Grade. Der verstorbene Minister Pitt schlug die auswärtige Konsumtion brittischer Produkte auf den 32sten Theil derjenigen an, welche auf den brittischen Inseln von Statten geht.

Herr rc. Zachariä sagt ferner: „Mauthen, welche nach jedem national-wirthschaftlichen Prinzip angelegt werden, sind der Sache nach Steuern, welche ein Theil der Landeseinwohner einem andern Theile derselben zu entrichten hat." Wer zweifelt daran, daß dem also sei. Gleichwohl muß dies richtiger verstanden werden, als Herr rc. Zachariä es ausgedrückt hat. Nämlich so: die Regierung erhebt durch die Gränzzölle eine vorher bestimmte Steuer von aus- oder eingehenden Waaren, und sie thut dadurch nicht mehr und nicht weniger, als was sie bei der Erhebung jeder andern direkten oder indirekten Steuer thut: sie eignet sich einen Theil des Produkts der Arbeit an, und giebt eben diesen Theil gegen eine bedungene Entschädigung in Geld zurück, dergestalt, daß sie den Geldwerth der Waare erhöhet. Thäte sie dies nicht, so würde sie den von ihr in Anspruch genommenen Theil der Waare in Natura nehmen, und denjenigen, der sich dies gefallen lassen müßte, zu einer Preiserhöhung des Uebriggebliebenen nöthigen, vorausgesetzt, daß er nicht zu Schaden kommen wollte. Es liegt hierin also nichts, was Denjenigen befremden kann, der im Reinen ist über die Bedingungen, unter welchen die Wirksamkeit einer Regierung allein gestattet ist. Wenn nun Herr rc. Zachariä fragt, ob eine solche Abgabe mit

den Grundsätzen der Gerechtigkeit vereinigt werden könne: so befremdet uns nichts so sehr als die bloße Frage. Die einfache Thatsache ist, daß die Regierung, um ihre Bestimmung erfüllen zu können, eine Waare vertheuert hat, die man, wenn es keiner Regierung und keiner Abgaben zur Unterhaltung derselben bedürfte, um so oder so viel wohlfeiler gehabt haben würde. Nur scheinbar bereichert sich also bei diesem Verfahren ein Theil der Landeseinwohner auf Kosten des andern. Eigentlich bezahlt man im Verbrauch der Waare eine Steuer; dies ist alles, wenn man sich nicht einbildet, oder auch sich einbilden läßt, daß durch Ein- und Ausgangszölle, die keine Prohibition in sich schließen, noch mehr bewirkt werden könne, als — eine Vertheuerung des Genusses, die nur der Regierung zu Statten kommt.

Was Herr ꝛc. Zachariä über den Kampf der Kunst mit der Natur, den das Mauthsystem in sich schließen soll, so wie über den Krieg sagt, der durch das Mauthsystem mitten im Frieden geführt wird, glauben wir nach dem bisher bemerkten mit Stillschweigen übergehen zu können, um desto schneller zu dem eigentlichen Gegenstande dieser Auseinandersetzung zurückzukehren, der kein anderer ist, als das preußische Mauthsystem in seiner so sehr verkannten Eigenthümlichkeit.

Was man auch dem Urtheil des Herrn ꝛc. Zachariä einräumen oder versagen möge: von allen Vorwürfen, die er den bestehenden Mauthsystemen macht, trifft kein einziger das preußische Mauthsystem. Dieses bildet, wie es scheint, seine eigene Gattung. Frei von allen sogenannten nationalwirthschaftlichen Tendenzen, frei also von allen Vorwänden und Täuschungen, hat es keine andere Bestimmung, als ein Maximum von Betriebsamkeitsfreiheit im Innern des Königreichs zu gewähren, und den auswärtigen Handel in die Bahn der Gesetzlichkeit einzuführen. Es prohibirt zu diesem Zwecke durchaus nicht; eben so wenig aber begünstigt es mit irgend einer Zurücksetzung oder Ausschließung. Wer etwas, den gesellschaftlichen Bedürfnissen Entsprechendes anzubieten hat, findet eben so freien Eingang, als wer dergleichen sucht. Erhaben über den kleinlichen Geist des Merkantilismus, behandelt dies System das Geld als eine allgemeine Waare, die zur Aus-

gleichung der gesellschaftlichen Arbeiten und ihrer Produktionen dient, nie fragend, wie viel davon in einem gegebenen Augenblick dem Auslande zu Theil geworden ist, und das sogenannte Handelsgleichgewicht seinem Schicksale überlassend, wofern nur die gesellschaftliche Thätigkeit keine wesentliche Unterbrechung leidet. Die Einzigen, welche sich über ein solches System beklagen könnten, würden die eigenen Unterthanen seyn, sofern der Preis ihrer Genüsse dadurch erhöht wird; allein sie beklagen sich nicht, und die Einsichtsvolleren unter ihnen erkennen den Ersatz, der ihnen in einem höheren Maße von freier Gewerbthätigkeit zu Theil wird.

Was ist demnach der Grund aller der Klagen, die von Seiten des Auslandes über dies Gränzzoll-System erhoben werden, das man als die allgemeinste Ursache, wo nicht der Verarmung, doch des Nothstandes der Nachbarländer darzustellen beflissen ist?

Daß Preußen bei diesem Systeme gedeiht, ist keinem Zweifel unterworfen; der Beweis liegt am Tage, theils in der zunehmenden Bevölkerung, theils in dem wachsenden Staatseinkommen. Doch erfolgt dies Gedeihen auf Kosten der Nachbarländer? Keinesweges, da es unmöglich ist, diesen etwas abzunehmen, was sie nicht freiwillig geben — zu ihrem eigenen Vortheil geben. Was ist nun aber das Prinzip des Gedeihens, in Beziehung auf Preussen? Wie man auch darüber nachdenken möge: es wird sich kein anderes Prinzip ausmitteln lassen, als daß Preussen in seinem Gränzzoll-System eine gesellschaftliche Einrichtung hat, die seinen Nachbarn fehlt, und zu der diese nicht gelangen können, weil sie Verhältnissen unterliegen, die sich nicht damit vertragen. Man fasse den Länder-Komplex, den die zu einem mitteldeutschen Handelsverein verbündeten Staaten bilden, nur schärfer ins Auge, und man wird auf der Stelle zu der Ueberzeugung gelangen, daß er sich nicht mit einem, dem preußischen Gränzzoll-System ähnlichen Institute verträgt. Ihm entgehen also nothwendig alle die Vortheile, welche Preußen für die Entwickelung seiner Gewerbthätigkeit und seines ganzen Innern von seinem Gränzzoll-System zieht.

Ist dies aber wohl ein gerechter Grund zur Klage über Preußen? Soll dies, aus mehr als 12 Millionen

Unterthanen bestehende Königreich in seiner gesellschaftlichen Organisation zurückbleiben, weil seine Nachbarn ihm darin nicht gleichkommen können? Läßt eine solche Forderung sich vor irgend einem Tribunal rechtfertigen? Daß alle Klagen, die man über das preußische Gränzzoll-System bisher erhoben hat, in diese Forderung auslaufen, geht auch daraus hervor, daß man den Verlust der alten germanischen Freiheit zu bejammern bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen hat *). Gütiger Himmel! war denn diese alte germanische Freiheit noch etwas anders, als der Ausdruck fehlender Ordnung, als Anarchie? und ist man in der Erkenntniß der gesellschaftlichen Erscheinungen noch so weit zurück, daß man nicht weiß, weßhalb die Freiheit nie ein Ordnungsprinzip abgeben kann? Ganz zuverlässig wird es mit den Wirkungen, welche bisher aus dem preußischen Gränzzoll-System hervorgegangen sind, nicht sein Bewenden haben; doch treibt man die Furcht zu weit, wenn man den Untergang der mitteldeutschen Staaten als eine von diesen Wirkungen betrachtet. Hierüber jedoch bei einer andern Gelegenheit.

---

*) Dies ist, wenigstens auf eine indirekte Weise, in dem Artikel der Allgemeinen Zeitung (Beilage Nr. 259.) geschehen, dessen wir oben gedacht haben; denn es heißt daselbst: „Der Zweck des mitteldeutschen Handelsvereins ist, die Unabhängigkeit der mitteldeutschen Staaten, also die deutsche Freiheit in dem alten ehrwürdigen Sinne und der alten Bedeutung dieses Worts in ihren wesentlichen Punkten aufrecht zu erhalten und zu sichern."

Wir können, nachdem wir einmal auf diesen Artikel zurückgekommen sind, nicht umhin, dem Urheber desselben (wer er auch sei) zu erkennen zu geben, daß er von einer durchaus falschen Voraussetzung ausgegangen ist, indem er das Prohibitive als den vorherrschenden Charakter des preußischen Gränzzollwesens betrachtet hat. Daß sein ganzes Raisonnement dadurch über den Haufen fällt, versteht sich wohl von selbst.

Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Von dem zunehmenden Einfluß der geistlichen Gewalt auf die Bildung der Verfassung Deutschlands.

Die größte Wohlthat, welche die westeuropäischen Reiche dem christlichen Kirchenthum früherer Jahrhunderte verdanken, besteht unstreitig darin, daß dieses standhaft, obgleich meistens durch indirekte Mittel, dahin gewirkt hat, jene große Autorität ins Leben zu rufen, ohne welche der innere Friede und die fortschreitende Entwickelung der Gesellschaften nicht gesichert werden können.

In dem Kampfe der geistlichen Macht mit der weltlichen, handelte es sich immer nur um den Vorzug der einen vor der andern. Wäre man nun im elften und im zwölften Jahrhundert aufgeklärt genug gewesen, um den Streit auf das Bedürfniß der Gesellschaft, in jedem Augenblick ihres Daseyns geordnet zu seyn, zu beziehen: so würde die

Beilegung desselben keine unüberwindliche Schwierigkeiten gehabt haben; die geistliche Macht hätte sich alsdann in dem Lichte einer Präventiv-Kraft betrachtet, deren ausschließendes Domän die Lehre und der Unterricht sei; und auf gleiche Weise hätte die weltliche Macht sich als Verwaltungs- und Repressiv-Kraft angeschaut, deren Wirkungskreis abgeschlossen sei in der Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung. Auf diesem Wege würde man dahin gelangt seyn, den Vorzug zu erkennen, der das sogenannte Mittelalter vor jeder früheren Periode auszeichnet. Doch die Wirkungskreise der geistlichen und der weltlichen Macht durchschnitten sich allzu stark, als daß gegenseitige Störungen hätten ausbleiben können; und diese Störungen waren es, die dem Kampfe eine so lange Dauer gaben. Aufhören konnten sie nicht eher, als bis das gefunden war, was die Freiheit in jedem der beiden Wirkungskreise sicherte; wozu vor allen Dingen erforderlich war, daß neue und frische Kräfte eintraten, die Präventiv-Kraft gehörig von der Repressiv-Kraft zu sondern.

Wenn die geistliche Macht in dem Kampfe mit der weltlichen das ganze zwölfte und dreizehnte Jahrhundert hindurch eine Ueberlegenheit offenbarte, die noch gegenwärtig sehr Viele in Erstaunen setzet: so muß man, um dies Phänomen zu begreifen, auf den vollkommneren Organismus zurückgehen, der ihr in Vergleichung mit der weltlichen Macht eigen war.

Die erste Ursache dieses vollkommneren Organismus lag in der eigenthümlichen Beschaffenheit der Lehren, deren Aufrechthaltung und Verbreitung ihre Bestimmung ausmachte. Da nämlich diese Lehren ihren Haupt-Charakter

im Uebernatürlichen hatten: so konnte das, was ihnen an Erweislichkeit und Evidenz abging, nur durch **Autorität** ersetzt werden. Diese nun zu gewinnen, gab es kein anderes Mittel, als **Abstufung**. Ein Oberhaupt der Kirche war nur dadurch möglich, daß die Kirche noch andere Häupter hatte, und zwar solche, welche die Nothwendigkeit der Unterordnung fühlten, und daß diese Häupter wiederum auf andere einwirkten, in welchen sie, mehr oder weniger, bloße Werkzeuge sahen. Wie das, was man wohl Hierarchie zu nennen pflegt, sich, nach dem Untergange des weströmischen Kaiserreichs gewissermaßen von selbst ausbildete: dies auseinanderzusetzen, ist hier der Ort nicht. Genug, daß die Hierarchie zugleich das Produkt einer Lehre, welche der **Autorität** nicht entbehren konnte, und des gesellschaftlichen Bedürfnisses war, welches sie nicht weniger forderte. Nicht genug jedoch, daß die geistliche Macht durch die abgestufte Autorität eine Zentrifugal-Kraft in sich schloß, welche ihre Einwirkungen auf allen Punkten sicherte, verband sie damit auch eine Zentripetal-Kraft, die nicht minder wirksam war. Die letzte wurde durch die Mönchsorden gebildet, die keine andere Beziehung anerkannten, als die, worin sie zu dem Oberhaupte der Kirche standen, das, von einem Kardinals-Kollegium umgeben und von den nöthigen Behörden unterstützt, nicht leicht fehlgreifen konnte in den Maßregeln, die es zur Erhaltung seines Ansehns zu nehmen genöthigt war.

Wie unvollkommen war dagegen der Organismus der weltlichen Macht! Es gab Kaiser und Könige, und sofern diese Titel den höheren Autoritäts-Grad bezeichnen, ist man allerdings verführt, zu glauben, daß Kaiser und

Könige zu den Herzogen und Grafen ihres Machtgebiets in demselben Verhältnisse gestanden hatten, wie die Päpste zu den Erzbischöfen und Bischöfen. Allein wie viel fehlte daran, daß dem wirklich also gewesen wäre! Der Kaiser- und der Königstitel waren nicht viel mehr, als leere Benennungen; und sie waren dies gerade dadurch, daß das, was als untergeordneter Wirkungskreis gedacht war, in keiner nothwendigen Abhängigkeit von dem höheren Wirkungskreise stand. Dazu kam, daß gerade auf den bevölkertsten Punkten die Leitung der Gesellschaft der Geistlichkeit übertragen war, die ihre Freiheit nur dadurch bewahren konnte, daß sie sich, so viel als immer möglich, von der weltlichen Macht sonderte. Unter diesen Umständen blieb denen, die als Kaiser oder Könige fungirten, nichts Anderes übrig, als ihre Autorität auf den guten Willen derjenigen zu stützen, welche die nächste Grundlage dieser Autorität seyn sollten: eine Lage, worin nur dadurch auszuhalten war, daß man sich sehr viel gefallen ließ. Haupt einer bloßen Aristokratie zu seyn, ist von jeher bedenklich gewesen, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil man in dieser Eigenschaft nicht aufhören kann, bloßes Werkzeug zu seyn, während die Bestimmung eines Staats-Chefs etwas weit Höheres fordert.

Vergleicht man also den Regierungs-Organismus der geistlichen Macht mit dem der weltlichen in dem Zeitalter, von welchem hier die Rede ist: so ist die Ueberlegenheit des ersteren über den letzteren keinen Augenblick zweifelhaft; und eben deßhalb dürfen wir uns über keine von den Erscheinungen wundern, die aus dieser Ueberlegenheit hervorgehen.

Wir müssen jedoch noch einer besondern Eigenthümlichkeit gedenken, wodurch sich der Organismus der geistlichen Regierung von dem der weltlichen unterschied. Dies waren die Legaten. Ins Leben gerufen durch die Größe des Kirchenreichs, sofern Einheit und Uebereinstimmung in demselben ein Hauptbedürfniß war, bildeten sie das Band, das den Mittelpunkt mit dem Umkreis vereinigte, und alle Theile des letzteren zu dem ersteren hinzog. Durch sie wurde die oberste Regierung der Kirche unterrichtet von allem, was in ihrem Gebiete vorging, und indem sie zugleich Bekanntmacher und Vollstrecker des suveränen Willens, so wie dieser von dem Oberhaupte der Kirche und dessen ersten Behörden ausging, waren, konnte nicht leicht irgend ein Widerstand aufkommen. Der weltlichen Macht fehlte es gänzlich an diesem Bedingungsmittel, und eben deßwegen mußte sie sich gefallen lassen, daß sie, einmal über das andere, von den Begebenheiten überrascht wurde, und diese nie in ihre Gewalt bekam.

Wir fahren in unserer geschichtlichen Entwickelung jetzt da fort, wo wir das letzte Kapitel abgebrochen haben; namentlich bei dem Tode Heinrichs des Fünften, und bei der neuen Königswahl, welche seine Kinderlosigkeit nothwendig gemacht hatte, wenn das deutsche Reich nicht ohne Oberhaupt bleiben sollte.

Spätere Zeiten haben kund gethan, daß das überwiegende Ansehn des Papstes von nichts so sehr abhing, als von dem geringen Grade der gesellschaftlichen Ordnung in Deutschland — daß folglich die Macht des Papstthums in der engsten Verbindung stand mit den organischen Gesetzen desjenigen Reichs, welches man wohl das Herz

Europa's genannt hat. Dürfen Handlungen, deren Beweggründe nie streng erforscht sind, entscheiden: so hat der römische Hof dies in allen Jahrhunderten seit den Zeiten der Ottonen empfunden, und stets dahin gearbeitet, Deutschland nicht zu der Verfassung gelangen zu lassen, wodurch die gesellschaftliche Ordnung am meisten gesichert wird. Was er jetzt nicht mehr verhindern kann, war ihm leicht im zwölften Jahrhundert, wo die Wählbarkeit des Königs zu den Reichsgrundgesetzen (sofern man sich dieses Ausdrucks für Zeiten bedienen darf, wo an keine Konstitutions-Urkunden gedacht wurde) gehörte, und die erste Quelle aller Zwietracht und Unordnung war. Wir werden also jetzt sehen, wie der päpstliche Legat im Verein mit dem Erzbischofe von Mainz die deutsche Königskrone vergabt, ohne dadurch irgend einen bleibenden Vortheil für seinen Hof zu gewinnen.

Vermöge einer List, auf welche die deutschen Fürsten, von denen die Königswahl hätte ausgehen sollen, nicht vorbereitet waren, wußten der Legat und der Erzbischof von Mainz alles so geschickt zu leiten, daß die Wahl einem engeren Ausschusse von zehn Fürsten übertragen wurde. Unter den Fürsten des Reichs aber gab es nur drei, über deren Wahlfähigkeit man einverstanden war: der Herzog Friedrich von Schwaben, der Markgraf Leopold von Oesterreich (das in diesen Zeiten die Ostmark Deutschlands bildete) und der Herzog Lothar von Sachsen. Der Herzog von Schwaben war von mütterlicher Seite ein Enkel Heinrichs des Vierten; doch wenn er sich um die Königskrone bewarb, so geschah es weniger im Gefühl seines Erbrechts, als um die Stammgüter des salisch-fränkischen Geschlechts

zu retten, welche einer Verschleuderung ausgesetzt waren. Die beiden anderen Fürsten fürchteten die Krone mehr, als sie dieselbe wünschten. Der Erzbischof Adalbert richtete gegen die Zeit, wo die Wahl entschieden werden sollte an die drei in Vorschlag gebrachten die Frage: ob sie bereit wären, sich ohne Widerrede demjenigen zu unterwerfen, welcher würde zum Könige erwählt werden? Leopold von Oesterreich und Lothar von Sachsen versprachen dies ohne Zögerung. Nicht so Friedrich von Schwaben aus dem Hause Hohenstaufen. Um, bei der Gesinnung der geistlichen Fürsten, sich und seinen zahlreichen Freunden nicht durch ein übereiltes Versprechen die Hände zu binden, antwortete er, die Absicht des Erzbischofs sehr wohl erkennend: „ohne den Rath und die Zustimmung seiner im Lager zurückgelassenen Mannen könne und wolle er keine entscheidende Erklärung von sich geben.“ Mehr aber bedurfte es nicht, um ihn in den Verdacht des Ehrgeizes und des Hochmuths zu bringen, wodurch er vorläufig von jeder Wahl ausgeschlossen war. Am folgenden Tage hatte der Erzbischof von Mainz kaum die Frage erörtert, welche Eigenschaften ein deutscher König zur Ehre Gottes und zum Wohl der Kirche haben müsse, als in eben dem Augenblick, wo die Wahl entschieden werden sollte, ein Schwarm von Laien (gewiß nicht ohne geheime Veranstaltung des Legaten und des Erzbischofs) plötzlich in den Saal einbrachen, und die Wahl dadurch abkürzten, daß sie ausriefen: „Lothar muß König seyn!“ Auf seinen Knieen flehte dieser, vielleicht jedoch nur zum Schein, daß man ihn mit einer so gefährlichen Ehre verschonen möge; es half kein Widerstreben, man bemächtigte sich seiner und

trug ihn auf den Schultern unter den versammelten Ständen umher, die es an Beifallsbezeigungen nicht fehlen ließen.

Lothar, der Herzog von Sachsen, war also König von Deutschland, und war es nur, weil der römische Hof das Vertrauen zu ihm hatte, daß er sich als einen gehorsamen Sohn der Kirche beweisen, d. h. nichts unternehmen werde, wodurch er ihren Ansprüchen auf Unumschränktheit entgegen träte.

Aufgedrungen hatte man ihm das Reich; dennoch mußte er eine Art von Wahl-Kapitulation unterzeichnen, worin, wie sich leicht denken läßt, alles zum Vortheil der Kirche und der Stände, nichts zum Vortheil der Krone war. Zunächst bewilligte er, daß eingezogene Lehne nicht in den Besitz des Königs kommen, sondern dem Reiche anheim fallen sollten: ein treffliches Mittel, die königliche Macht noch mehr zu schwächen, als sie es bereits war. Außerdem gab er alle die Vortheile preis, welche das Konkordat von 1122 theils buchstäblich enthielt, theils in der Auslegung gestattete; denn er ließ sich gefallen, daß Bischöfe und Geistliche nur den Lehnseid, nicht den Huldigungseid schwören durften, und zu keinem andern Gehorsam verpflichtet waren, als zu dem, den sie unbeschadet und mit Vorbehalt ihrer kirchlichen Verhältnisse leisten wollten.

Unstreitig glaubte die kirchliche Regierung einen glänzenden Triumph davon getragen, und in der Person des deutschen Königs die ganze weltliche Macht besiegt zu haben. Allein sie entdeckte sehr bald, daß es eine Gewalt der Dinge giebt, die sich nicht überwinden läßt. Zum

Wesen der Gesellschaft gehörend, tauchte die weltliche Macht nur desto stärker auf, je weniger sie einen unabhängigen Willen haben sollte, d. h. je mehr sie bestimmt war, sich im Konflikt mit der geistlichen auszubilden. Und so wie Deutschlands Verfassung sich in der Folge entwickelt hat, ist man, um diese Entwickelung gehörig zu fassen, genöthigt, auf Lothars Verfahren zurückzugehen.

Es war dahin gekommen, daß ein König von Deutschland nicht ohne den Schutz einer Parthei bestehen konnte. Da nun Lothar keine Aussicht hatte, die Herzoge von Schwaben und Franken (d. h. die hohenstaufischen Brüder Friedrich und Konrad) für sich zu gewinnen: so wendete er sich, auf den Rath der Geistlichkeit, an den Herzog von Baiern, Heinrich den Stolzen aus dem welfischen Geschlechte. Obgleich dieser Herzog der Schwiegervater Friedrichs von Hohenstaufen war, und es bisher immer mit dem schwäbisch-fränkischen Hause gehalten hatte: so lag hierin doch nichts Abschreckendes für die Rathgeber des Königs. Um Heinrich den Stolzen zu gewinnen, mußte Lothar ihm, der gerade Wittwer war, mit seiner Tochter Gertrud nicht bloß seine sämmtlichen Allodial-Güter, sondern auch das ganze Herzogthum Sachsen anbieten: Bedingungen, welche der Herzog von Baiern nur allzu bereitwillig annahm. Auf diese Weise war das erste Bündniß zwischen einem deutschen Könige und einem deutschen Herzoge zu Stande gebracht und ein neues Verhältniß eingeleitet, das nur zu einer immer stärkeren Auflösung der Einheit hinführen konnte.

Da in der Vereinigung der Herzogthümer Sachsen und Baiern alle die Mittel gegeben waren, deren Lothar

bedurfte, um die Herzoge von Franken und Schwaben zu zügeln: so hatte sich Heinrich kaum mit Gertrud vermählt, als der deutsche König eine Verordnung bekannt machte, wodurch er die Stammgüter des salisch-fränkischen Kaisergeschlechts dem Reichs-Fiskus zusprach. Ein Reichstag war die Folge dieser Bekanntmachung; und weil die hohenstaufischen Brüder, von welchen Konrad seit einiger Zeit aus Palästina zurückgekehrt war, in die Forderung des Königs nicht einwilligen konnten, ohne sich auf das Empfindlichste zu schaden, so war wohl nichts natürlicher, als daß das Waffenloos entscheiden mußte. Lothar, der bereits einen mißlungenen Versuch wider den böhmischen Herzog Sobieslaw gemacht hatte, war in seinem Unternehmen gegen die hohenstaufischen Brüder Anfangs nicht glücklicher; denn nachdem Beide das königliche Heer von Nürnberg zurückgetrieben hatten, wagte Konrad sogar nach Italien vorzugehen, wo der Erzbischof Anselm von Mailand, noch immer im Widerstreit mit dem römischen Hofe, ihm zu Monza die italiänische Königskrone aufsetzte. Doch bei dem weiteren Vorrücken sah Konrad sich zuerst durch den päpstlichen Bannfluch gehemmt, und unmittelbar darauf durch einen sich bildenden Aufstand zur Rückkehr genöthigt. Inzwischen hatte auch Lothar seine Macht verstärkt, und Speier, den Begräbnißort der fränkischen Könige, zu belagern angefangen. Dieser Ort mußte sich ergeben, weil alle Versuche des Herzogs Friedrich von Schwaben, ihn zu entsetzen, vergeblich waren. Nicht lange darauf legte der Herzog von Baiern die Stadt Ulm, den Waffenplatz der hohenstaufischen Brüder, in Asche; und da Lothar gleichzeitig mit seinem Heere gegen den Herzog Friedrich vor-

rückte, so blieb diesem nichts Anderes übrig, als Ergebung. Er wurde auf dem Reichstage zu Bamberg begnadigt. Sein Bruder Konrad erhielt Verzeihung auf dem Reichstage zu Mühlhausen. Beide Brüder machten sich verbindlich, den König zum Empfang der Kaiserkrone nach Italien zu begleiten. So wurde dieser Krieg beendigt, und die Frucht desselben war die unbestrittene Vereinigung der Herzogthümer Baiern und Sachsen: eine Vereinigung, welche der königlichen Autorität in Deutschland ein ganz neues Fundament zu geben versprach.

Als Herzog von Sachsen hatte Lothar die kaiserliche Macht bekämpft, um der päpstlichen das Uebergewicht zu verschaffen; als König der Deutschen faßte Lothar sein Verhältniß zu dem Papste ganz anders auf. Freilich war für ihn selbst das Mindeste zu gewinnen; desto mehr aber für seinen Nachfolger, d. h. für seinen Schwiegersohn. Denn durch die Vereinigung Baierns mit Sachsen herrschte Heinrich der Stolze von der Nordsee bis an das mittelländische Meer, und außer dem Umfange seiner Länder war noch die Lage derselben in Anschlag zu bringen, welche dadurch höchst vortheilhaft war, daß sie die Besitzungen der übrigen Fürsten Deutschlands durchschnitt. Nie gab es seitdem einen Fürsten in Deutschland, der auf eine natürlichere Weise König der Deutschen gewesen wäre; nie hatte ein fürstlicher Schwiegervater für seinen Eidam und für das Reich zugleich besser gesorgt. Deutschland sah, nach langen Unruhen einem bleibenden Frieden entgegen, als eine neue Wendung der Dinge dadurch eintrat, daß die königliche Macht eine neue Aufforderung erhielt, sich auf Kosten der päpstlichen geltend zu machen.

Honorius der Zweite starb den 24. Febr. 1130, und gleich am folgenden Tage versammelten sich acht Kardinäle zur Wahl eines neuen Papstes. Noch waren aber die Formen nicht entdeckt, wodurch in späteren Zeiten eine zwiespaltige Wahl verhindert wurde; noch hatte man nicht das Mittel gefunden, die Papstwahl als ein Ergebniß höherer Eingebung erscheinen zu lassen. Von den acht Kardinälen, denen die Wahl übertragen war, wählten fünf den Kardinal Gregorius Papareschi, welcher bei seiner Thronbesteigung den Namen Innocenz des Zweiten annahm, die drei andern hingegen den Kardinal Petrus Leo. Der letztere war der Enkel eines getauften Juden, auf welchen Leo der Neunte seinen Papstnamen übergetragen hatte. Nicht durch seine Reichthümer allein hatte sich dieser Abkömmling eines begüterten Juden den Weg zur höchsten Kirchenwürde gebahnt; er hatte in Paris die theologische Philosophie seiner Zeit studirt, und den besten Theil seiner Bildung zu Clugny erhalten. Bei dem allen scheint es ihm nicht an den Gebrechen der Neophyten gefehlt zu haben: denn Eitelkeit und Ehrgeiz waren seine hervorstechendsten Eigenschaften. Nach seiner Erhebung ließ er sich Anaklet den Zweiten nennen. Die Summen, welche er an den römischen Adel verschwendete, verschafften ihm leicht das Uebergewicht über einen Gegner, der nichts zu geben vermochte. Aus Rom vertrieben, wendete sich Innocenz der Zweite nach Frankreich, wo man ihn für den rechtmäßigen Papst erkannte, weil die Stimmenmehrheit für ihn gewesen war — vielleicht auch weil man das Unschickliche der Wahl seines Gegners empfand. Man sah also den Welt-Monarchen — denn dafür wollten die Päpste

dieser Zeit gelten — von dem Sohne eines getauften Juden verdrängt, in Europa umherirren, um Beistand wider einen Gegner zu finden, den die Wechselbank erhoben hatte.

Solche Umstände waren allzu vortheilhaft, als daß sie hätten unbenutzt bleiben dürfen. Ludwig der Dicke, in diesen Zeiten König von Frankreich, wollte sich jedoch nicht mit der Zurückführung des für rechtmäßig erklärten Papstes befassen, weil er es für angemessener hielt, in seinem eigenen Reiche Ordnung zu stiften, als die Kraft desselben in Italien zu verschwenden, und dadurch seinen Vasallen neue Triumphe zu bereiten. Genöthigt, sich nach Deutschland zu wenden, fand Innocenz den Beistand eines Mannes, dessen Talent zum Unterhandeln seit dem zwölften Jahrhundert nicht übertroffen worden ist. Dies war der späterhin für heilig erklärte Bernhard, Abt von Clairvaux: einer von den außerordentlichsten Männern seiner Zeit, der die Kunst verstand, sich zum Orakel des ganzen europäischen Abendlandes zu machen. Mit echt französischem Sinne ehrte Bernhard, bei einem bedeutenden Umfange des Geistes, die einmal vorhandene Gewalt; und da im Kampfe des Geistlichen mit dem Weltlichen der Vortheil noch so sehr auf Seiten der ersteren war, so hatte die Theokratie an ihm einen unermüdlichen Vertheidiger. Durch seine Ueberredungsgabe suchte er alles zum Besten zu kehren, d. h. zur Unterwerfung unter die Befehle des heil. Vaters zu bestimmen; bewundernswürdig aber war die Freiheit, die er in sein eigenes Leben zu bringen verstand. Er, vor allen seinen Zeitgenossen, hatte den Muth, dem Glanze hoher Aemter zu entsagen. Seinem

Wirkungskreise die möglich-größte Ausdehnung zu geben, vermied er einen Platz im Kardinals-Kollegium, so oft ihm dieser auch angeboten werden mochte; und um Päpsten, welche zum Theil seine Zöglinge waren, fortdauernd Lehren ertheilen zu können, hätte er selbst den St. Petersstuhl verschmäht. Ueber die Eitelkeit seines Charakters durch die vorausgesetzte Heiligkeit seines Berufs getröstet, würde er sich nur dann unglücklich gefühlt haben, wenn es in der Welt keine Sünde gegeben hätte. Persönlich auf Könige und Fürsten einzuwirken, um das zu Stande zu bringen, woran Andere verzweifelten: dies war Bernhards Sache. Weiter unten werden wir sehen, wie er die Könige zu dem zweiten Kreuzzuge vereinigt. Abgesehen von so großen Unternehmungen, brachte er sein ganzes Leben damit zu, daß er leichtsinnige Weiber, lasterhafte Mönche, übermüthige Ritter, pflichtvergessene Bischöfe, Kardinäle, Päpste und Könige in die rechte Bahn zu bringen suchte; und die Unermüdlichkeit, womit er sich in alles mischte, würde nur lächerlich seyn, wenn man nicht von ihm annehmen müßte, daß er es ehrlich gemeint habe und von jedem gemeinen Eigennutz entfernt geblieben sei . . .

Begleitet von einem so mächtigen Fürsprecher, begab sich Innocenz der Zweite nach Lüttich, um mit Lothar wegen seiner Zurückführung nach Italien zu unterhandeln. Die Umstände waren dringend; und indem Lothar die Zurückgabe des Investitur-Rechts zum Preis seiner Bemühungen machte, würde Innocenz der Zweite haben nachgeben müssen, wenn es dem Abt von Clairvaux nicht gelungen wäre, den König der Deutschen zu mildern Bedingungen zu bewegen.

Der Zug nach Italien verspätete sich zwar noch um zwei volle Jahre; allein er wurde im Jahre 1133 angetreten. Für das gegenwärtige Königreich Preußen ist dieser Zug besonders dadurch merkwürdig, daß auf ihm der erste Grund zur preußischen Monarchie durch die Berechtigung gelegt wurde, welche Albrecht der Bär, nach dem Tode des Markgrafen Konrad vor Monza, von dem König Lothar erhielt, der Nachfolger dieses Markgrafen in der Nordmark Soltwedel zu werden. Albrechts Ansprüche auf das ganze Herzogthum Sachsen waren durch Heinrich den Fünften verdunkelt worden, ohne daß er ihnen deßhalb entsagt hätte. Jetzt gewährte ihm Lothar theils zur Entschädigung, theils zur Belohnung seiner Tapferkeit, die Nordmark, und mit derselben das Recht, sich auf Kosten der Wenden zu vergrößern. Welchen Erfolg dies hatte, wird sich weiter unten zeigen.

Die Schwierigkeiten des angetretenen Feldzugs beruhten hauptsächlich auf dem Widerstand, welchen mehrere königliche Städte in Ober- und Mittel-Italien leisteten, um sich in ihrer usurpirten Unabhängigkeit zu behaupten. Viel zu schwach, um sie zur Unterwerfung zu bewegen, mußte Lothar sich glücklich schätzen, daß es ihm gelang, bis nach Rom zu kommen. Jetzt nahm Innocenz der Zweite zwar Besitz von dem päpstlichen Stuhl; indeß war Anaklets Anhang noch stark genug, um die Kaiserkrönung, welche nur im Lateran oder in der St. Peterskirche erfolgen konnte, um anderthalb Monat zu verzögern. Diese und die Güter der Gräfin Mathilde waren das Einzige, was Lothar von seinem Zuge nach Italien hatte. Die Erwerbung der letzteren war sogar mit einer Schmach ver-

bunden, welche die kaiserliche Autorität noch tiefer stellte, als die bisherigen Begebenheiten sie herabgedrückt hatten. Der Kaiser wurde nämlich — was man für unmöglich hätte halten mögen — zum Lehnträger des Papstes, und zwar auf folgende Weise. Honorius der Zweite hatte, nach Heinrichs des Fünften Tode, die Güter der Gräfin Mathilde zum Kirchenstaate geschlagen. Da nun diese Güter für einen Bestandtheil des Kirchenstaats galten: so wurde der Satz aufgestellt, daß Lothar sie nur als päpstliches Lehn zurückempfangen könne: eine Bedingung, die dieser sich gefallen ließ, theils im geschwächten Gefühl der kaiserlichen Würde, theils um nicht ganz unverrichteter Sache nach Hause zu gehen. Die römische Priesterschaft, immer geneigt, die kleinste Nachgiebigkeit zu ihrem Vortheil zu benutzen, veranstaltete, gleich nach Lothars Entfernung von Rom, ein Gemälde, worauf die Kaiserkrönung mit dem Empfange der Mathildischen Güter so vermengt war, daß der Kaiser vor dem Papste auf den Knieen lag, wie ein Vasall vor seinem Lehnsherrn; und hinzugefügt waren folgende holprichte Verse:

Rex venit ante fores, jurans prius urbis honores,
Post homo fit Papae, recipit quo dante coronam.

Gegen das Ende des Jahres 1133 kam Lothar nach Deutschland zurück. Der erworbene Kaisertitel bestimmte die Hohenstaufischen Brüder, der Opposition mehr als jemals zu entsagen. Inzwischen hatte der aus Rom vertriebene Gegenpapst Anaklet sich an die Normanen Unteritaliens angeschlossen; und da der Gedanke, daß alle Könige und Fürsten geborne Untergebene des Papstes seien, seit Gregors des Siebenten Zeit den Köpfen geläufig gewor-

geworden war, so hatte Anaklet sein priesterliches Ansehn verwendet, Roger dem Zweiten, Herzog von Neapel, die Königswürde zu ertheilen. Hierdurch beleidigt, schlossen die beiden Kaiser von Deutschland und von Konstantinopel einen Bund, welcher nichts Geringeres bezweckte, als die Vertreibung der Normanen aus Italien und Sizilien. Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß dieser Bund durch den Bischof von Havelberg geschlossen wurde, den Lothar als einen geschickten Unterhändler nach Konstantinopel gesendet hatte. Inzwischen blieben auch Innocenz der Zweite und der Abt von Clairvaux nicht unthätig, dem deutschen Kaiser durch eine kluge Behandlung der Zwistigkeiten, welche Italiens Städte bewegten, aufs Neue den Weg durch die Halbinsel zu bahnen. Nach diesen Vorbereitungen versammelten sich Deutschlands Magnaten geistlichen und weltlichen Standes im August des Jahres 1136 bei Würzburg. Zu ihnen gehörten, ausser den Erzbischöfen von Trier, von Köln und Magdeburg, die Herzoge von Baiern und Sachsen, von Franken und von Schwaben, der Bischöfe und Markgrafen, der Aebte und Grafen hier gar nicht zu gedenken. Von der Kraft des ganzen deutschen Reichs unterstützt, drang Lothar längs dem Po nach Turin vor, und wendete sich von da über Parma und Piacenza nach Bologna. In Italien kam ihm hauptsächlich Mailand zu Hülfe, das, wie versichert worden ist, nicht weniger als 45,000 Mann ins Feld stellte. Die vorbenannten Städte mußten sämmtlich erobert werden. Von Bologna aus trennte sich der Kaiser von seinem Schwiegersohn, und während dieser in Thuscien eindrang, Florenz eroberte, Lucca zur Unterwerfung nöthigte und die Pisaner für die

gemeine Sache gewann, und hierauf, vereinigt mit dem Papste, über Viterbo und Rom nach Unter-Italien vorging, nahm jener seinen Weg über Ravenna, Ancona und Fermo. Alles vor sich niederwerfend, langte Lothar um Pfingsten zu Bari an, wo sein Schwiegersohn sich an ihn anschloß. König Roger, einer so überwiegenden Macht nicht gewachsen, bat um Frieden. Diesen wollte jedoch der Kaiser nicht bewilligen, weil er einen Fürsten, der es mit dem Gegenpapste hielt, in dem Lichte eines Heiden betrachtete. Amalfi, von den Pisanern genommen und geplündert, erhielt, als weit berühmte Handelsstadt, den ersten Stoß, von welchem es sich nie erholte. Neapel öffnete seine Thore. Salerno's Mauern, die jetzt allein noch übrig blieben, wurden durch künstliche Maschinen erstiegen; doch das Kastell dieser bedeutenden Stadt blieb unerobert.

Hier fand die Unternehmung des deutschen Kaisers ihr Ziel, indem sich Widerwärtigkeiten zu Widerwärtigkeiten gesellten. Ansteckende Krankheiten verminderten das Heer mit jedem Tage; die deutschen Vasallen sehnten sich nach ihrer Heimath zurück; der Papst machte Ansprüche auf Apulien. Vielleicht war der Hintergedanke des Kaisers kein anderer gewesen, als durch die Eroberung Apuliens, d. h. des ganzen gegenwärtigen Königreichs Neapel und Sizilien, die geistliche Macht wieder unter das Joch der weltlichen zu bringen. Genöthigt diesen Gedanken aufzugeben, hatte Lothar nur darauf zu sinnen, wie er mit Ehren nach Deutschland zurückkommen wollte. Eine sehr schwierige Aufgabe! Kaum war der Rückzug angetreten, so erwachte der Hochmuth der Italiener, und die Deutschen hatten nur allzu viel von ihrer Rache zu leiden.

Papst und Kaiser trennten sich in Rom. Zu Bologna entsagte Lothar jeder Gewalt über sein Heer, aus welchem der letzte Ueberrest von Zusammenhang verschwand. Neun Monate hatte der Feldzug gedauert; und während dieser Zeit war ein großes, von Festungen starrendes Land der Unterwerfung so nahe gebracht worden, daß nur die Gefangennehmung Rogers zur Vollendung fehlte. Unter solchen Umständen alles aufgeben zu müssen, konnte wohl nicht anders, als tief verwunden. Lothar erlag dem Schmerz, den er darüber empfand. Breduva, ein unbedeutender Ort in den Alpenthälern, war der Punkt, wo er am 3. Dezbr. 1137, nach einem kurzen Krankenlager, seinen Geist aufgab.

Das ganze Verhältniß Italiens zu Deutschland, und — was sich der Leser immer gegenwärtig erhalten muß — der geistlichen Macht zu der weltlichen, war durch den Feldzug von 1137 verschlimmert. Roger gewann alles wieder, was er verloren hatte; die Städte, mit ihren Vertheidigungsmitteln je mehr und mehr vertraut, gingen in ihren Unabhängigkeitsversuchen immer weiter; Anaklets Tod brachte der Kirche den Frieden; Innocenz der Zweite sah sich befestigt, und in Deutschland erfolgte das baare Gegentheil von dem, was man erwartet hatte, sofern nicht der Herzog von Baiern, wohl aber der Herzog von Franken zum Könige der Deutschen gewählt wurde.

Nichts lag noch mehr in der Natur der Dinge, als daß die deutsche Aristokratie in eben dem Maße freier und unabhängiger wurde, worin sich die päpstliche Autorität über die kaiserliche stellte. Jener gewachsen zu bleiben, hatte sich die königliche Würde in eine kaiserliche verwandelt,

wobei auf nichts so sehr gerechnet war, als auf die Macht der Täuschungen, welche daraus hervorgehen, daß man die Erscheinungen abgewichener Perioden falsch beurtheilt. Nie war das Ansehn der altrömischen Imperatoren so groß gewesen, daß es zu einem Prototypus hätte dienen können; allein es galt für groß, weil es an jedem besseren Maßstabe fehlte, und der Aufklärungsgrad des zehnten und elften Jahrhunderts brachte es mit sich, daß man in einem bloßen Titel ein Fundament für Berechtigungen zu haben glaubte. Dieser Wahn verschwand, so wie die geistliche Macht sich aus der Unterdrückung hervorarbeitete, worin sie von den Ottonen war gehalten worden. Was zunächst der Geistlichkeit zu Gute kam, das dehnte sich sehr schnell über die weltlichen Fürsten aus. Immer vollständiger entwickelte sich in denen, welche ursprünglich (um den neueren Sprachgebrauch beizubehalten) Zivil- oder Militär-Guvernöre der einzelnen Provinzen gewesen waren, der Begriff der Landeshoheit; und indem sich damit der Begriff der Erblichkeit verband, war wohl nichts natürlicher, als daß alle Stärke aus dem Mittelpunkt wich, um sich in den Umkreis zu stellen, und daß Deutschland, welches unter den Karolingern auf eine unverkennbare Weise eine Monarchie gewesen war, sich, nach und nach, in einen Staatenbund auflösete, an dessen Spitze Papst und Kaiser auf dieselbe Weise standen, wie einst die beiden Konsuln an der Spitze des römischen Senats. Der ganze Unterschied, sofern er ein organischer war, wurde durch die verschiedenen Dimensionen eines Reichs- und eines Stadtwesens hervorgebracht. Hiernach wird sich mit einiger Sicherheit über die nachstehenden Begebenheiten urtheilen lassen.

Lothar hatte den Herzog von Baiern zu seinem Nachfolger aus keinem andern Grunde erkoren, als weil dieser, wenn er zugleich Herzog von Sachsen wäre, ihm allein geeignet schien, die Einheit des deutschen Reichs zu bewahren. Sobald nun die Nachricht von Lothars Tode in Deutschland angelangt war, verlor seine Gemahlin Richenza, welche das Reich in seiner Abwesenheit verwaltet hatte, keine Zeit, einen Reichstag nach Quedlinburg auszuschreiben, wo sie die Wahl Heinrichs des Stolzen ohne Mühe durchzutreiben hoffte. Der Erfolg schien um so unausbleiblicher, da die Reichs-Insignien sich in Heinrichs Händen befanden.

Doch was dem deutschen Reiche frommte, dasselbe frommte nicht auch den einzelnen Fürsten dieses Reichs, von denen jeder sich auf seine eigene Weise geltend machen wollte. Der Geist der Feudalität hatte sich seit den Auftritten, welche zwischen Gregor dem Siebenten und Heinrich dem Vierten erfolgt waren, allzu bestimmt entwickelt, als daß man ihm ohne eine überwiegende Gewalt hätte widerstehen können; die Folge davon aber war, daß der von der Kaiserin ausgeschriebene Reichstag durch Waffengewalt vereitelt wurde. Statt seiner setzten mehrere Fürsten, die sich zu Würzburg versammelt hatten, den Wahltag auf das Pfingstfest 1138 an. Wenn sie Heinrich den Stolzen schon vorläufig davon ausschlossen: so hatten sie dazu keinen anderen Beweggrund, als die Vereinigung der Herzogthümer Baiern und Sachsen: eine Vereinigung, welche ihnen ein allzu großes Maß von Macht für die Ausübung der königlichen Autorität in sich zu schließen schien.

Inzwischen langte auch der päpstliche Legat in Deutschland an, und seine Bestimmung war keine andere, als jede Wahl zu verhindern, welche dem Ansehn des Papstes gefährlich werden könnte. Zwar lebte Adalbert von Mainz, dieser entschlossene Feind des salisch-fränkischen Regentenstammes, nicht mehr; aber seine Politik war übergegangen auf den Erzbischof von Trier, Albero, dem keine Gefahr größer erschien, als die, welche der Freiheit, sowohl der Kirche als der vornehmsten Reichsbeamten, bevorstand, wenn Heinrich König würde. Er und der päpstliche Legat waren also sehr bald darin einverstanden, daß man es lieber mit einem Seitenverwandten Heinrichs des Vierten, als mit dem mächtigen Herzog von Baiern und Sachsen wagen müsse. Der Reichstag wurde von ihnen nach Koblenz verlegt; und hier, ohne weder den Herzog von Baiern, noch andere Fürsten abzuwarten, wählte man den Herzog Konrad von Schwaben, den der päpstliche Legat unmittelbar darauf zu Köln zum König krönte, weil der Erzbischof dieser Stadt noch nicht das Pallium erhalten hatte.

In diesem Verfahren war alles dem Herkommen entgegen. Nichts desto weniger wurde es durchgesetzt. Als König befahl Konrad den Anwesenden, sich zu ihm nach Bamberg zu verfügen, um ihm daselbst zu huldigen; dem Herzog Heinrich aber forderte er die Reichs-Insignien ab, welche dieser noch immer in Verwahrung hatte. Weder von seiner Schwiegermutter, noch von den Sachsen und den Baiern in seinen Absichten auf die deutsche Königskrone unterstützt, mancherlei Gegnern ausgesetzt, vielleicht auch eine Krone verschmähend, die nur durch Hinterlist

erworben werden konnte, trug Heinrich kein Bedenken, die Reichs-Insignien auszuliefern; und kaum war Konrad im Besitz derselben, so dachte er schon darauf, wie er den Herzog Heinrich vergelten wollte, was dieser, in Gemeinschaft mit seinem Schwiegervater Lothar, an ihm und den Seinigen verübt hatte.

Mit dem Worte „Verfassung," ist allenthalben, vorzüglich aber in Deutschland Mißbrauch getrieben worden; wie hätte dies aber wohl ausbleiben können in einem Lande, wo die organischen Gesetze des Staats das Umgekehrte von dem waren, was sie hätten seyn sollen, d. h. wo das Interesse der Gesellschaft die Monarchie forderte, während die Aristokratie nur bei dem Gegensatze derselben, so weit dieser möglich war, ihre Rechnung fand?

Die Vereinigung von Baiern und Sachsen war für Deutschland gewiß nichts weniger, als ein Unglück; allein in einer Vielherrschaft war sie ein Uebelstand, und indem Konrad in diesem Punkte auf die Zustimmung der übrigen Fürsten rechnen konnte, nannte er sie verfassungswidrig, und lud den Herzog Heinrich nach Augsburg, wo ein Reichstag über seine Angelegenheiten entscheiden sollte.

Die Absicht des neuen Königs ließ sich nicht verkennen. Heinrich nun, der sich kein Geheimniß daraus machen konnte, daß es auf seine Herabwürdigung abgesehen sei, erschien zwar auf die Einladung Konrads; da er aber bewaffnet erschien, so bedurfte es nicht mehr, um seinen Nebenbuhler, mit allen Anhängern desselben, von Augsburg nach Würzburg zu verjagen. Hier wurde die Acht über ihn ausgesprochen: eine Maßregel, welche den kleinen Fürsten immer willkommen war, weil sie, wo

nicht zu Vergrößerungen, doch wenigstens zu Zerstörungen und Plünderungen Gelegenheit gab. Das Zeitalter war noch allzu kriegerisch, als daß irgend eine Achtung für Eigenthum und Fortschritt in der Kultur hätte vorherrschen können.

Mit dieser Handlung Konrads nahm jener Streit seinen Anfang, den man den Streit der Ghibellinen und Guelphen nennt: ein Streit, der sich durch mehrere Jahrhunderte hinzog, und, der Benennung nach, selbst den Untergang der Ghibellinen überlebte, bis er in den Revolutionen Italiens während des sechzehnten Jahrhunderts sein Ende fand. Waiblingen (woraus man Ghibellinen gemacht hat) hieß das Stammhaus der Hohenstaufen; wogegen Heinrich von den Welfen abstammte, die, seit dem achten Jahrhundert in Deutschland ansässig, durch Kunigunden, eine Schwester Welfs des Dritten, Herzogs von Niederbaiern, ihren Stamm erneuert hatten. An diese Familiennamen knüpfte sich zuerst der Kampf der geistlichen und der weltlichen Macht. Als Freunde und Beförderer der ersten, glaubten die Guelphen empor zu kommen; als Freunde und Beförderer der letzten, wähnten die Ghibellinen ihr Geschlecht durch alle Jahrhunderte hindurch zu führen. Unglücklicherweise bestraft sich jede Uebereilung in dem natürlichen Entwickelungsgange des menschlichen Geschlechts, und wir werden in der Folge sehen, wie das freisinnige Geschlecht der Hohenstaufen seinen Untergang in Bestrebungen findet, an welchen sich nichts weiter tadeln läßt, als daß sie nicht von dem Geiste ihrer Zeit unterstützt waren.

Indem Konrad der Dritte die Acht über den Feind

seines Hauses aussprach, vergabte er die Herzogthümer Sachsen und Baiern an zwei Fürsten, ohne deren Beistand die Acht nicht zu vollziehen war, und die er sich auf eine bleibende Weise zu verbinden wünschte: Sachsen an den Markgrafen von Nordsachsen, d. h. an jenen Albrecht den Bär, den Lothar in Italien zuerst begnadigt hatte, und der, als weiblicher Miterbe der Billunger, ein entschiedener Feind der Welfen war; Baiern an den Markgrafen von Oesterreich, Leopold den Fünften, seinen nahen Verwandten. Es war demnach in Deutschland dahin gekommen, daß die königliche Autorität sich nur durch einen Bürgerkrieg feststellen konnte . . .

Der Vortheil der beiden Markgrafen gestattete dem Herzog von Baiern keine Aussicht auf eine gerechte Entscheidung seiner Sache. Doch hielt er es für feige, auf so große Besitzungen Verzicht zu leisten, ohne vorher das Schwerdt gezogen zu haben. Seine Lage ins Auge fassend, gab er Baiern preis, wo er die wenigsten Stammgüter besaß. Dagegen faßte er den Entschluß, Sachsen aufs Aeußerste zu vertheidigen; und da die Bewohner dieses Herzogthums aus alter Abneigung vor Königen, die nicht aus ihrer Mitte hervorgegangen waren, sich seiner aus allen Kräften annahmen, so wurde es ihm nicht schwer, den Markgrafen Albrecht nicht bloß aus den Gränzen des Herzogthums, sondern selbst von Land und Leuten zu verjagen.

Eine so vereitelte Acht ließ dem König Konrad keine andere Wahl, als die ganze Reichsmacht wider Heinrich den Stolzen aufzubieten. Dieser jedoch, ohne den Ausgang zu fürchten, zog dem Könige bis Kreuzburg an der

Werra entgegen. Hier schien Entscheidung erfolgen zu müssen. Sie abzuwenden, schlugen listige Pfaffen sich ins Mittel. Es wurde ein Waffenstillstand in Vorschlag gebracht, der bis zur Entscheidung eines in Quedlinburg zu versammelnden Reichstags dauern sollte. Heinrich der Stolze ging in diese Falle, die ihm das Leben kostete; denn ehe noch der Reichstag zusammentreten konnte, starb er, 37 Jahr alt, am 20. Oktober 1139, der Behauptung einiger Geschichtschreiber zufolge, an dem Gift, das Priester ihm beigebracht hatten.

Die Minderjährigkeit seines einzigen Sohnes, welcher in der Folge den Beinamen „der Löwe" erwarb, schien jedes Verfahren gegen die beiden Herzogthümer zu erleichtern. Doch auch in dieser Erwartung sah man sich betrogen: denn die Sachsen nahmen sich des jungen Fürsten so redlich an, daß Albrecht der Bär, der bereits einen Landtag nach Bremen ausgeschrieben hatte, noch einmal aus dem Lande gejagt wurde; und in Baiern vertheidigte der Bruder des Verstorbenen die Rechte seines Hauses so lange, bis er, im Jahre 1140 bei Weinsberg, das er entsetzen wollte, von Konrad geschlagen wurde.

Jene Schwierigkeiten, welche die Eroberung Sachsens mit sich führte, brachten endlich den Frieden. Da nämlich Leopold von Oesterreich zwei Jahre nach Heinrich gestorben war, und sein Nachfolger Heinrich Jasomirgott noch unverehlicht da stand: so wurde der obschwebende Streit auf dem Reichstage zu Frankfurt, dem Territorial-Familienwesen in Deutschland gemäß, dahin entschieden, daß der junge Heinrich in dem Besitz des Herzogthums

Sachsen bleiben, seine Mutter Gertrud aber den neuen Herzog von Baiern heirathen sollte.

Durch diese Aushülfe, welche die Schwäche der deutschen Verfassung nach ihrem ganzen Umfange darstellt, wurde der bisherige Bürgerkrieg beendigt; nur daß viel Gährungsstoff zurück blieb, der sich nur allmählig entwikkeln konnte. Da nämlich der junge Heinrich wegen seiner Minderjährigkeit an der zu Frankfurt erfolgten Entscheidung, keinen Antheil hatte nehmen können, so war vorauszusetzen, daß er seine Ansprüche auf Baiern festhalten würde: Ansprüche, welche noch dadurch verstärkt wurden, daß seine Mutter Gertrud, ein Jahr nach ihrer Vermählung mit Heinrich Jasomirgott, im Kindbette starb.

Ehe wir dies verfolgen, müssen wir des Einflusses gedenken, den die Kreuzzüge auf die Bildung des gesellschaftlichen Zustandes in Deutschland hatten: ein Einfluß der sich keinen Augenblick verkennen läßt, und besonders dadurch merkwürdig geblieben ist, daß er in Deutschland die entgegengesetzten Wirkungen von denjenigen hervorgebracht hat, welche in Frankreich mit der Wiederherstellung der Reichseinheit endigten. Die Ursache dieser Verschiedenheit zu erkennen, ist nicht schwer, sobald man sich erinnert, welche Vortheile Frankreichs Könige in dem politischen Schiffbruch der Karolinger retteten; doch können wir jetzt noch nicht darauf eingehen, weil wir vor allen Dingen entwickeln müssen, wie Deutschlands und Europa's Könige dazu kamen, daß sie in Beziehung auf die Päpste sich bloßen Divisions-Generalen gleichstellten . . .

Nicht unglaubwürdig ist behauptet worden, daß Konrad der Dritte die deutsche Königskrone nur gegen das

Versprechen, einen Kreuzzug anzutreten, erhalten habe. In der That, den Päpsten mußte viel daran gelegen seyn, die Könige in ihr großes Kolonisations-Projekt zu verwickeln, theils weil dieses ohne den Beistand der Könige nicht durchgeführt werden konnte, theils weil das Uebergewicht der geistlichen Macht über die weltliche, darin seinen vollsten Ausdruck fand. Wo aber hätte die päpstliche Politik für diesen ihren Zweck wohl freieren Spielraum gehabt, als in Deutschland, nachdem dies Reich aufgehört hatte ein Erbreich zu seyn, und jeder König nur das Haupt einer Parthei war? Um die Zeit, wo Konrad der Dritte gewählt wurde, waren die Umstände noch nicht so dringend, daß er genöthigt gewesen wäre, den Kreuzzug zu seiner ersten Angelegenheit zu machen; allein er wurde es von dem Augenblick an, wo Edessa an die Atabeken verloren ging. Dies hing auf folgende Weise zusammen:

Atabeken nannte man im Morgenlande diejenigen Fürsten, auf welche die seldschukischen Sultane den größten Theil ihres ursprünglichen Ansehns übertragen hatten. Solche Patrizier (im oströmischen Sinne des Worts) waren Zenghi und Nureddin: zwei Türken, Vater und Sohn. Zenghi, ein Sohn des Statthalters von Haleb, hatte, als sein Vater fiel, das Land behauptet, und die christlichen Eroberer mehr als einmal in die Enge getrieben. Vergrößert durch Mosul, strebte er nach dem Besitz von Edessa, das in seinem Gebiete lag. Josselin, Graf von Edessa, ein unbesonnener Jüngling, der nichts Höheres kannte, als sein Vergnügen, lebte, fern von dem Kriegsschauplatze, in Telbaschar, als Zenghi gegen Edessa vorrückte, und diese Hauptstadt nach einer Belagerung von

wenigen Wochen eroberte. Dies geschah im Jahre 1143. In Edessa aber fiel die Vormauer Syriens und Jerusalems. Groß nun war die Bestürzung, welche dies Ereigniß verursachte; denn schon betrachtete man das Königreich Jerusalem als verloren. Zwar wurde Zenghi durch eine Empörung in seinem eigenen Machtgebiete an der Verfolgung seiner Entwürfe verhindert; allein Edessa blieb in seiner Gewalt, und als er im Jahre 1145 bei der Belagerung von Dziabar von seinen eigenen Verschnittenen ermordet wurde, ging seine Macht auf Nureddin über, dessen Tapferkeit, Gerechtigkeit und Mässigung selbst von den Christen erkannt und gepriesen wurde. Nur auf kurze Zeit kam Josselin noch einmal durch Einverständnisse in den Besitz seiner verlornen Hauptstadt; er wurde durch Nureddin zum zweitenmale vertrieben, und unmittelbar darauf fügte dieser Atabeke das Königreich Damaskus seinem übrigen Machtgebiet hinzu, das sich allmählig vom Tigris bis zum Nil erstreckte. Nicht vermindert, sondern vergrößsert war also die Gefahr, worin Antiochien und Jerusalem schwebten; und wie auch die Päpste über Begebenheiten dieser Art bei sich selbst denken mochten, so konnten sie doch nicht umhin, das zärtlichste Gefühl für soviel Unglück zur Schau zu tragen, weil hierin das Mittel lag, ihrer allgemeinen Herrschaft Charakter und Dauer zugleich zu geben. Der Verlust von Edessa wurde also für alle Europäer als ein National-Verlust dargestellt, und die Sache der Mönche war, ihn als einen solchen geltend zu machen.

Die Aufgabe war demnach, einen zweiten großen Kreuzzug zur Sicherung des Königreichs Jerusalem in

Gang zu bringen. Doch wie damit zu Stande kommen? In vielfacher Beziehung hatten sich die Päpste durch Unterdrückung und Zersplitterung der weltlichen Macht geschadet; am meisten jedoch, sofern sie dadurch zu Angriffen auf ihre eigene weltliche Macht verführt hatten. Der Unabhängigkeitstrieb, welcher sich gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts der größeren Städte bemächtigt hatte, stand im engsten Zusammenhange mit der Herabwürdigung der königlichen Autorität; und indem eben dieser Unabhängigkeitstrieb sich auch der Römer bemächtigt und das Phantom republikanischer Freiheit in ihre Köpfe zurückgeführt hatte, galt der Welt-Monarch, der über Kaiser und Könige gebieten und alle weltliche Macht nur in dem Lichte der Büttelei (Sbirrería) betrachtet wissen wollte, nirgends weniger, als in dem Wohnsitz seiner Herrlichkeit, d. h. in Rom selbst, wo ein Aufstand über den andern erfolgte, und wo man, damit es nicht an einem Mittelpunkt fehlen möchte, einen Patrizius zu demselben machte, und den Papst Lucius den Zweiten nöthigte, alle Hoheitsrechte und Staatseinnahmen, sowohl inner- als ausserhalb der Stadt, dem Patrizius Jordanus zu überlassen, und sich, nach dem Muster der frühesten Kirche, mit Zehnten und freien Gaben zu begnügen. Wie Innocenz der Zweite, so konnten Lucius der Zweite und Eugenius der Dritte in Rom keine bleibende Stätte finden; und die beiden letzteren verdankten es nur der Besonnenheit des Königs Konrad, daß sich nicht Auftritte wiederholten, wodurch, unter den Kaisern des sächsischen Hauses, der erste Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht war herbeigeführt

worden; denn an Aufforderungen dazu von Seiten der römischen Bürger fehlte es durchaus nicht.

Päpste, wie die eben genannten, hatten also das Recht verloren, den Antrieb zu einem neuen Kreuzzug zu geben; auch würde dieser unfehlbar unterblieben seyn, wenn der Abt von Clairvaux in dieser Zeit nicht mehr gegolten hätte, als alle Päpste zusammengenommen. Diesem leidenschaftlichen, dabei aber höchst uneigennützigen Vertheidiger der geistlichen Macht war die Ehre aufbehalten, das zu Stande zu bringen, woran der Papst mit seinem Kardinals-Kollegium nicht einmal denken durfte; und wir müssen nun zunächst auseinandersetzen, welche Umstände der Abt von Clairvaux zur Erreichung seines Endzieles benutzte.

In Frankreich war Ludwig der Sechste, den man auch den Dicken nennt, nach einer beinahe dreißigjährigen Regierung, im Jahre 1137 gestorben, und Ludwig der Siebente sein Nachfolger geworden. Geleitet nun von dem Abt Suger, trat dieser König in die Fußtapfen seines Vaters. Der ritterliche Geist, von welchem er beseelt wurde, ließ es ihm also nicht an Entschlossenheit fehlen, so oft es eine Beschränkung oder Demüthigung übermüthiger Vasallen galt; denn, seit dem ersten Anfange der Kreuzzüge hatte die Wiedervereinigung der Vasallen-Domäne mit dem Königs-Domän begonnen, und Hugo Capets Nachfolger waren entschlossen, diese Bahn zu verfolgen. Ludwig der Siebente also, bald nach dem Antritt seiner Regierung in Händel mit dem Grafen vom Champagne verwickelt, drang mit Uebermacht in diese Grafschaft ein, wo er alles vor sich niederwarf, und seinen Gegner

auf das Vollständigste besiegte. Indeß gehörte zu den Begebenheiten dieses Krieges, daß zu Vitri eine Kirche, worin sich viele von den Söldnern des Grafen von Champagne gerettet hatten, in Brand gesteckt wurde, und daß Alle, die in ihr einen Zufluchtsort gesucht hatten, ihr Leben darüber einbüßten. Der rasche König von Frankreich war an diesem traurigen Ereignisse gewiß sehr unschuldig; da dasselbe aber mit seinem Erscheinen in der Champagne zusammenhing, so ließen sich daran leicht alle die Beschuldigungen und Vorwürfe knüpfen, wodurch man einen jungen König einzuschüchtern hoffen durfte. Die Mönche, in diesen Zeiten die einzigen Organe der öffentlichen Meinung, und, als solche, zugleich die Urheber derselben, unterließen also nicht, Ludwig dem Siebenten einen bösen Namen zu machen; und sobald ihnen dies gelungen war, konnte es dem Abt von Clairvaux nicht schwer werden, einen Kreuzzug, als das wirksamste Büßungsmittel zu empfehlen. Man achtet den Abt Suger von St. Denys, wenn man lieset, daß er alles aufbot, um ein so abenteuerliches Unternehmen zu hintertreiben; doch die Vernunft der Einzelnen vermag nichts über ein Zeitalter, das sich durch sich selbst vollenden will, und Ludwig der Siebente, anstatt den Eingebungen seines verständigen Ministers zu folgen, that nur, was der nachmals heil. Bernhard ihm rieth: ein Mann, der keinem Staate, sondern nur dem großen Kirchenreiche angehörte, und seinen größten Triumph in den Erfolg setzte, womit er sich den Päpsten nützlich machte.

Die Entscheidung erfolgte zu Vezelay, wo der Abt von Clairvaux selbst das Kreuz austheilte.

Wie

Wie groß aber auch die Zahl derer seyn mochte, die sich zu Vezelay, nach dem Beispiel des Königs, um das Kreuz bewarben: so war dadurch doch soviel als gar nichts ausgerichtet, so lange der König von Deutschland sich nicht zum Stützpunkt des neuen Unternehmens hergegeben hatte. Der Abt von Clairvaux sah sich also genöthigt, nach Deutschland zu wandern, um Konrad den Dritten für seinen Entwurf zu gewinnen. Die mönchischen Schriftsteller dieser Zeit nun möchten uns glaublich machen, daß dies für jenen frommen Mann mit unermeßlichen Anstrengungen verbunden gewesen sei; „von Stadt zu Stadt, sagen sie, verfolgte er den König, bis es ihm endlich glückte, in der Hauptkirche zu Speier durch seine Beredsamkeit Alles fortzureißen, und den König zu dem Ausruf zu zwingen: „ich will nicht länger undankbar seyn gegen die Wohlthaten, die Gott mir erwiesen hat; und da er mich durch Bernhards Mund ermahnt, so will ich ihm dienen."" . . . Wahrscheinlicher ist jedoch, daß der Auftritt in der Hauptkirche zu Speier zwischen Konrad und dem Abt von Clairvaux verabredet war; denn es ist unmöglich die Macht der Beredsamkeit in einer Sprache zu empfinden, die man nicht versteht, Konrad aber hatte sich schon vor seinem Regierungsantritt zu einem Kreuzzuge verbindlich gemacht. War dies, wie man leicht glauben kann, die Bedingung, unter welcher ihm die Königswürde zu Theil werden sollte: so hatte der Abt von Clairvaux, der mit dem heil. Stuhl in dem vertraulichsten Zusammenhange stand, und von allem genau unterrichtet war, gewiß keine große Schwierigkeiten zu überwinden; es bedurfte seiner Erscheinung in Deutschland, um dem, was Konrad vor

hatte, eine höhere Weihe zu geben; allein es bedurfte ihrer zu keinem anderen Endzweck.

Zwei mächtige Könige waren also auf verschiedenen Wegen dahin gebracht worden, daß sie sich dem päpstlichen Stuhle in einer Angelegenheit unterwarfen, welche so wenig die ihrige war, daß sie sich dabei nur aufopfern konnten. Am deutlichsten aber zeigt sich in dem Hergange der Sachen, wie die Könige des zwölften Jahrhunderts über ihre Bestimmung dachten, d. h. mit welchem Leichtsinn sie den Staat, der unter allen Umständen ein Inbegriff von lauter Wirklichkeiten ist, einem Phatom aufopferten, das nun einmal das Vorrecht erworben hatte, allen Geistern zu gebieten. Was der Abt von Clairvaux zu Stande gebracht hatte, das verordnete Eugenius der Dritte; und der Kreuzzug wurde im Jahre 1147 angetreten. Den ersten Kreuzzug ist man versucht in dem Lichte einer höchst einfachen und unschuldigen Begebenheit zu betrachten: die damit verbundenen Gefahren kannte man nicht; das Vertrauen zu dem glücklichen Erfolge des Unternehmens entsprach den Massen, welche in Bewegung gesetzt wurden; das Unternehmen selbst war aus dem Geiste der Zeit hervorgegangen, und indem Begeisterung der allgemeine Hebel war, wie hätte man widerstehen mögen! Anders verhielt es sich mit dem zweiten und den nachfolgenden Kreuzzügen: die nöthigen Erfahrungen waren gemacht, und von der Begeisterung war nichts weiter übrig geblieben, als die Ueberzeugung, daß das Königreich Jerusalem nicht werde behauptet werden können, wenn auch Europa seine ganze Kraft an dasselbe verschwende. Wenn wir nun gleichwohl sehen, daß die west-europäische Welt sich zwei Jahrhunderte

in ihrer Beharrlichkeit so gleich bleibt, daß alle gemachten Verluste für nichts gerechnet werden und daß sechs Geschlechter sich hinter einander in den Abgrund stürzen, der sich vor ihnen geöffnet hat: so fragen wir wohl nicht mit Unrecht, was von einer so auffallenden Erscheinung zu halten sei. Auf diese Frage giebt es jedoch schwerlich eine andere Antwort, als: „daß jedes politische System, wenn es einmal wirksam geworden ist, sich durch sich selbst vollenden will, was in der Regel nur dadurch geschehen kann, daß die Dinge auf die äußerste Spitze getrieben werden."

Konrad der Dritte führte nicht weniger als 70,000 Gepanzerte durch Ungarn nach Konstantinopel. Noch stärker war, wie man versichert hat, die Heeresmacht Ludwigs des Siebenten. Rechnet man nun hinzu, was sich an die eigentlichen Streiter anschloß, so wird es nicht unwahrscheinlich, daß der zweite Kreuzzug dem ersten, hinsichtlich der Zahl, auf keine Weise nachgestanden habe, wie übertrieben es auch seyn mag, wenn byzantinische Schriftsteller versichern, „daß die Agenten des Kaisers Manuel nicht eher zu zählen aufgehört haben, als bis die Zahl über 900,000 hinausgegangen sei."

Wie wir die Zahl auch stellen mögen: die Schaaren waren unermeßlich genug, um da zu verheeren, wo sie erschienen. Was sie noch verabscheuungswürdiger machte, war der Mangel an Mannszucht, der allen großen Heeren eigen ist. Wenn also die abendländischen Schriftsteller, um den unglücklichen Ausgang des zweiten Kreuzzuges zu erklären, auf die Treulosigkeit der Griechen zurückkommen: so mag diese Beschuldigung wohl hinreichenden Grund haben, nur muß man billig genug seyn, um die Verlegenheit

anzuerkennen, in welche die Bewohner des oströmischen Reichs geriethen, so oft sie den unermeßlichen Schwärmen eben so fanatischer als bedürftiger West-Europäer den Durchzug gestatten sollten. Was der Kaiser Alexius gewünscht hatte, war durch den ersten Kreuzzug geleistet worden; er war zurückgetreten in den Besitz aller der Länder und Städte, welche die seldschuckischen Türken an sich genommen hatten, und unmittelbar nach der Eroberung von Nicäa hatte dieser kluge Kaiser das Vordringen der Kreuzfahrer nach Syrien benutzt, um die Türken aus Rhodus und Chios zu vertreiben, und die Städte Ephesus, Smyrna, Sardes, Philadelphia und Laodicäa wieder mit dem Reiche zu vereinigen. Die Gränzen dieses Reichs wurden noch einmal von dem Hellespont bis zu den Ufern des Mäander und zu den Felsgestaden Pamphyliens erweitert, und zufrieden mit diesem Erfolge, ließ Alexius die Kreuzfahrer gewähren, ohne sich des Verhältnisses zu erinnern, worin er zu ihnen als ihr Beschützer stand. Sein Nachfolger Johann Komnenus, mit dem Beinamen der Schöne, wurde während seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung (von 1118 bis 1143) vom Abendlande wenig beunruhigt; kaum aber hatte er die Augen geschlossen, als der Regierungsantritt seines Sohnes Manuel mit der Eroberung von Edessa zusammenfiel, die, wie wir gesehen haben, den zweiten grossen Kreuzzug herbeiführte. Wenn nun in den abendländischen Geschichtschreibern nur von der Treulosigkeit und Bösartigkeit dieses oströmischen Kaisers die Rede ist: so darf man nicht vergessen, folgende Umstände in Anschlag zu bringen. Es stand nicht in Manuels Gewalt, den Vertrag abzulehnen, den Konrad der Dritte und Ludwig der

Siebente ihm anbieten ließen; denn um ihn ablehnen zu können, hätte er der Heeresmacht, womit beide anzogen, gewachsen seyn müssen, was durchaus nicht der Fall war. Genöthigt also, jenen Vertrag anzunehmen, mußte er sich entweder alles gefallen lassen, was die Verheerung mit sich brachte, oder solche Vorkehrungen treffen, daß seine Unterthanen nicht ganz zu Grunde gerichtet wurden. Was nun auch die westlichen Monarchen versprechen mochten: da sie nicht im Stande waren, irgend eine Mannszucht über Bettelschaaren auszuüben, welche vor allen Dingen leben wollten, so durfte auch der oströmische Kaiser seine Unterthanen nicht verhindern, sich, so gut sie konnten, gegen die Forderungen der Kreuzfahrer zu vertheidigen. Wenn also, statt des christlichen Markts, welchen Manuel den letzteren versprochen hatte, die Städte überall von ihnen verschlossen wurden, und wenn statt der gesunden Nahrung, auf welche sie Anspruch machen konnten, ihnen, von den Stadtmauern aus, ein mit Kalch gemischtes Brod gereicht wurde: so ist dabei nichts weiter in Anschlag zu bringen, als die Furcht und das Mißtrauen der Griechen, welche weit davon entfernt blieben, den zweiten Kreuzzug in dem Lichte einer Wohlthat zu betrachten. Man begreift aber zugleich, wie Manuel in den Christen des Abendlandes weit gefährlichere Feinde sah, als in den seldschukischen Türken; ja man begreift, daß er mit diesen Unterhandlungen pflog, welche auf das Verderben jener abzweckten, und daß er durch falsche Führer, die des Weges unkundige Abenteurer in solche Gegenden bringen ließ, wo Elend und Noth ihren Untergang beschleunigte. Dies alles war freilich gegen die Vorschriften des Christenthums;

allein es fand sich ganz von selbst durch die Größe der Heereshaufen, die, so lange sie im oströmischen Reiche verweilten, nur auf den Untergang desselben hinwirken konnten.

Zu Grunde gerichtet wurde das deutsche Heer hauptsächlich durch den Entschluß Konrads, nicht den längeren Weg, der längs der Seeküste nach Jerusalem führte, sondern den kürzeren über Ikonium einzuschlagen. Indem nämlich dieser Weg, mehrere Tage lang, durch unfruchtbare und schwach bewohnte Gegenden führte, litten die Kreuzfahrer den empfindlichsten Mangel; und gegen die Zeit, wo ihre Mühseligkeiten ein Ende nehmen sollten, erschien Paramus, der Feldherr des Sultans Masur von Ikonium, an der Spitze eines zahlreichen, meistens aus leicht gerüsteten Bogenschützen zusammengesetzten Heeres, das die Deutschen von allen Seiten umschwärmte, jedem entscheidenden Kampfe auswich, und in seinen rastlos wiederholten Angriffen nur desto mehr Verderben unter den nur mit Stab und Pilgertasche versehenen Kreuzfahrern anrichtete. Nichts kam den Türken noch mehr zu Statten, als die ungeheure Ebene, worin man sich bewegte. Es war eben so gefährlich, vorzugehen, als den Rückzug anzutreten; und indem weder Wald, noch Berg, noch Fluß die Pilger von den Türken sonderte, und Hunger und Durst und feindliches Geschoß die täglichen Niederlagen vergrößerte, geschah es, daß von den 70,000 wehrhaften Kriegern, mit welchen Konrad den Zug angetreten hatte, nur 7000 dem Tode entrannen. Ludwig der Siebente war beim Bosphorus angelangt, als Konrad ihm mit den Trümmern jener an den Ufern des Mäander ge-

schlagenen Heeresmacht entgegenkam. Die Könige von Polen und Böhmen, welche den deutschen König bisher begleitet hatten, fielen von ihm ab und kehrten in ihre Heimath zurück. Konrad selbst begab sich nach Konstantinopel, sei es weil er krank war, oder weil er sich schämte, als deutscher König mit so stark verminderter Macht neben Ludwig dem Siebenten einher zu gehen. Vereint schlugen die Deutschen und die Franzosen den Weg über Smyrna nach Ephesus ein, in der Erwartung, daß es ihnen auf diesem Zuge nicht an Lebensmitteln fehlen würde. Die Schwierigkeiten, auf welche man stieß, waren indeß kaum geringer. Wie hätte man sich nicht verirren sollen, da es an Führern fehlte, und die Einwohner aus Furcht, ihre Heerden einzubüßen, weit und breit die Dörfer verlassen hatten! Auch in Ephesus waren keine Anstalten zum Empfange der Kreuzfahrer getroffen; die Einwohner dieser Handelsstadt hatten sich vielmehr mit ihren Gütern aufs Meer geflüchtet, und wer zurückgeblieben war, dachte nur auf Vertheidigung hinter Wall und Mauer. Anstatt sich auf eine Belagerung einzulassen, wendeten sich die Kreuzfahrer nach den fruchtbaren Ufern des Mäander. Hier verhinderten die Türken den Uebergang, bis eine Fuhrt ausgemittelt wurde, durch welche man nach Laodicea kam. Das Heer bewegte sich in zwei Abtheilungen, die durch einen bedeutenden Zwischenraum getrennt waren. Bald sah der Nachtrab sich von den Türken angegriffen und zu Grunde gerichtet. Mit Mühe rettete sich Ludwig der Siebente, der sich bei dieser Abtheilung befand, mit Anbruch des Tages zum Vortrab. Dieser erreichte allmählig die Seestadt Attalea in Pamphylien. Um nach Antiochien zu

gelangen, war noch eine bedeutende Strecke zurückzulegen. Wie aber hätte man wohl den Entschluß fassen mögen, dies Werk auf ermatteten Pferden und bei zunehmenden Mangel an Lebensmitteln zu vollbringen? Es wurde also in Vorschlag gebracht, daß der König und die Edlen sich in dem Hafen von Attalea einschiffen sollten. Ludwig nahm diesen Vorschlag an; damit aber auch die Zurückbleibenden nach Antiochien gelangen möchten, entledigte er sich des entbehrlichen Geldes und schloß mit den Griechen in Attelea einen Vertrag, nach welchem alle Pilger zu Lande nach Antiochien geleitet werden sollten. Vertrauensvoll ging Ludwig der Siebente hierauf an Bord, und kam nicht lange darauf mit seinen Begleitern in Antiochien an. Nicht so der Ueberrest seines Heeres. Dieser verzehrte sich zu Attalea und in dessen Umgegend in ansteckenden Krankheiten, die sehr bald in eine Pest ausarteten, und so auch die Treulosen hinrafften, welche das Geld des Königs von Frankreich genommen hatten, ohne dafür das Mindeste zu thun. Von Türken unterstützt, kamen einige Wenige Franzosen von Saleucia in Antiochien an, als ihr König diese große Stadt bereits verlassen hatte, um nach Jerusalem zu wallfahrten.

Inzwischen war Konrad auf griechischen Schiffen in Akkon gelandet. Weinend umarmten sich die beiden Könige zu Jerusalem; und konnten ihre Thränen etwas Anderes ausdrücken, als die Reue, die sie darüber empfanden, daß sie sich von dem Abt von Clairvaux zu einem so verderblichen Abenteuer hatten bethören lassen? Alle Fürsten und Edle wurden zu einer Versammlung nach Akkon berufen, wo man darüber berathschlagte, was zum

Heile der Christenheit zu unternehmen sei? Die Zahl der Streiter hatte sich durch die Ankunft des Grafen Alfons von Toulouse und des Venetianers Polano einigermaßen vermehrt; und weil die Könige nicht vergeblich durften angekommen seyn, so beschloß man einen Angriff auf Damaskus. Von Tiberias ging das versammelte Heer über den Libanon, und lagerte bei Daria, einem Dorfe, von wo sich die Lage von Damaskus vollständig übersehen ließ. Der Angriff geschah jedoch wiederum mit so viel Unverstand, daß auch dieser Versuch, die Lage des Königreichs Jerusalem zu verbessern, gänzlich fehl schlug. Von jetzt an war die Rolle der beiden Könige ausgespielt. Dies fühlend, schifften sie sich nach Europa ein: zuerst Konrad, der, nach einem kurzen Aufenthalte an den Gränzen Achaja's, nach Pola in Istrien ging, von wo er über Aquileja und Salzburg, um Pfingsten 1149 nach Regensburg kam; später Ludwig, der über Neapel und Rom nach Frankreich zurückging. Anerkennung ihres frommen Muthes ersparte beiden die Beschämung, die sie über ihren Unverstand als Feldherrn empfinden mußten. Konrad starb bald nach seiner Zurückkunft; Ludwig regierte Frankreich noch beinahe dreißig Jahr nach seinem verunglückten Feldzug im Morgenlande. Das Verderben von mehr als 300,000 Menschen beunruhigte Bernhards Gewissen nie; er sah darin sogar ein Verdienst; denn war er nicht Urheber des Seelenheils, das durch den Tod für eine so schöne Sache, wie die der Vertheidigung des heiligen Grabes, erworben war?

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Preußens Gränzzölle.

Wir haben uns vorgesetzt, in dieser Abhandlung die Aufrichtigkeit und Offenheit selbst zu seyn. Mögen Andere, um nirgend anzustoßen, das bekannte obsequium amicos, veritas odium parit zu ihrem Leitstern machen: wir befinden uns nicht in dem Falle, ihrem Beispiele folgen zu können. Für uns giebt es keinen anderen Grundsatz, als „daß Ehrlichkeit die beste Politik ist;" und je besser wir es mit Deutschland meinen, desto weniger können wir uns von diesem Grundsatz trennen.

Die Ueberschrift, welche wir diesem Aufsatz gegeben haben, ist darauf berechnet, einen Punkt in's Klare zu setzen, der, wenn wir nicht sehr irren, zu einem Stein des Anstoßes geworden ist. Ehe wir aber auf die Sache selbst eingehen, sei es uns erlaubt, einen Gegenstand zu erörtern, welcher, wenn von Deutschland die Rede ist, damit in der engsten Verbindung steht; nämlich die Frage:

„In wiefern findet für die einzelnen Glieder eines Staatenbundes jene Unabhängigkeit Statt, die sich in Autonomie ausdrückt?"

Was uns hauptsächlich und zunächst zu dieser Erörterung auffordert, ist der Schluß eines in der Beilage, No. 258. und 259., der Allgemeinen Zeitung enthaltenen Artikels.

Wir hatten in unseren „vorläufigen Bemerkungen zu der Idee eines mitteldeutschen Handelsvereins" gesagt: „daß, wenn man in Beziehung auf ihn nicht die Voraussetzung

machen dürfe, daß er im Besitz derjenigen Wissenschaft sei, welche die, für alle Arten der Produktion günstigste Ordnung der Dinge zum Gegenstand hat, d. h. im Besitze der vollkommensten Politik, er in dem Lichte eines bloßen Frondeurs erscheinen würde, der etwas durchsetzen möchte, was sich nicht durchsetzen läßt, weil es der Natur der Dinge entgegen ist."

Hierauf erwiedert jener Artikel Folgendes:

„Da die innere Ordnung nicht nur in großen, sondern auch in kleinen Staaten von dem abhängt, was einmal in ihnen besteht, so folgt daraus ganz unverkennbar, daß, wer die Fortdauer dieses einmal Bestehenden bedroht, nicht bloß den kleineren Staaten, sondern auch den größeren höchst gefährlich wird; woraus sich denn weiter ergiebt, daß eine solche Bedrohung auch von keinem großen Staate, der das, was einmal in ihm besteht, erhalten will, ausgehen wird. Nicht Fronderie und Oppositionsgeist sind es also, wie der Verfasser sich ausdrückt, welche den mitteldeutschen Verein in das Leben gerufen haben, sondern der Zweck, die Unabhängigkeit der mitteldeutschen Staaten, also deutsche Freiheit in dem alten ehrwürdigen Sinne und in der alten Bedeutung dieses Worts in ihren wesentlichen Punkten aufrecht zu erhalten und zu sichern. Der mitteldeutsche Verein ist also „kein Rad im Rade." Er entspricht vielmehr auf das Vollkommenste, nicht nur dem Interesse der einzelnen vereinten Staaten, sondern auch der deutschen Bundesverfassung, und befördert die Erreichung ihrer Zwecke, weil er die Unabhängigkeit der einzelnen Glieder des Bundes sichert. Eben daher ist er auch im Sinne der europäischen Mächte gestiftet; denn diese können nur

die Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes des deutschen Bundes wollen, der ein wesentliches Glied des europäischen Staatenvereins bildet, und diese Stelle ferner durch die traktatenmäßige, nicht anzutastende Fortdauer seiner Glieder zu behaupten bestimmt ist."

So der Vertheidiger des mitteldeutschen Handelsvereins.

Soll seine Vertheidigung irgend- einen Werth haben: so muß sich beweisen lassen, daß der, dem mitteldeutschen Handelsvereine zugeschriebene Zweck, „die Unabhängigkeit der mitteldeutschen Staaten, also deutsche Freiheit in dem alten ehrwürdigen Sinne und in der alten Bedeutung des Worts, in ihren wesentlichsten Punkten aufrecht zu erhalten, und zu sichern," sich überhaupt rechtfertigen lasse; denn, wenn dies nicht der Fall seyn sollte, so würde das ganze Raisonnement auf sehr schwachen Füßen stehen.

Nun befürchten wir vorläufig, daß der Vertheidiger mehr für als wider uns argumentirt habe.

Was bezweckten denn jene Frondeurs, welche, während der Minderjährigkeit Ludwigs des Vierzehnten, und im Vertrauen auf die Nachgiebigkeit der Königin Mutter und des Kardinals Mazarin, Frankreich in eine so lebhafte Unruhe setzten? Von ihnen rührt die Benennung her. Bezweckten aber diese Prinzen von Geblüt, diese Herzoge, diese Grafen, diese Parlementsräthe, welche zusammen die Fronde bildeten, noch etwas Anderes, als die Wiedereroberung derjenigen Autonomie, derjenigen Freiheit, welche der Kardinal Richelieu so kräftig beschränkt hatte, um eine gesellschaftliche Ordnung hervorzurufen, die mit jenen unverträglich war?

Deutsche Freiheit in dem alten ehrwürdigen Sinne und der alten Bedeutung des Wortes — ist sie noch etwas Anderes, als Anarchie, als Hinwegsetzung über höhere Autorität, als Ursache von Unordnung? Schließt es nicht überhaupt einen Widerspruch in sich, die Freiheit — sie, die immer nur das Ergebniß der Ordnung seyn kann — zu einem Ordnungs-Princip zu erheben? Was ist revolutionär, wenn es das nicht ist?

Unstreitig ist man berechtigt, von der Unabhängigkeit des deutschen Bundes, als Mitgliedes des gesammten europäischen Staaten-Vereins, zu reden. Allein was folgt hieraus für die Unabhängigkeit der einzelnen Glieder des deutschen Bundes? Kann diese jemals als unbedingt gedacht werden? Ist der ganze Bund nicht seinen organischen Gesetzen unterworfen, und bilden diese nicht in letzter Instanz die Bedingungen seines Daseyns und seiner Fortdauer? Gesetzt nun, diese Bedingungen schlössen etwas in sich, das nicht verkannt werden könnte oder dürfte, ohne daß darüber das Daseyn des Bundes in eine unvermeidliche Gefahr geriethe — würde sich eine solche Verkennung rechtfertigen lassen durch ein vages Freiheits-Princip? Will jeder einzelne deutsche Fürst die Berechtigung, in seinem Machtgebiet nach bestem Wissen und Gewissen Anordnungen zu treffen, für sich und seine Nachkommen retten: so ist die erste und letzte Bedingung, daß er keinen Augenblick aus der Acht lasse, was dem Bunde im Allgemeinen gebührt. Nicht Umstände, welche der Vergangenheit angehören, können seine Maßstäbe und seine Führer seyn: die Vergangenheit hat sich mit sehr Vielem vertragen, was jetzt entweder gar nicht mehr da ist, oder seine Kraft ver-

loren hat. Ist denn der deutsche Staatenbund, so wie wir ihn gegenwärtig haben, nicht selbst das Ergebniß einer Ordnung der Dinge, die im siebzehnten und selbst im achtzehnten Jahrhundert noch nicht vorhanden war? Sind Rußland und Frankreich noch das, was beide zu Ludwigs des Vierzehnten und Peters des Großen Zeit waren? Ist es also, da der Zweck jedes Bundes nicht wohl ein Anderer seyn kann, als — Erhaltung der Harmonie seiner Glieder, ist es, sage ich, nicht absurd, unter den vorwaltenden Umständen und im neunzehnten Jahrhundert jene alte deutsche Freiheit, nach welcher jeder deutsche Fürst nur seine Genugthuung bezweckte, der Bürgerkrieg aber unsterblich wurde, zum Zweck des Bundesvereines zu machen? Wahrlich, man muß mit dem Inhalte der deutschen Geschichte eben so unbekannt seyn, wie mit dem Inhalte der Geschichte anderer Staaten, um auf ein Princip zurückzukommen, das nur der Barbarei angehört und sich mit dieser ganz von selbst verliert. Nichts soll den deutschen Fürsten an ihrer Machtvollkommenheit im Innern ihrer Staaten abgehen; die aber sind ihre schlechtesten Rathgeber und Freunde, die sie zu täuschen suchen durch Vorstellungen, in welchen mit ihrer Lage zugleich das Wesen eines Staatenbundes verkannt wird: denn dies Wesen, weit entfernt, irgend eine **unbedingte** Unabhängigkeit zu gewähren, giebt gerade **die** Abhängigkeit, worin die Freiheit nur dadurch möglich wird, daß man die Bedingungen des eigenen politischen Daseyns kennt und achtet.

So viel im Allgemeinen zur Bekämpfung des Wahns, daß die **Unabhängigkeit der mitteldeutschen Staaten**, d. h. die **deutsche Freiheit in dem alten ehr-**

würdigen Sinne und in der alten Bedeutung des Worts, der Zweck des mitteldeutschen Bundes sei, oder jemals werden könne. Weiter unten werden wir Gelegenheit haben, zu zeigen, wie das, was durch die Opposition gesucht wird, sich auf einem ganz anderen Wege finden wird und finden muß. Zunächst können wir die Frage nicht umgehen: welche (eingebildete oder begründete) Ursache hat das mittlere Deutschland, sich über die Einwirkungen der preußischen Monarchie auf seinen gesellschaftlichen Zustand zu beklagen? Denn aus der Unzufriedenheit mit diesen Einwirkungen wird kein Geheimniß gemacht.

Um nun hierüber in's Klare zu kommen, sehen wir uns genöthigt, die Sache zunächst von der politischen Seite aufzufassen, und dabei unsere Zuflucht zu einer Voraussetzung zu nehmen, die vielleicht nie gemacht worden ist.

Angenommen also, Frankreich und Rußland existirten zwar in der politischen Eigenthümlichkeit, welche beide Reiche nach und nach erworben haben, an der Stelle der gegenwärtigen preußischen Monarchie aber gäbe es zwölf sogenannte unabhängige Staaten mit eben so viel Oberhäuptern; angenommen ferner, diese zwölf unabhängigen Staaten mit ihren Oberhäuptern wären Glieder des deutschen Bundes: welcher Art würden die Einwirkungen Frankreichs und Rußlands auf die Staaten des mittleren Deutschlands seyn? Daß in unserer Voraussetzung keine Absurdität enthalten ist, werden alle diejenigen leicht einräumen, welche mit den Erscheinungen der Vergangenheit auch nur einigermaßen vertraut sind. Selbst ohne allzu weit zurückzugehen, kann man stehen bleiben bei der Periode von 1806 bis 1814, das heißt, von dem Ausbruch des Krieges zwischen Preu-

ßen und Frankreich bis zum ersten Pariser Frieden. Aus dem Westen verdrängt und jedes Einflusses auf Deutschland beraubt, war Preußen, während des eben genannten Zeitraums, genöthigt, die mitteldeutschen Staaten ihrem Schicksale zu überlassen. Welchen Vortheil nun zogen diese von dem Schutze des französischen Kaisers, der seinen anderweitigen Titeln den eines Protektors des Rheinbundes hinzugefügt hatte? Sahen sie sich nicht zu den unerträglichsten Anstrengungen aufgefordert? Mußten sie nicht in Katalonien, in Polen, in Rußland für ein Interesse kämpfen, das ihnen durchaus fremd war? Waren sie von irgend einer Seite ihrer selbst mächtig? Ein nicht zu verkennendes Glück für sie war, daß Preußen in dieser Unglücksperiode wenigstens so sehr Monarchie blieb, daß es im Norden eine, wenn gleich geschwächte Autorität ausüben konnte; denn nur hierdurch wurde das mittlere Deutschland vor den Zerstörungen bewahrt, die, in jeder andern Voraussetzung, unausbleiblich gewesen seyn würden. Doch wir kehren zu der Voraussetzung zurück, daß an der Stelle der gegenwärtigen preußischen Monarchie zwölf unabhängige, zum deutschen Bunde gehörige Staaten ständen. Die nächste Frage, die sich nun darbietet, würde keine andere seyn, als: welche Defensiv-Kraft könnten diese zwölf Staaten ausüben, um das mittlere Deutschland in irgend einer Eigenthümlichkeit zu bewahren? Zugegeben, daß diese Eigenthümlichkeit einen Werth, sogar einen hohen Werth hat, wie will sie sich retten vor den Modifikationen, welche ihr Sarmaten und Russen auf der einen, Franzosen auf der anderen Seite aufdrängen würden? Was könnte Mittel-

Deutsch-

Deutschland diesen Völkern versagen? Würde es sich nicht alles gefallen lassen müssen, was sie im Gefühl ihrer politischen Ueberlegenheit anzuordnen für gut befänden? Würden darüber nicht die Zeiten der Feudalität unabtreiblich wiederkehren? Würde sich Deutschland, um Freiheit und Eigenthum zu bewahren, auf irgend eine andere Weise helfen können, als so, daß es der Vielherrschaft entsagte und sich, nach dem Muster anderer Staaten, zur Monarchie erhöbe? Und würde alsdann noch die Rede seyn können von den Staaten des mittleren Deutschlands?

Wir glauben uns nicht zu übereilen, wenn wir aus dem bisher Bemerkten den Schluß ziehen, daß es für die mittleren Staaten Deutschlands keine größere Wohlthat giebt, als die, daß Preußen nicht ein Complex von mehreren unabhängigen Staaten, sondern eine Monarchie ist, deren Defensiv-Kraft zur Beschützung Deutschlands ausreicht. Ohne diesen Umstand würden jene Staaten wohl ein Daseyn haben, dieses aber gar nicht vertheidigen können. Gesetzt also auch, die Aufrechthaltung der preußischen Monarchie wäre auf Seiten der von ihr beschützten Staaten mit dem einen und dem anderen Opfer verbunden — würde dieses nicht freudig dargebracht werden müssen, um ein Daseyn zu behalten, das auf keinem anderen Wege gerettet werden könnte? Wir werfen jedoch diese Frage nur im Vorbeigehn auf, ohne sie zur Grundlage einer weiteren Argumentation zu machen. Weiter unten wird sich zeigen, daß Preußen weit davon entfernt ist, an die Staaten des mittleren Deutschlands irgend eine Forderung zu machen, die zu gerechten Klagen führen könnte.

Eine zweite Voraussetzung wird den Gegenstand, um

welchen es sich handelt, vielleicht in ein noch helleres Licht setzen.

Diese zweite Voraussetzung ist, daß Preußen, überdrüßig der anhaltenden Verkennung seines Verdienstes um Deutschland, oder auch aus irgend einem andern Grunde, sich von dem deutschen Bunde lossagte, um in gänzlicher Absonderung von demselben fortzudauern. Wir sagen nicht, daß dies jemals geschehen werde; wohl aber fragen wir: wie groß würde Deutschlands Verlegenheit seyn, wenn es geschähe? Als Mitglied des deutschen Bundes kann Preußen nur freundliche Gesinnungen gegen denselben hegen; getrennt von diesem Bunde, würde es sich nur mit seinem privativen Vortheil zu berathen haben, ohne zu noch mehr, als zur Beobachtung der Vorschriften des Völkerrechts verpflichtet zu seyn. Wer nun wüßte wohl nicht, wie vielfacher Auslegung diese Vorschriften fähig sind? Von jeher hat die höchste Feindseligkeit mit ihnen bestanden. Doch nicht genug, daß durch Preußens Lossagung von dem deutschen Bunde alle Verhältnisse in Deutschland verändert seyn würden — könnte der Bund selbst in der von uns gemachten Voraussetzung fortdauern? Wenige wissen, bis zu welchem Grade das, was durch die Wiener Bundes-Akte geleistet ist, einen Fortschritt in sich schließt, worin sich die ganze Entwickelung der drei letzten Jahrhunderte abspiegelt. Wir haben über diesen sehr wichtigen Gegenstand unsere Meinung in einem früheren Artikel ausgesprochen. Ohne hier zu wiederholen, was in demselben ausführlich entwikkelt ist, wollen wir zum wenigsten bemerken: daß, allen darüber angestellten Beobachtungen und Erfahrungen zufolge, kein Staatenbund ohne H e g e m o n i e bestehen kann; daß

diese Hegemonie eine doppelte seyn muß, wenn der Staatenbund sich nicht in eine Monarchie auflösen soll; daß das frühere Deutschland seine beiden Hegemonen in Papst und Kaiser hatte; daß die Kirchenverbesserung zuerst die doppelte Hegemonie aufhob; daß Deutschlands Schicksale seitdem kaum auf etwas Anderes abgezweckt haben, als den zweiten Hegemonen hervorzubringen; daß dieser, vorbereitet durch den westphälischen Friedensschluß, großgezogen durch den Frieden von Hubertsburg, wie durch alles, was die französische Umwälzung herbeiführte, seine letzten Berechtigungen auf dem Wiener Kongreß erhielt; daß also die neue Gestalt, welche der deutsche Staatenbund durch die Wiener Bundes-Akte erhalten hat, durchaus nichts Zufälliges, nichts Willkührliches in sich schließet, und daß folglich jener Staatenbund mit Preußen steht und fällt, indem Deutschland keine Macht aufzuweisen hat, die an Preußens Stelle die zweite Hegemonie übernehmen könnte. Wenn wir demnach behaupten, daß Preußens Lossagung vom deutschen Bunde mit einer Umwälzung für das ganze Deutschland verbunden seyn würde: so liegt in dieser Behauptung nichts, das nicht eben so sehr in der Natur der Dinge, als in dem bisherigen Entwickelungsgange der deutschen Gesellschaft gegegründet wäre.

Wir würden, die volle Wahrheit zu gestehen, keine von diesen beiden Voraussetzungen zur Sprache gebracht haben, hätten wir ein besseres Mittel gekannt, das Wesen des deutschen Staatenbundes in's Licht zu stellen.

Je allgemeiner dies Wesen verkannt wird, desto mehr ist jeder Vaterlandsfreund, d. h. jeder Deutsche, verpflichtet, dieser Verkennung entgegen zu wirken, so viel er kann

und vermag. Verführt von einer metaphysischen Rechts-ansicht, bilden sich nur allzu Viele ein, daß ein Staaten-bund jede Unterordnung seiner Bestandtheile ausschließe und sämmtlichen Gliedern desselben dieselben Berechtigungen er-theile. Weit gefehlt, daß dies wirklich der Fall wäre, be-steht ein Staatenbund in letzter Zergliederung nur dadurch, daß seine Glieder sich unterzuordnen verstehen, und wenn sie nicht zur Hegemonie berufen sind, dieser nicht zu schaden trachten; denn irgend einen Organismus muß der Staa-tenbund in sich schließen, ein Organismus aber ohne Un-terordnung der Theile, aus welchen er zusammengesetzt ist — wie wäre es auch nur denkbar?

Hierüber zu einer richtigen Erkenntniß zu kommen, scheint den preußischen Enklaven viel Mühe gemacht zu ha-ben; allein die Natur der Dinge hat zuletzt über jeden Widerstand gesiegt, der aus ihrer Verkennung entsprang. Giebt es ein qualitatives Recht, nach welchem die Gleich-heit nicht zweifelhaft ist: so giebt es auch ein quantitatives, das diese Gleichheit leicht verdunkelt. Im gesellschaftlichen Leben entscheidet nur das letztere. Ein Staat von 12 Mil-lionen Einwohnern kann, ohne sich auf's Aeußerste zu scha-den, einem ihm eingekörperten, sonst aber freien Staate, nicht das Recht zugestehen, die Bedingungen seines Da-seyns und seiner Wirksamkeit zu verändern; er muß viel-mehr, wie nachgiebig er auch, es sey aus Vorurtheil oder aus welchem andern Beweggrunde es wolle, seyn möge, an den eingekörperten und sonst freien Staat die Forderung machen, daß dieser sich seinen Gesetzen und Einrichtungen anschließe. Dies und nichts Anderes ist dem preußischen Staate mit seinen Enklaven begegnet, die sich jetzt wei-

sen Entschlusses in das Nothwendige gefunden zu haben scheinen.

Rousseau hatte die Wahrheit nicht auf seiner Seite, als er sagte: „die demokratische Verfassung passe sich nur für Götter *).“ Sie paßt sich selbst für Götter nicht. Denn wären die Willen dieser Götter vollkommen einförmig und unfehlbar, so würden sie keine Gesellschaft bilden, und folglich auch keiner Regierung bedürfen; wären dagegen ihre Willen zwar gleich stark, aber nicht nothwendig dieselben, so würden sie sich im Zustande des Krieges befinden, ohne jemals zu irgend einer Ordnung gelangen zu können. Die Alten dachten über diesen Punkt weit klüger, als Rousseau. Indem sie mehrere Götter annahmen, führten sie auch eine Abstufung der Autorität unter ihnen ein, so daß es sogar einen König der Götter gab, dem alle zu gehorchen verpflichtet waren. In jedem Staatenbund, dessen Theile monarchisch regiert werden, möchte man freilich die Idee Rousseau's verwirklichen; da dies aber wider die Natur der Dinge ist, so finden sich Unterordnung und Abstufung zuletzt ganz von selbst.

Faßt man also Deutschland in seiner gegenwärtigen Eigenthümlichkeit, d. h. als Staatenbund des neunzehnten Jahrhunderts, auf: so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß diese Eigenthümlichkeit nur dadurch zum Vorschein kommt, daß Preußen 1) weder ein Staaten-Complex, noch ein sogenanntes Gesammthaus, sondern Eine Monarchie ist, und daß es, 2) als Monarchie, den zweiten Hegemonen des Staatenbundes bildet, dessen Mitglied es ist.

*) Siehe Contrat Social, Liv. 3. chap. 4.

Allein muß Deutschland diese Wohlthat nicht allzu theuer erkaufen? Uebt Preußen, als Hegemon, nicht eine Gewalt, die Deutschlands Kraft erschöpft? Sind seine Gränzzölle nicht ein Verderben für seine Nachbarn? Kann die Beschuldigung zurückgewiesen werden, „daß diese Grenzzölle in Sachsen, Kurhessen, Hannover und in mehreren anderen benachbarten Staaten einen fast unerträglichen Nothstand herbeigeführt haben?" Und ist die Befürchtung ungegründet, „daß es auf diesem Wege eine Assimilation bewirkt, die, im Verlauf der Zeit, sämmtlichen Nachbarstaaten alle Eigenthümlichkeit nehmen und zu bloßen Provinzen der preußischen Monarchie machen wird *)."

Ehe wir in eine specielle Beantwortung der aufgeworfenen Fragen eingehen, halten wir es für heilsam, ein Wort über Steuer und Besteurungsrecht zu sagen, weil diese Materie von den Staatswirthschafts-Lehrern zu allen Zeiten sehr oberflächlich behandelt worden ist.

Wir haben in einem früheren Aufsatz darauf aufmerksam gemacht, „daß der Handel nicht bloß das Fundament der Gesellschaft, sondern daß er, so zu sagen, das Wesen derselben, d. h. die Gesellschaft selbst ausmacht." Wie man sich nun auch die gesellschaftlichen Verrichtungen auflösen möge: so lassen sich alle auf eine Grundformel zurückführen, welche am vollkommensten ausgedrückt wird durch das bekannte Do ut des, das, in's Deutsche über-

---

*) Jene Anklage und diese Befürchtung sind deutlich ausgesprochen worden: die erste in No. 258. des allgemeinen Anzeigers der Deutschen; die zweite in einer Abhandlung „über die deutschen Zoll- und Mauthvereine der neuesten Zeit," in den Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst.

setzt, dahin lautet, „daß für Nichts nichts ist.“ Das Wesen der Gesellschaft schließt diese Grundformel in sich, sofern es auf der Theilung der Arbeit beruht, die gar nicht Statt finden könnte, wenn sie nicht mit einem fortlaufenden Austausch der Produkte der Arbeit verbunden wäre. Nur in dem Verhältniß der Regierung zu den Regierten ändert sich die gesellschaftliche Grundformel dahin ab, daß sie durch Do ut sumam ausgedrückt werden muß. Woher die Nothwendigkeit dieser Abänderung? Daher ganz unstreitig, daß die Produktion der Regierung durchaus immaterieller Art ist. Am besten definirt man das Wesen der Regierung, wenn man sie den Produzenten der gesellschaftlichen Ordnung nennt. Das Mittel, diese Ordnung zu bewirken, sind die öffentlichen Willen, die Gesetze. Diese nun, was sind sie anders, als Beschränkungen der individuellen Freiheit, damit die Sicherheit Aller aufrecht erhalten werde? Je weniger aber diese Beschränkung nach ihrer Nothwendigkeit von den Einzelnen erkannt und eingeräumt wird, desto geringer wird auch ihre Bereitwilligkeit seyn, den Ordnungs-Produzenten (die Regierung) für das zu remuneriren, was er der Gesellschaft leistet. Die Folge davon ist, daß dieser dieselbe Autorität, vermöge welcher er Gesetze giebt und zur Unterwerfung unter dieselben nöthigt, zur Bestimmung des Preises seiner Arbeit verwendet. Und so verwandelt sich das Do ut des in ein Do ut sumam, d. h. die freie Gegengabe oder Gegenwaare, womit im gewöhnlichen Verkehr etwas erkauft wird, in eine Steuer.

Das Besteuerungsrecht jeder Regierung knüpft sich also unmittelbar an die Bestimmung derselben, durch die öffentlichen Willen, d. h. durch die Gesetze die gesell-

schaftliche Ordnung hervorzubringen und aufrecht zu erhalten; und genau genommen giebt es hiervon keine Ausnahme. Mit Recht sagt demnach ein großer König in seiner Abhandlung über die Regierungsformen: „Keine Regierung kann die Steuern entbehren; sie sei republikanisch oder monarchisch, ihr Bedürfniß wird dadurch nicht verändert. Die Obrigkeit, welche sich mit den öffentlichen Angelegenheiten belastet, muß zu leben haben; die Richter müssen bezahlt werden, damit sie nicht in die Versuchung gerathen, aus Recht Unrecht zu machen; der Soldat will unterhalten seyn, wenn er nicht Gewaltthaten verüben soll; und eben so müssen diejenigen, welche die Finanzen zu behandeln haben, gut bezahlt werden, damit die Noth sie nicht zwinge, das öffentliche Einkommen mit Untreue zu verwalten. Diese verschiedenen Ausgaben erfordern beträchtliche Summen; es muß aber auch für außerordentliche Fälle noch etwas zurückgelegt werden."

Derselbe große König fügt hinzu: „dies alles muß freilich von dem Volke erhoben werden; aber die große Kunst besteht darin, es so zu erheben, daß sich die Bürger nicht erdrückt fühlen *)." Und dieser Zusatz führt uns unserem Ziele um einen guten Schritt näher.

Die allgemeine Voraussetzung ist, daß es eine solche Kunst gebe, und daß sie anwendbar sei auf jeden gesellschaftlichen Zustand; dies ist zum wenigsten die Ansicht Derer, welche glauben, daß mit allgemeinen Vorschriften irgend etwas auszurichten sei. Ich leugne das Daseyn dieser

---

*) Siehe Essai sur les formes de gouvernement, Tom. VI. der Werke Friedrichs II., Königs von Preußen.

Kunst wenigstens in sofern, als ich behaupte, „sie sei nie vollendet, und für ihre Anwendung komme alles auf die Fortschritte an, welche die Theilung der gesellschaftlichen Arbeit gemacht hat.“ Sind diese Fortschritte gering, so wird auch das Produkt der Steuererhebung gering seyn; und das Umgekehrte wird nicht anders Statt finden können, als so, daß jene Fortschritte bedeutend geworden sind. Daher die Erscheinung, daß die Finanzkunst in jedem gesellschaftlichen Zustande ihren besonderen Charakter hat: einen andern in demjenigen Zustande, wo die gesellschaftliche Arbeit von Sklaven verrichtet wird; einen andern im Zustande der Leibeigenschaft; einen andern in dem der Erbunterthänigkeit; einen andern endlich in dem Zustande der bürgerlichen Freiheit, wo jedes Individuum nur von solchen Gesetzen abhängt, welche in dem größten Produkt der gesellschaftlichen Arbeit nichts anders bezwecken, als das höchste Maß gemeinschaftlicher Wohlfahrt. Mit Einem Worte: die Finanzkunst ist in meinem Urtheil abhängig von dem Entwickelungsgrade, der die Gesellschaft bezeichnet; und obgleich ich nicht leugnen mag, daß sie, gehörig angewendet, die Entwickelung der gesellschaftlichen Kräfte befördern und beschleunigen kann, so wird ihr dies immer nur dadurch möglich werden, daß alles dazu gehörig vorbereitet ist. — Jetzt die Anwendung.

Anzugeben, welche Stationen die preußische Finanzverwaltung zurückgelegt hat, ehe sie den Vollkommenheitspunkt erreichte, worauf sie sich gegenwärtig befindet, würde uns hier allzu weit führen. Wir bemerken also nur, daß sie selbst unter einem so einsichtsvollen Könige, wie Friedrich II., bei weitem noch nicht war, was sie gegenwärtig

ist. Vor vierzig Jahren hatte man, wie es scheint, noch keine Ahnung davon, daß man das Produkt der gesellschaftlichen Arbeit, und folglich auch das Produkt der Besteuerung durch kein Mittel so sicher vermehre, als durch die Befreiung der individuellen Kräfte von den Fesseln solcher Einrichtungen, die ihre Entstehung den Nothwendigkeiten der Vergangenheit, d. h. einem geringern Aufklärungsgrade verdanken. Seit dem Jahre 1768 war ein umfassenderes System indirekter Steuern eingeführt; allein indem man sich noch nicht zu der Idee von Gränzzöllen zu erheben wagte, und durch Binnenzölle auf der einen Seite die hervorbringenden Kräfte vielfach lähmte, und auf der andern zum Einschwärzen gewissermaßen einlud, waren diese indirekten Steuern kaum noch mehr, als eine bloße Landesplage. Dies dauerte fort, bis die bedrängte Lage, worin sich die ganze Gesellschaft seit 1806 befand, im Jahre 1810 auf den glücklichen Gedanken führte, sämmtliche Binnenzölle aufzuheben und in Gränzzölle zu verwandeln. Es fehlte dieser entscheidenden Maßregel damals nicht an Tadlern: sie verstanden sich nicht auf die Wirkungen der freier sich bewegenden Kräfte, und fürchteten vermindertes Produkt und Ausfall da, wo die Belehrteren nur vermehrtes Produkt und Zuwachs sahen. Dennoch siegte der richtigere Gedanke schon im Jahre 1810; und wenn er seine volle Ausbildung und Anwendung erst nach dem zweiten Pariser Frieden erhielt, so rührte dies nur daher, daß es nicht eher möglich war. Wir sind zwar weit davon entfernt, die ganze glückliche Entwickelung, welche dem Königreiche seit dieser Epoche zu Theil geworden ist, ganz ausschließend den Gränzzöllen zuzuschreiben; was sie gewirkt haben, das haben sie

unstreitig nur in Verbindung mit mehreren anderen wohlthätigen Gesetzen und Einrichtungen gewirkt. Allein es ist deswegen nicht weniger erwiesen, daß die letzten Spuren großer Leiden in dem Zeitraum von 1806 bis 1812, und noch größerer Anstrengungen in den nächstfolgenden drei Jahren, nur dadurch in so kurzer Zeit haben verwischt werden können, daß im Sommer des Jahres 1810 der Gedanke einer besseren, d. h. einer, die gesellschaftliche Arbeit mehr begünstigenden Ordnung der Dinge gefaßt wurde, zu welcher auch die Aufhebung beschwerlicher Binnenzölle und deren Verlegung an die Gränze gehörte. Wer immer dazu beigetragen haben möge, daß diese Verlegung zu Stande gekommen ist, hat sich ein Verdienst um seine Mitbürger erworben, das um so mehr hervortreten wird, je mehr die Zeit vorschreitet und die Wirkungen der freieren Betriebsamkeit in's Licht stellt: Wirkungen, welche hauptsächlich daraus hervorgehen, daß dem Betriebsamen die Kraft und Zeit erspart worden ist, welche er ehemals auf Dinge verwenden mußte, die für ihn nur Hindernisse waren. Daß diese Gränzzölle nichts prohibiren, haben wir bereits an einem anderen Orte umständlicher erwähnt; und daß Tarife, welche, mit sehr wenigen Ausnahmen, den Centner Einfuhr mit 12 Gr. besteuern, den Verkehr mit dem Auslande eben nicht erschweren, ist etwas, das kaum bemerkt zu werden verdient.

Woher nun das Geschrei über Preußens Gränzzölle? — ein Geschrei, das seit mehreren Jahren unaufhörlich wiederholt wird.

In der That, man würde Mühe haben, sich diese Erscheinung zu erklären, wenn sich nicht, bei weiterem Nachdenken über die Sache, einige Gründe darböten, die

zu einer Erklärung, wenn auch nicht zu einer Rechtfertigung des besagten Geschrei's verhelfen.

Wir führen diese Gründe nach einander an.

Unstreitig bilden die Kaufleute eine höchst nützliche Klasse; ihre Nützlichkeit beruht besonders darauf, daß sie durch emsige Herbeischaffung des nöthigen Materials die Arbeit und den Verzehr gleich sehr erleichtern, und folglich das gesellschaftliche Leben wesentlich verstärken. Allein dieser Stand hat seine Vorurtheile, wie jeder andere. Als Produzent von Gelegenheit möchte er auf gar keine Hemmnisse stoßen, und die gesellschaftliche Ordnung, die nie von ihm ausgehen darf, lieber beherrschen, als respektiren; zum wenigsten ist er immer geneigt, gleich jenen französischen Kaufleuten, denen der Handelsminister seinen Schutz anbot, zu antworten: „der beste Dienst, gnädiger Herr, den Sie uns erweisen können, ist, daß Sie sich gar nicht um uns bekümmern." Da ihm hierin nie nachgegeben werden kann, weil die Regierung, als ausschließender Produzent der gesellschaftlichen Ordnung, ihre eigenthümlichen Bedürfnisse hat: so wird er leicht zum Tadler alles dessen, was seinen Gewinn vermindert. Was nun die Kaufleute der Nachbarstaaten Preußens betrifft, so beschweren sie sich über die preußischen Gränzzölle unstreitig aus keinem anderen Grunde, als weil das Einschwärzen ihnen durch diese Zölle so sehr erschwert ist. So lange es nur Binnenzölle gab, hatten sie freiere Hand, und konnten jede gelungene Operation für einträglich halten. Jetzt, wo sie in der Erlegung des Gränzzolls einen Theil ihres Gewinnes vorschießen müssen, erscheint ihnen jeder Vorschuß als verminderter Gewinn; und daher ihre Klagen, ohne daß diese als gegründet betrachtet

werden können, da der Konsument nothwendig den Vorschuß des Kaufmanns bezahlt, und folglich der Einzige ist, der sich über die Gränzzölle zu beklagen hat.

Ihr Echo findet die Klasse der Kaufleute in der Beamtenwelt, welche, weil sie mit stehenden Gehalten ausgestattet ist, die höchste Konkurrenz der Verkäufer als eine unvergleichliche Wohlthat zu betrachten gewohnt ist, und folglich alles verabscheut, was ihr diese Konkurrenz zu verhindern scheint, wohin sie leicht auch die Gränzzölle rechnet.

Außerdem wird das Geschrei über die Gränzzölle durch alle Diejenigen vermehrt, die, weil sie keine klare Vorstellung von dem haben, was durch einen gegebenen Gesellschaftszustand geleistet werden kann, nur allzu geneigt sind, glückliche Chancen für etwas zu halten, was jedem Gesellschaftszustande, und zwar zu jeder Zeit, gebühre. Ich erkläre mich näher. Fast sämmtliche Staaten Deutschlands sind so angethan, daß zwei Drittel ihrer Bevölkerung mit dem Ackerbau beschäftigt sind. Daraus nun folgt ganz von selbst, daß, wenn das Ausland sich nicht um das Produkt der agrikultorischen Betriebsamkeit bewirbt, der Geldwerth desselben nur gering seyn kann. Tritt aber dieser Fall wirklich ein, und hält er mehrere Jahre an, so ist nichts natürlicher, als daß das verminderte Einkommen der zahlreichsten Klasse auf den Erwerb der nicht-agrikultorischen Klasse störend zurückwirkt, und daß zuletzt alles danieder zu liegen scheint, oder auch wirklich danieder liegt. In dieser Lage der Dinge, die allerdings nicht die erfreulichste ist, sollte man auf die wahre Ursache der Erscheinung zurückgehen, als welche keine andere ist, als daß der agrikultorische Theil der Bevölkerung für seine Betriebsam-

keit nicht die nöthige Aufmunterung in dem nicht-agrikultorischen Theile derselben findet; weil man sich aber noch so schlecht auf eine richtige Beurtheilung der gesellschaftlichen Phänomene versteht, daß man sich einbildet, bloße Agrikultoren könnten eine Gesellschaft bilden und die Mannigfaltigkeit der Verrichtungen sei dazu gar nicht nöthig: so hält man sich, wenn es die Erklärung eines Nothstandes gilt, an so unschuldige Ursachen, wie Gränzzölle und andere gesellschaftliche Einrichtungen. Daß diese nicht das sind, wofür sie ausgegeben worden, offenbart sich immer von dem Augenblick an, wo günstige Chancen eintreten; denn alsdann beklagt sich niemand über Gränzzölle und dergleichen.

Genug, um darzuthun, daß die Klagen über Preußens Gränzzölle, so wie sie seit mehreren Jahren geführt worden, sehr schlecht begründet sind, und nichts weiter für sich haben, als die offenbare Unbekanntschaft mit den wahren Ursachen der gesellschaftlichen Erscheinungen im mittleren Deutschland.

Bei dem allen haben diese Gränzzölle in ihrer Verbindung mit andern Einrichtungen der preußischen Monarchie eine Seite, welche hier um so weniger unerwogen bleiben darf, weil es sich nicht um Preußens Wohlfahrt allein, sondern auch um die Wohlfahrt des ganzen deutschen Staatenbundes handelt.

Ohne allen Zweifel hat Preußen seit dem Tilsiter Frieden vor allen Staaten Deutschlands die stärksten Aufforderungen gehabt, seinen gesellschaftlichen Zustand durch Einrichtungen zu verbessern, welche die Entwickelung der individuellen Kraft befördern. Sagen, durch welche Mit-

tel dieser achtbare Zweck erreicht worden ist, hieße etwas sehr überflüssiges thun: denn diese Mittel sind allgemein bekannt. Andere deutsche Staaten, welche entweder nicht dieselbe Aufforderungen hatten, oder ihnen kein Gehör gaben, sind ihrem alten Gesellschaftszustande theils getreu geblieben, theils haben sie ihn, wenn er durch die Fremdherrschaft verändert war, gewaltsam zurückgeführt. Wir brauchen keine Namen zu nennen, weil das, was seit dem Jahre 1815 geschehen ist, in Jedermanns Andenken lebt. Die Sache selbst als unwidersprechliche Thatsache aufgefaßt, entsteht die Frage: was kann die Folge davon seyn, daß, während Preußen mit einer Bevölkerung von mehr als zwölf Millionen von einem Jahr zum andern immer größere Fortschritte in der Entwickelung seiner individuellen Kräfte macht, die Staaten Mitteldeutschlands je mehr und mehr veralten? Denn dies ist die natürliche Wirkung des Stillestehens. Eigentlich ist es die Sache der mitteldeutschen Regierungen, sich diese Frage zu beantworten. Gewiß ist keine derselben, bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge, von Preußen bedroht; dies vorauszusetzen, würde eine auffallende Unbekanntschaft mit allen europäischen Verhältnissen verrathen. Allein kann der gegenwärtige Stand der Dinge derselbe bleiben, wenn Preußens sittliches Verhältniß zu seinen nächsten Nachbarn so vorschreitet, wie es bisher vorgeschritten ist? Müssen die Entfernungen, worin beide zu einander stehen, nicht zunehmen? und wird darüber nicht die Entfremdung und die einseitige Feindschaft der zurückbleibenden Staaten wachsen? Für das, was zuletzt die Natur der Dinge mit sich bringt, ist keine Regierung verantwortlich zu machen.

„Was ist zu thun?" — Wir wollen es ehrlich und offen sagen.

Preußen in eine andere Bahn zu bringen, als diejenige ist, worin es sich mit seinen Gesetzen und Einrichtungen bewegt, halten wir für unmöglich, weil diese Bahn ihm vom Schicksal selbst aufgedrungen worden ist — von einem Schicksal, das, in einer scheinbar feindseligen Gestalt, sehr wohlthätige Zwecke verfolgte. Steht nun aber der Satz fest, daß Preußen nicht aus seiner Bahn zu verdrängen ist: so ist nur noch die Frage zu beantworten: ob der Stärkere sich an den Schwächeren, oder der Schwächere sich an den Stärkeren anschließen soll? Jenes würde unnatürlich seyn; dieses ist allein dem Naturgesetze gemäß. Das Anschließen des Schwächeren an den Stärkeren aber wird auf eine ehrenvolle Weise vollbracht, wenn man sich dem Nothwendigen mit Freiheit unterwirft. Da nun die Harmonie der Staaten unter allen Umständen auf der Gleichheit ihrer organischen und bürgerlichen Gesetze beruht, so würde es, in dem vorliegenden Falle, um eine Annäherung zu bewirken, vor allen Dingen darauf ankommen, daß man, für jetzt und immer, dem unseligen Gedanken entsage, die eigene Fortdauer auf die Disparität jener Gesetze zu gründen, was an und für sich eine bloße Täuschung ist, weil dies niemals so weit getrieben werden kann, daß die Disparität bleibend würde. Durch die Aufopferung dieses fehlerhaften Gedankens würde schon viel gewonnen seyn. Es würde sich nämlich alsdann nicht bloß um eine solche Kleinigkeit handeln, wie Gränzzölle sind, die, wenn dadurch nichts prohibirt wird, wie dies bei den preußischen der Fall ist, eigentlich nur das Einschwärzen, d. h. den un-

ungesetzlichen Verkehr, verhindern, indem sie den Eingebornen zu einer höheren Sittlichkeit nöthigen. Man würde vielmehr darauf bedacht seyn, die besseren Gesetze und Einrichtungen des vorwaltenden Staats so in sich aufzunehmen, daß das leichtere Einverständniß und das bessere Vernehmen überall gesichert wären. Einen besonderen Münzfuß und ein besonderes Maß- und Gewichts-System zu haben, kann höchstens ein Gegenstand der Eitelkeit seyn; für das bessere Gedeihen eines Landes, einer Gesellschaft, kommt darauf sehr wenig an. Also fort mit dem Unterschiede, welcher in dieser Beziehung Statt findet! Auf gleiche Weise wird die Gerechtigkeitspflege an d i e Formen gebunden werden müssen, welche dem Staate eigen sind, dem man sich anschließet. Ist es denn überhaupt je Deutschlands Bestimmung gewesen, durch die Disparität der Einrichtungen und Gesetze in den einzelnen Staaten ausgezeichnet zu seyn, da auf diesem Wege überall keine Auszeichnung möglich ist? Die Gesetzgebung, sofern sie wirksam war, hat vielmehr zu allen Zeiten auf das Gegentheil hingewirkt, und was ihr nicht gelungen ist, das ist ihr immer nur in Kraft der Vielherrschaft mißlungen. Was jedoch ehemals übersehen und wohl gar für einen Vorzug ausgegeben wurde, das leuchtet je mehr und mehr als Uebelstand ein; und schwerlich werden die nächsten zehn Jahre vergehen, ohne daß man über diesen Uebelstand in großer Allgemeinheit in's Klare kommt.

Die Wahrheit dieser Behauptung ist durch nichts so sehr verbürgt, wie durch die gegenwärtige Lage der mitteldeutschen Staaten. Denn worin besteht das Charakteristische dieser Lage? Darin, glauben wir, daß der Mittelpunkt, wel-

chen sie suchen, in ihnen selbst nicht zu finden ist. Es versteht sich ja von selbst, daß unter 18, durch Gebietsumfang und gesellschaftliches Interesse höchst verschiedenen Staaten, welche nicht mehr als 5 bis 6 Millionen Einwohner vereinigen, keiner so viel Anziehungskraft ausüben kann, daß er sich auf eine unwiderstehliche Weise zum Mittelpunkt ausbringt. Indem es nun an einem solchen Mittelpunkt fehlte, konnten die Versuche, welche zu Kassel gemacht wurden, um einen sogenannten mitteldeutschen Handelsverein zu Stande zu bringen, sich nur als Fehlversuche bewähren. Wir möchten nicht gern hart oder lieblos über die deutschen Staatsmänner urtheilen, die sich zu Kassel versammelt hatten; daß sie aber bei allem Patriotismus, wovon sie beseelt seyn mochten, über die ersten Bedingungen einer politischen Schöpfung sehr schlecht belehrt waren, und an Möglichkeiten glaubten, die keine sind, liegt so sehr am Tage, daß man darüber ganz offen und ehrlich sprechen darf. Der Mittelpunkt, den sie suchten, war da, wo sie ihn suchten, nicht zu finden; und um ihn da zu finden, wo er wirklich war, hätten sie, vor allen Dingen, frei seyn müssen von den Vorurtheilen, von denen sie beherrscht wurden: — von Vorurtheilen, die wir nicht näher bezeichnen wollen. War Preußen nicht der Mittelpunkt, dessen sie für ihre Schöpfung bedurften, so gab es überhaupt keinen; und so lange sie hierüber noch zweifelhaft waren, glichen sie auf das Genaueste einem Baumeister, der aus achtzehn verschiedenen Felsstücken, welche er nicht in seine Gewalt bekommen kann, einen Palast aufführen soll. Um alles mit Einem Worte zu sagen: jene deutsche Staatsmänner, die sich zu Kassel versammelt hatten, lebten, wie die Astro-

logen und die Alchymisten der Vorzeit, in dem Wahne, daß der menschliche Verstand etwas über die Natur der Dinge vermöge, ohne diese vorher genau erforscht und die Erscheinungen an derselben auf ein bestimmtes Gesetz zurückgeführt zu haben.

Was demnach in der Lage der mitteldeutschen Staaten lästig und beschwerlich ist, dauert nothwendig so lange fort, bis das gefunden ist, was allein Erleichterung gewähren kann. Sie wollen ihren Mittelpunkt innerhalb ihrer Gränzen haben. Gut! Aber dieser Gedanke ist fehlerhaft, weil unter ihnen kein Staat anzutreffen ist, welcher diesen Mittelpunkt bilden könnte. Ihren Mittelpunkt außerhalb ihrer Gränzen zu suchen, tragen sie Bedenken, weil sie, um ihn zu finden, ihren eigenen Gesetzen und Einrichtungen in einem sehr hohen Grade entsagen müßten; sie wissen, „daß die National- und Staatswirthschaft in unseren Tagen von so entscheidender Wichtigkeit ist, daß man die, unter einem und demselben Mauthvereine begriffenen Staaten sogar schlechthin, und nicht bloß beziehungsweise, als einen und denselben Staat betrachten kann, oder daß man wenigstens einem Mauthvereine die Tendenz zur Zusammenschmelzung der unter dem Vereine begriffenen Staaten in einen einzigen Staat mit Grund beilegen kann *).“ Um nun ihre Eigenthümlichkeit, ihre Persönlichkeit zu retten, fliehen sie den sich ihnen darbietenden Mittelpunkt als das Gefährlichste, was es für sie giebt. Allein,

---

*) Worte des Herrn G. R. Zachariä, gegen welche sich nichts einwenden lassen dürfte; denn es liegt am Tage, daß man sich mit der Ursache zugleich die Wirkung gefallen lassen muß.

wie lange kann diese Flucht dauern, wenn der Mittelpunkt etwas ist, das man nicht entbehren kann? Dies, wie wir glauben, ist die Frage, die beantwortet seyn will, und die man eben deswegen zu beantworten den Muth haben muß.

Wie weit man auch die Flucht treiben möge: irgend wo wird man Halt machen müssen, um zu Athem zu kommen. Ohne Bild: die Disparität der Gesetze und Einrichtungen hat ihre Gränze, wenn man nicht verkümmern will.

Handelte es sich nun in der ganzen Sache nicht um die Erhaltung verschiedener Dynastien, so würde alles sehr bald entschieden seyn; denn im entgegengesetzten Falle würde die Annahme besserer Gesetze und bequemerer Einrichtungen unbedenklich seyn. Ist sie denn aber wirklich bedenklich in jener Beziehung, d. h. opfert man die Dynastien nothwendig auf, wenn man sich einem anerkannt besseren Verwaltungs-Systeme anschließt? Ich meine, daß dies nicht der Fall sei. Das Leben und die fortdauernde Wirksamkeit der Dynastien hängt theils mit natürlichen, theils mit künstlichen oder gesellschaftlichen Gesetzen zusammen. Was die ersteren betrifft, so üben sie ihre Macht unabhängig von jedem menschlichen Einfluß. Die letzteren anlangend, muß die Erfahrung darüber zu Rathe gezogen werden, ob man das Leben und die Wirksamkeit der Dynastien erfolgreicher sichert, wenn man sie in Widerspruch setzet mit dem, was der Geist der Zeit und das Bedürfniß der Gesellschaften, an deren Spitze sie stehen, fordert, oder wenn man sie mit beiden in Harmonie bringt. Die Erfahrung aller Zeiten aber erklärt sich für die letztere Maßregel so bestimmt, daß kein Fall angeführt werden kann, der eine Ausnahme in sich schlösse.

Daraus nun folgt auf das Bestimmteste, daß alle Diejenigen im Irrthum sind, welche darauf ausgehen, das Daseyn und die Wirksamkeit der Dynastien auf die Disparität der Gesetze und Einrichtungen zu gründen. Von Staatsmännern dieser Art läßt sich ohne allen Umschweif sagen, daß ihnen die rechte Erfahrung abgeht; sie bewirken nur das Gegentheil von dem, was sie bewirken möchten.

Staatsmänner dieser Art befinden sich aber um so mehr im Irrthum, weil, die Homogenität der Gesetze und Einrichtungen unter verschiedenen Staaten sei so groß sie wolle, den Souveränen dieser Staaten dadurch nie das Vorrecht genommen ist, bildend auf die geordnete Gesellschaft einzuwirken, ihren Organismus je mehr und mehr zu verbessern, und durch Erweckung ganz neuer Kräfte alle die Lücken auszufüllen, die bis auf unsere Zeiten dem gesellschaftlichen Körper geblieben sind. Es liegt sogar am Tage, daß die Homogenität der Gesetze und Einrichtungen vorangehen muß, wenn mehrere Staaten des mittleren Deutschlands den Grad von Stärke erhalten sollen, dessen sie fähig sind. Freilich ist die gemeine Voraussetzung, daß in dieser Hinsicht alles erreicht sei, was sich jemals werde erreichen lassen; wie falsch jedoch diese Voraussetzung ist, leuchtet am deutlichsten ein, wenn man die Gesellschaftszustände verschiedener Jahrhunderte mit einander vergleicht. Deutschland, das zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts eine Bevölkerung von höchstens 15 Millionen hatte, zählt in diesem Augenblick mehr als 30 Millionen, ohne daß sein Gebietsumfang sich wesentlich erweitert hat. Woher diese Erscheinung? Unstreitig daher, daß sich die Summe der gesellschaftlichen Verrichtungen seit drei Jahrhunderten

nicht bloß verdoppelt, sondern sogar verzehnfacht hat; denn nur die zunehmende Mannigfaltigkeit dieser Verrichtungen kann als die wahre Ursache der zunehmenden Bevölkerung und des wachsenden National-Reichthums betrachtet werden. Hiernach nun würde jeder Fürst des mittleren Deutschlands zugleich die Zahl seiner Unterthanen und die Summe seines Einkommens beträchtlich vermehren können, wenn er dem Beispiele folgen wollte, das Preußens Könige seit mehr als einem Jahrhundert dadurch gegeben haben, daß sie nützliche Verrichtungen nicht nur nie zurückwiesen, sondern sogar herbeizogen und auf alle Weise begünstigten. Durch dies Verfahren ist Preußen geworden, was es ist; durch dies Verfahren ist bewirkt worden, daß die Hauptstadt in ihrer gegenwärtigen Größe und Bevölkerung an Steuern bei weitem mehr zahlt, als die ganze Kurmark Brandenburg zur Zeit des großen Kurfürsten, ohne deshalb minder reich und wohlhabend zu seyn. Preußens höchstes Interesse hierbei ist — nicht (wie man wohl behauptet hat) seine Nachbarn auszusaugen, um sich auf ihre Kosten zu bereichern — denn dies würde das Thörigtste seyn, was von einer sonst aufgeklärten Regierung ausgehen könnte — wohl aber in diesen Nachbarn wohlhabende Käufer und Verkäufer zu besitzen, die sein inneres Leben verstärken, während sie das ihrige immer höher ausbringen. Mit Einem Wort: Preußen ist weit entfernt, irgend eine Konkurrenz zu fürchten, und kann nur bedauern, daß seine Nachbarn, um den Rückstand, worin sie mit ihrer gesellschaftlichen Entwickelung gerathen sind, zu bemänteln, seinen besten Einrichtungen — denn dahin müssen die Gränzzölle gerechnet werden — den Prozeß machen.

Fallen wird ganz unstreitig der Schleier, der bisher die Wahrheit hinsichtlich des Verhältnisses, worin Preußen zu seinen Nachbarn steht, verhüllt hat. Soll er aber vollständig und schnell zugleich fallen: so ist vor allen Dingen nöthig, daß man den Vorurtheilen entsage, nach welchen man bisher angenommen hat, eine gegebene Gesellschaft sei für eine ganze Ewigkeit zur Vollbringung derselben Verrichtungen bestimmt. Daß dies nicht der Fall ist, liegt am meisten am Tage in der Verschiedenheit des gesellschaftlichen Ausdrucks der einzelnen Staaten Deutschlands. Wer ist wohl so stumpfsinnig, daß er das Großherzogthum Weimar mit dem Kurfürstenthum Hessen-Kassel verwechseln könnte? Wir sind weit davon entfernt, irgend etwas an diesen ganz verschiedenen Erscheinungen loben oder tadeln zu wollen; allein wir fragen, woraus denn der Unterschied zwischen den beiden genannten Staaten hervorgegangen ist? Man fasse auch die Königreiche Würtemberg und Baiern in's Auge! Was waren beide vor etwa einem Menschenalter? und was sind sie jetzt? und was werden sie nach einem Menschenalter seyn? In dem ersten dieser Königreiche lebt ein Mann, der durch die unermüdliche Thätigkeit seines spekulativen Geistes auf allen Punkten Deutschlands mehr nützliche Arbeit angeregt hat, als — das ganze Geschlecht der Hohenstaufen während seiner 116 jährigen Laufbahn. Ganz Deutschland verdankt den rastlosen Bestrebungen dieses Mannes einen großen Theil der Fortschritte, die es in Kunst und Wissenschaft und nützlichen Einrichtungen aller Art seit 30 Jahren gemacht hat. Wir nennen diesen Achtbaren nicht, weil wir ihn hinlänglich bezeichnet zu haben glauben. Was leistete ihm Würtemberg? Wie viel aber hat er diesem

Königreiche geleistet! Solche Männer kann es in jedem noch so kleinen Staate Deutschlands geben; und gäbe es ihrer, auf verschiedenen Punkten, auch nur zwölf: so würde sehr bald all der Nebel verschwinden, durch welchen man sich noch immer wegen Erscheinungen rechtfertigt, die einzig und allein in Vorurtheilen gegründet sind, und worüber man von dem Augenblick an im Klaren ist, wo man Arbeit und Mannigfaltigkeit der Verrichtungen als die ewigen Grundlagen des gesellschaftlichen Gedeihens angeschaut hat.

Wir haben bisher zu beweisen gesucht, und glauben allen vorurtheilsfreien Geistern wirklich bewiesen zu haben:

1) daß die germanische Freiheit, in der alten (angeblich) ehrwürdigen Bedeutung dieses Worts, ein durchaus falsches Princip ist, wenn es sich um Assoziazionen handelt, weil Freiheit, als Princip genommen, nur auflösen, nicht verbinden kann;
2) daß Preußen in seiner streng monarchischen Gestalt zur Erhaltung der Vielherrschaft des mittleren Deutschlands schlechterdings nothwendig ist, und daß es, als zweiter Hegemon des deutschen Staatenbundes, Dienste leistet, die, wenn der Föderativ-Charakter Deutschlands fortdauern soll, durch nichts in der Welt zu ersetzen sind;
3) daß die Klagen über Preußens Zolleinrichtungen durchaus gegenstandsleer sind, indem durch diese Einrichtungen der freie Verkehr unter Deutschlands Einzelstaaten keineswegs gehemmt oder verhindert, wohl aber gefördert und belebt wird;
4) daß diesen Klagen nichts weiter zum Grunde liegt, als das eitle Bestreben, da einen Mittelpunkt der

gesellschaftlichen Thätigkeit zu finden, wo keiner zu finden ist;

5) daß der einzige Mittelpunkt für die Staaten des mittleren Deutschlands im Königreiche Preußen enthalten ist, und daß alles eingestandene Elend jener Staaten nur aus der Verleugnung dieser Wahrheit hervorgeht;

6) daß von dem Augenblick an, wo die Staatsmänner des mittleren Deutschlands diese Wahrheit werden angeschaut haben, die Homogenität der Gesetze und Einrichtungen — dieses einzige Mittel, um zu einer wahren Harmonie zu gelangen — gar keinen Schwierigkeiten unterliegen wird;

7) daß alle diejenigen Staatsmänner, welche die entgegengesetzte Bahn verfolgen, im größten Irrthum sind, und daß sie, sofern Erhaltung der verschiedenen Dynastien ihr Hauptaugenmerk ist, diesen ihren Zweck nicht bloß verfehlen, sondern auch das baare Gegentheil von dem bewirken, was sie in ihrer Unkenntniß der Ursachen gesellschaftlicher Erscheinungen bewirken möchten;

8) daß es endlich auf nichts weiter ankommt, als die, zwischen Preußen und den Staaten des mittleren Deutschlands befestigte Kluft auszufüllen, und daß dies nur durch die einfachen und von der Erfahrung aller Zeiten unterstützten Mittel geschehen kann, die wir in Vorschlag zu bringen den Muth gehabt haben, wohl wissend und in unserem Innersten fühlend, wie viel Beschämendes darin liegt, auf der andern Seite aber beruhigt durch die Ueberzeugung, daß von

Seiten Preußens auch nicht das kleinste Hinderniß erhoben wird.

Ist Wahrheit in allen diesen Sätzen, so können die Staatsmänner des mittleren Deutschlands nicht länger ungewiß seyn wegen des Entschlusses, den sie zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes in den ihrer Leitung anvertrauten Staaten zu fassen haben.

Besondere Ermahnungen hinzuzufügen, würde eben so ungehörig und unziemlich, als überflüssig seyn.

Dagegen sei es uns erlaubt mit folgendem Apolog zu endigen:

Der Adler und die Eule.

„Bei Sonnenuntergang trafen Adler und Eule auf dem höchsten Gipfel des Apennin zusammen."

„Die Eule überschüttete den Adler mit Vorwürfen, welche darauf hinausliefen, daß sein rauschender Flügelschlag den Frieden der Umgegend störe, und daß er, auf Rehe und Hasen stoßend, die Flur veröde."

„Der Adler, um seine Unschuld zu beweisen, breitete seine gewaltigen Fittige aus, und fragte die Eule: „willst du denn, daß ich mause?"

„Verloren in den Anblick der ausgedehnten Fittige, erkannte Minervens sinniger Vogel die Berechtigungen des Adlers und — schwieg."

Nachschrift.

Wir würden hier endigen können, wenn wir nicht am Schlusse noch über einen Punkt zu beruhigen hätten, den wir im Laufe dieser Erörterung selbst in Anregung gebracht haben.

Dieser Punkt ist kein anderer, als die größere Bevölkerung, die uns als ein nothwendiges Ergebniß der besseren Ordnung der Dinge erscheint, welche wir ins Leben rufen möchten. Da man nun in Deutschland, nach einzelnen Erscheinungen zu urtheilen, die zunehmende Bevölkerung so ernsthaft zu fürchten angefangen hat, daß man sogar auf positive Mittel zur Abwendung dieses vorgeblichen Uebels bedacht ist: so wollen wir uns mit aller uns natürlichen Offenheit auch über diesen Gegenstand recht eigentlich in der Absicht, die öffentliche Meinung darüber festzustellen, ausführlicher erklären, und ohne weitere Vorrede zur Sache selbst übergehen.

Ist eine menschliche Gesellschaft durch die Theilung der Arbeit bedingt, und erfordert diese, um wirklich Statt zu finden, eine Mannichfaltigkeit von arbeitenden Einzelkräften: so versteht sich wohl von selbst, daß man sich über ein Uebermaß der Bevölkerung nur unter der Bedingung beschweren kann, daß man der Arbeitstheilung, d. h. dem Prinzip aller Vergesellschaftung den Prozeß macht. Kann man dies aber, ohne sich dem Verdacht bloßzustellen, daß man von den gesellschaftlichen Erscheinungen, so viel als gar

nichts begriffen habe? Ich halte dies für unmöglich. Wie nun hat der Glaube an eine Ueberbevölkerung entstehen können?

Man hat sich zuvörderst von einem englischen Phantasten, Namens Maltus, weiß machen lassen, es gäbe ein ursprüngliches Mißverhältniß zwischen der Fruchtbarkeit der Erde und der Fruchtbarkeit des menschlichen Geschlechts, indem jene in arithmetischer, diese in geometrischer Progression von Statten gehn. Geblendet durch diese Kunstausdrücke, vergaß man, daß, wenn dies Mißverhältniß thatsächlich wäre, der von dem menschlichen Geschlecht bewohnte Planet gar nicht für dasselbe vorhanden seyn würde. Mit etwas weniger Gläubigkeit und etwas mehr Scharfsinn würde man ohne große Mühe ausgemittelt haben, daß Maltus, um nicht die Verfassung seines Vaterlandes, welche die einzige Ursache der brittischen Armen-Taxen ist, anzuklagen, seine Zuflucht zu einem rein-chimärischen Erklärungsgrund genommen hatte; doch indem man, auf seinen Kredit, eine unbedingte Prolifikations-Kraft des menschlichen Geschlechts annahm, und unaufhörlich Bevölkerung und Ursache des gesellschaftlichen Elends mit einander verwechselte, blieb der Glaube an die Möglichkeit einer Ueberbevölkerung unerschüttert, nur daß man ihn einer andern Formel unterwarf. Diese fand sich in der Hypothese, daß die Bevölkerung in hochkultivirten Ländern den Gewerbfleiß stets übereile. Auf diese Hypothese hat — so gut steht es in Deutschland um richtige Anschauungen von den gesellschaftlichen Erscheinungen! — soll ich sagen ein berühmter oder berüchtigter Mann? ein Infibulations-Projekt gestützt, das er aus allen Kräften vertheidigt. Die Vor-

rede zu seiner letzten Schrift endigt mit den Worten: „die Mittel zu einer vernunftgemäßen Reduktion der Menschenerzeugung mögen seyn welche sie wollen, sie werden in hochbevölkerten Staaten gewiß zum Guten führen.“

Herr C. A. Weinhold *), mit welchem wir es hier zu thun haben, unterstützt sein Raisonnement durch die Autorität eines französischen Arztes, Namens Foderé, der ein Werk unter dem Titel: Essai historique et moral sur la pauverté des nations, la population etc. geschrieben hat. Wir gestehen, daß wir dies Werk nicht kennen. Hat Herr Foderé, wie die eben genannte Vorrede zu erkennen giebt, keinen anderen Grundsatz aufgestellt, als den, „daß die Wohlfahrt einer Nation keinesweges in der Anhäufung großen Kapital-Vermögens in einzelnen bevorrechteten Klassen zu suchen ist, wohl aber sich an die Bedingung einer verhältnißmäßigen Vertheilung des Gesammtvermögens knüpft:“ so hat er etwas behauptet, wofür die Erfahrung aller Zeiten spricht. Nur begreifen wir alsdann nicht, wie Herr C. A. Weinhold durch diesen Grundsatz hat zu der Behauptung verführt werden können, daß das Menschen-Kapital das Betriebs-Kapital zu überflügeln strebe, und daß man eben deßwegen auf Mittel bedacht seyn müsse, diesem Elende durch Reduktion der Menschenerzeugung zuvorzukommen.

---

*) Herr Weinhold liebt es, als Schriftsteller mit seinem ganzen Titel aufzutreten. Um ihm nun nichts zu entziehen, wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß er Königl. Preuß. Regierungs- und Medizinal-Rath, Ritter, ordentlicher Professor und Direktor der Klinik für Chirurgie zu Halle u. s. w. ist.

Zuvörderst, was versteht Herr C. A. Weinhold unter Menschen-Kapital? Denkt er dabei an das ganze menschliche Geschlecht: so fragen wir ihn, wodurch er, oder irgend Jemand, wer es auch sei, das Recht hat, es als verfügbares Kapital aufzufassen? Denkt er dagegen nur an die Summe aller der nützlichen Gedanken, Erfindungen und Einrichtungen, welche, von dem ersten Ursprung des menschlichen Geschlechts bis auf unsere Zeiten, dem gesellschaftlichen Verkehr seinen gegenwärtigen Charakter gegeben haben: so behaupten wir, daß dieses Menschen-Kapital sich anhaltend zu Betriebs-Kapital verkörpert hat, und mit diesem nothwendig eins und dasselbe ist. Woher soll nun aber die Ueberflügelung kommen, die das letztere, der Voraussetzung nach, leidet? Und wie schlecht steht es um das ganze Infibulations-Projekt, wenn es seine bewegende Ursache oder seine Nothwendigkeit nur in einer vorausgesetzten Thatsache hat, die niemals eine wirkliche werden kann?

Was Herr ꝛc. Weinhold unstreitig gar nicht weiß (und was man ihm sagen muß, damit er seine Kraft und seine Zeit nur wahrhaft nützlichen Gegenständen zuwende, wie sein Beruf sie giebt) ist, daß es dem menschlichen Geschlecht nie an Infibulatoren in allen nur möglichen Gestalten gefehlt hat, ohne daß für seine höhere Wohlfahrt daraus das Mindeste hervorgegangen ist. Infibulatoren oder Reduzenten der Menschengattung waren jene Baals-Priester, von welchen in den heil. Schriften die Rede ist: Priester, welche bekanntlich die schönsten und gesundesten Kinder ihrem Götzen in den glühenden Rachen warfen. Infibulatoren waren jene Gesetzgeber, welche dem griechi-

schen Hausvater das Recht ertheilten, ein ihm gebornes Kind auszusetzen, d. h. den wilden Thieren Preis zu geben. Infibulatoren waren auch die römischen Gesetzgeber, welche dem Hausvater ein unbeschränktes Recht über Leben und Tod der Seinigen gestatteten. Die entschlossensten Infibulatoren sind die Bewohner der St. Carlos Insel im Südmeer, die, wenn die Zahl ihrer Mitbewohner über einen bestimmten Satz hinausgeht, aus lauter Furcht vor Ueberbevölkerung entweder den ältesten Greis oder den zuletzt Gebornen tödten. In China ist es bekanntlich hergebracht, daß arme Eltern ihre neugebornen Kinder, wie gemeinen Auswurf in die Abzugs-Kanäle werfen, ohne daß die Regierung davon eine andere Notiz nimmt, als daß sie von einer Zeit zur andern diese Kanäle reinigen läßt, damit nicht eine Pest entstehe. In Ostindien verbrennen sich Wittwen mit ihren Kindern, weil die Braminen dergleichen für gut befunden haben, um den Anwuchs der Gesellschaft zu verhindern. Das westliche Europa hat nur Eine Institution dieser Art begünstigt, bis es sich in unseren Tagen davon loszusagen versucht hat. Diese Institution war die spanische Inquisition — das Muster aller Infibulations-Anstalten, weil durch sie bewirkt wurde, daß, bei fast gleichem Territorial-Umfange, die Bevölkerung Spaniens auf ein Drittel derjenigen gebracht werden konnte, welche Frankreich und Deutschland aufzuweisen haben. Es würde sich schwer bestimmen lassen, wie viel Heil den von uns bezeichneten Völkern durch diese verschiedenen Infibulations-Arten zu Theil geworden ist; daß aber Spanien mit seiner dünnen Bevölkerung von 11 Millionen nie wohlhabender und reicher und glücklicher gewesen

ist, als Frankreich und Deutschland mit ihrer dichtern Bevölkerung von 30 Millionen — wer möchte wohl daran zweifeln? Schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung mußten die Deutschen eine Ahnung davon haben, daß eine stärkere Bevölkerung wenigstens kein Fluch sei; denn wie hätte sonst Tacitus zu den übrigen Zügen, wodurch er uns ein so anziehendes Bild von ihnen hinterlassen hat, auch den hinzufügen mögen, daß Numerum liberorum finire, aut quemquam ex agnatis necare (apud eos) flagitium habetur? Wie sehr uns auch Herrn rc. Weinholds Infibulations-Projekt anwidert, so möchten wir in ihm wenigstens in sofern den Deutschen anerkennen, als er damit nur das männliche Geschlecht umfaßt hat, das sich dagegen schon genug zu bewahren wissen wird. Denn wäre Herr rc. Weinhold weniger ein Deutscher, oder wäre sein Erfahrungskreis größer, als er es zu seyn scheint, so wäre er mit seinem philanthropischen Entwurf nicht hinter den Nubiern zurückgeblieben, die die Sache da angefaßt haben, wo sie sich durchführen läßt...

Der einzige ernsthafte Vorwurf, den wir diesem physiologischen Staatswirth machen, ist, daß er die Reduktion der Menschenerzeugung für vernunftmäßig (dies ist sein eigener Ausdruck) halten kann. Wir bitten ihn, sich selbst die Frage vorzulegen: ob die menschliche Vernunft sich je zum Reduzenten des menschlichen Geschlechts hergeben könne? ob ihre Bestimmung nicht vielmehr auf das Gegentheil hinführe? Was den Infibulatoren auch je gelungen seyn möge: ihr Werk und ihr Wirken ist zu allen Zeiten für Barbarei gehalten worden von denen, die eine

höhere

höhere Bestimmung des menschlichen Geschlechts ahneten; und an solchen hat es nie gefehlt.

Nein! nein! nicht infibuliren muß man das menschliche Geschlecht in seinen verschiedenen Abtheilungen; wohl aber muß man es defibuliren. Infibulirt ist es fortdauernd, selbst durch den in der Zeit vorherrschenden Zivilisationsgrad, indem es über diesen nicht wohl hinaus kann; defibulirt aber wird es, indem man es von Wahnbegriffen, Vorurtheilen, schlechten Methoden u. s. w. befreit, um es tiefer in die Region des Wahren und Erweislichen einzuführen. Seine Infibulatoren sind von jeher seine Tyrannen, seine Defibulatoren von jeher seine Befreier und Wohlthäter gewesen. Das Infibulations-, wie das Defibulations-Geschäft, schließt etwas Unendliches in sich; aber nur die Betreibung des letzteren ist ehrenvoll und achtungswerth. Wer sich damit befaßt, hat freilich nur selten auf den Dank seiner Zeitgenossen zu rechnen, indem diese über das, was das allgemeine Entwickelungsgesetz in einer gegebenen Periode fordern kann, in der Regel gar nicht belehrt sind. Ein Staatsmann der gegenwärtigen Zeit jedoch, der sich dagegen verblenden wollte, daß es nach allem, was in früheren Jahrhunderten vorbereitet ist, gegenwärtig vor allen Dingen darauf ankommt, die individuellen Kräfte frei zu machen, ohne darüber dem Zwange guter Gesetze zu entsagen — ein solcher Staatsmann würde dieses Namens sehr wenig würdig seyn. In der höchsten Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen der Arbeit den verdienten Lohn zu sichern, und durch die früheste Erziehung alles dahin einzuleiten, daß die Arbeit zu

einem Bedürfniß wird: dies erscheint uns als der einzig würdige Zweck aller Gesetzgebung und Institution. Ist dieser Zweck erreicht, so wird sich alles Uebrige ganz von selbst finden. So lange nicht festgestellt werden kann, ob auf der Quadratmeile 10 oder 100, oder 1000 oder auch — was auf einigen Punkten der europäischen Erde wirklich der Fall ist — 7000 leben sollen, ist alles Jammern wegen übermäßiger Bevölkerung reine Thorheit. Eine Gesellschaft kommt immer nur dadurch zum Vorschein, daß sich die verschiedenartigsten Kräfte in einander fügen, um sich gegenseitig zu beleben; und wo dies mit der geringsten Störung geschieht, da ist nothwendig das allgemeinste Wohlseyn, der größte Reichthum und die meiste Aufklärung, während da, wo jene Bedingung wegfällt, selbst bei einer schwachen Bevölkerung, nichts als Jammer und Elend anzutreffen ist.

Um noch einmal auf Deutschland zurückzukommen: — Die Verfassung der Einzelstaaten, jetzt noch das stärkste Hemmniß für jede freiere Entwickelung der Kräfte, und eben deßhalb eine Quelle mannichfaltigen Drucks und Elends, hören nothwendig auf, das eine und das andere zu seyn, sobald man gewissen Vorurtheilen entsagt hat, welche bisher vorherrschend gewesen sind. Unter diesen Vorurtheilen steht die Nothwendigkeit einer Disparität der Gesetze und Einrichtungen für die Erhaltung der Dynastien oben an. Man entsage demselben; und es wird sich auf der Stelle zeigen, daß 30 Millionen Menschen zu einer Kraft und Blüthe gelangen können, die nirgends, am wenigsten aber in der Vorzeit Deutschlands, ein Analogon ge-

habt hat. Es fehlt nicht an Starkgläubigen, welche der Meinung sind, es werde eine Zeit kommen, wo wenigstens einzelne Fürsten Deutschlands sich zu Deciern einer besseren Ordnung der Dinge machen werden. Zu diesen Starkgläubigen zu gehören, mag sehr ehrenvoll seyn; da es aber dazu eines Glaubens bedarf, der von aller Wahrscheinlichkeit entblößt und verlassen ist: so ist es unstreitig besser, nicht auf das Heroische, sondern nur auf das Vernünftige zu dringen. Dieses nun ist nichts Anderes als — die möglich-größte Homogenität der Gesetze und Einrichtungen in Deutschlands Einzelstaaten. In mehreren von diesen lebt schon jetzt ein Gefühl für die Nothwendigkeit dieser Homogenität; und von diesen läßt sich auf das Bestimmteste vorhersehen und vorhersagen, daß sie nicht bloß fortdauern, sondern sich auch zu einem ungemeinen Grad von Wohlstand erheben werden. Was die übrigen betrifft, so muß man hoffen und wünschen, daß sie über ihren wahren Vortheil nach und nach zur Erkenntniß kommen werden. Als ein wahres Glück läßt sich betrachten, daß die Konferenzen zu Kassel kein anderes Resultat gegeben haben, als das bekanntgewordene; denn jeder Versuch, den Staaten des mittleren Deutschlands einen Mittelpunkt in ihrem zerhackten Umkreis zu geben, hätte nur mit einer immer größeren Vereinzelung und Trennung dieser Staaten endigen können. Für das, was gesucht wird, und über kurz oder lang gefunden werden muß, ist also — Dank sei es dem Ausgange jener Konferenzen — noch res integra. Möge man sich nun so schnell als möglich vereinigen! Ein gegenseitiges Bedürfniß treibt dazu an; die

Sache selbst aber ist von keiner Seite schwierig, sobald man darin einverstanden ist, daß, allen Naturgesetzen zufolge, das Schwächere sich dem Stärkeren unterordnen muß, und daß zu dieser Unterordnung nichts weiter erforderlich ist, als freie Annahme besserer Gesetze und Einrichtungen.

Auszüge
aus
einem neuen Werke über Brasilien.

Vorwort des Herausgebers.

Die deutsche Literatur nähert sich je mehr und mehr einer wesentlichen Verwandelung. In dem gegenwärtigen Augenblick hat sie einen doppelten Charakter; der eine kann der traditionelle, der andere der fortschrittliche genannt werden. Jenen verdankt sie der Schule, d. h. den sämmtlichen Vorrichtungen, welche gemacht worden sind, um ein gewisses Maß von Einsicht und Erkenntniß durch alle Zeiten fortzupflanzen; er hat seine Wurzel halb in der Theologie, halb in der Metaphysik, verändert sich sehr wenig und findet seinen treuesten Repräsentanten in jenem faulen Knecht des Evangeliums, der das ihm anvertraute Kapital in die Erde vergrub, damit es nicht vermindert werden möchte. Diesen verdankt sie den Beobachtungen und Erfahrungen solcher Personen, welche nicht zufrieden mit dem, was sie erlernt haben, mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören, und das, was man ihre individuelle Anschauung nennen kann, so verarbeiten, daß dadurch die Gränzen der Erkenntniß wirklich erweitert werden. Daß der letztere Charakter der edlere sei, unterliegt wohl keinem Zweifel; erwiesen ist dies aber auch dadurch, daß er den ersteren zur Nachfolge nöthigt, und wenn gleich sehr all-

mählig, zu einer Umgestaltung zwingt, die sein Wesen verändert. Bezieht man beide Charaktere auf zwei verschiedene Geistesarten und Methoden, so kann man sich schwerlich der Hoffnung versagen, daß derjenige, der auf Beobachtung und Erfahrung beruht, je mehr und mehr das Uebergewicht bekommen und nach und nach den ganzen Stand der Wissenschaft verändern werde.

Denkt man nun den Ursachen nach, welche die Wissenschaft aus den Klöstern in die Mitte der Gesellschaft versetzt und einer fortschrittlichen Bewegung fähig gemacht haben: so kann man schwerlich umhin, jene große Revolution, welche durch die Entdeckung Amerika's und durch die Auffindung eines näheren Weges nach Ostindien über alle europäischen Verhältnisse gebracht wurde, unter diesen Ursachen oben an zu stellen. Erweiterter Gesichtskreis ist die erste Bedingung vollständigerer Anschauung. So lange Europa's Völker in Abgeschiedenheit von den Völkern Amerika's und Asiens lebten — wie hätte sich viel in ihnen entwickeln mögen! In diesem Zustande der Gesellschaft waren Mönche die natürlichen Bewahrer des Wissenswürdigen und der gesammten Erkenntniß; der Zustand selbst aber mußte aufhören, sobald jene große Bewegung anhob, welche, vor mehr als drei Jahrhunderten, dem Entwickelungsgesetz neue Kraft verlieh, indem sie alle Begriffe, alle Vorstellungen veränderte, und im eigentlichsten Sinne des Worts einen neuen Himmel und eine neue Erde schuf. Billig sollten wir uns über keine von den Umgestaltungen wundern, welche Europa seitdem erfahren hat, oder noch erfahren wird; auch würden wir uns durchaus nicht darüber wundern, wenn der Zusammenhang, worin die ge-

sellschaftlichen Thatsachen mit sich selbst stehen, gründlicher erforscht wären.

In neuerer Zeit hat der Austritt der spanischen und portugisischen Kolonien Amerika's aus dem Zustande der Unfreiheit und unbedingten Abhängigkeit vom Mutterstaate auch für Deutschland Erscheinungen herbeigeführt, welche im Verlaufe der Zeit an Wichtigkeit nur zunehmen können. Man darf sagen, daß die Auswanderung der Deutschen nach Amerika seit zwei Jahrhunderten nie zum Stillstand gekommen ist. Allein wie wesentlich hat sich der Charakter dieser Auswanderung verändert! Wenn noch vor etwa dreißig und vierzig Jahren Miethlinge und ähnliche Unglückliche die einzigen Auswanderer waren — Leute, von denen, nach ihrer Versetzung auf die entgegengesetzte Halbkugel nie das Mindeste wieder in Deutschland zum Vorschein kam —: so bilden gegenwärtig Personen aller Klassen die Auswanderung — Edelleute, Gelehrte, Künstler, Handwerker, Bauern. Die natürliche Folge davon ist, daß, während man in einer früheren Periode nur aus den Werken der Engländer und Franzosen dürftige Nachrichten von der Beschaffenheit der transatlantischen Länder und dem gesellschaftlichen Zustande ihrer Bewohner schöpfen konnte, gegenwärtig eine Fülle von Schriften uns, so zu sagen, mit jedem Winkel jener entfernten Gegenden bekannt macht, dergestalt, daß wir, wenn wir wollen, in ihnen, wie bei uns selbst, zu Hause sind, und uns, wenn wir von der Auswanderungslust befallen werden, mit den uns bevorstehenden Schicksalen aufs genaueste berechnen können. Die Nützlichkeit dieser Schriften läßt sich keinen Augenblick verkennen; sie ist um

so größer, je mehr das menschliche Geschlecht dadurch mit sich selbst in Zusammenhang gebracht, und jede Unternehmung, die sich auf Auswanderung, Handel, Einwirkung und Rückwürkung gründet, ihrem Erfolge nach mehr gesichert wird.

Unter den Schriften dieser Art, die in dem Laufe dieses Jahres zu unserer Kenntniß gekommen sind, zeichnet sich keine noch vortheilhafter aus, als das Werk, welches Herr J. Friedrich von Weech über Brasiliens gegenwärtigen Zustand und Kolonial-System *) bekannt gemacht hat. Dies Werk enthält eine solche Fülle von richtigen Beobachtungen und zuverlässigen Nachrichten, daß es in die Hände aller Derjenigen zu kommen verdient, die irgend ein Interesse haben, von der besonderen Beschaffenheit des gedachten Kaiserreichs unterrichtet zu seyn. Wir kennen Herrn von Weech, seiner Persönlichkeit nach, auch nicht auf das Entfernteste; alles, was wir von seinen Verhältnissen wissen, ist, daß er als Dirigent den Plantagen des Weltumseglers Langsdorf in Brasilien, eine längere Zeit vorgestanden hat, und selbst Besitzer solcher Kolonien gewesen ist. Allein sein Werk beweiset auf jeder Seite, daß er, ausgerüstet mit sehr guten naturhistorischen, geognostischen, landbaulichen, staatswirthschaftlichen und politischen Einsichten, in Brasilien beobachtet hat; und

---

*) Der ganze Titel des Werks ist: Brasiliens gegenwärtiger Zustand und Kolonial-System. Besonders in Bezug auf Landbau und Handel. Zunächst für Auswanderer. Von J. Friedrich von Weech. Motto: Ego verum amo, verum volo dici. Hamburg 1828. Bei Hoffmann und Campe.

obgleich seine Mittheilungen kaum noch etwas mehr umfassen, als die Provinz Rio de Janeiro, so sind sie doch um so schätzbarer, je bestimmter und zuverlässiger sie innerhalb dieser Gränze sind. Sollte man uns fragen: wie unser Urtheil hierüber so absprechend seyn könne, da das Stubenleben eines Gelehrten sich nicht mit der Vergleichung zwischen Gemälde und Original verträgt, die allein entscheiden sollte? so ist unsere Antwort: „die Darstellung des Herrn von Weech hat durch und durch den Charakter derjenigen Bilder, denen ein geübteres Auge es auf der Stelle ansieht, daß sie getroffen sind, d. h. daß sie den Gegenstand nach seiner Eigenthümlichkeit darstellen." Jeder aufmerksame Leser des bezeichneten Werks wird hierin mit uns einverstanden seyn. Um aber recht Viele zum Lesen aufzumuntern, theilen wir Auszüge mit, welche keine andere Bestimmung haben, als den eben so redlichen als geübten und gebildeten Sinn des Verfassers zu bezeichnen.

„Alle Früchte, welche die Natur dem Geschlechte der Menschen schenkte — so heben wir diese Auszüge an — können in Brasilien, auf einem Flächenraum von mehr als 100,000 Quadrat-Meilen, durch den Willen und den Fleiß des Menschen einheimisch gemacht werden. Die Gewürze Indiens und Afrika's werden sich unter dem glühenden Himmel der nördlichen Provinzen gefallen; die Gewächse des mildesten europäischen Himmelsstrichs finden im Süden des Landes eine zweite Heimath — und der Mensch gefällt sich überall, wo es ihm gut geht. Was könnte jenes Land schon seyn, befände es sich seit drei

Jahrhunderten im Besitze eines jener europäischen Völker, deren Kunstsinn und Arbeitslust selbst solche Gegenden in Gärten umschuf, wo die Natur sich stiefmütterlich gezeigt hatte! Brasilien nimmt daher wohl vorzugsweise die Aufmerksamkeit auswanderungslustiger Völker in Anspruch. Sie mögen ihre Blicke um so mehr dahin wenden, da die dortige Regierung die Einwanderung bisher ungemein begünstigt hat, und bei dem bevorstehenden Aufhören des Sklavenhandels gewiß noch mehr begünstigt wird.

Jeder Fremdling, der sich dort anzubauen wünscht, erhält unentgeltlich so viel Land, als er zu seinem und der Seinigen Unterhalt bedarf; er ist während zehn Jahren von jeder Abgabe und allen Verpflichtungen früherer Einwohner befreit. Wünscht er sich den bereits bestehenden Kolonien anzuschließen, so wird er dahin gebracht, und so lange mit Geld und Naturallieferungen unterstützt, bis er selbst im Stande ist, von dem Ertrag seiner Felder zu leben. Die wohlwollende Regierung nimmt sogar Rücksicht darauf, daß die Europäer sehr viel von der Hitze der nördlichen Küstenländer leiden, und hat in einem eben so milden als gesunden Klima den Kolonien Gegenden angewiesen. Jeder Bewohner Brasiliens erfreut sich der vollkommensten Meinungs- und Gewissensfreiheit. Wohlthätig und kräftig schützt ihn die Gerechtigkeit, er müßte sich denn einen offenbaren Eingriff in die Gesetze erlauben. Jeder, ohne Unterschied, er treibe welches Gewerbe oder Geschäft er wolle, darf seinen Aufenthalt wählen und ändern, wie es ihm beliebt. Er braucht keinen Zunft- und Innungszwang zu fürchten, so wie keine drückende Abgaben; allenthalben findet er ein unbeschränktes Feld für seine Be-

triebsamkeit . . . und selbst der Unbemittelte, wenn er anders nur arbeiten mag und sparsam zu leben versteht, wird im Stande seyn, sich seinen Unterhalt zu verschaffen.

Wer daher politischer Meinungen wegen verfolgt wird, wer zu wenig Vermögen besitzt, sich und seine Familie zu ernähren, wem Unglück, hohe Steuern, harte Gläubiger nöthigen, den Heerd zu verlassen, an welchem Vater und Ahnherr arm, aber glücklich gelebt haben, wem Kraft der Arme, Gesundheit und Muth zu Theil geworden sind, der ziehe nach Brasilien, und athme dort die Luft des Himmels, frei, wie er selbst; seine fleißigen Hände werden ihm daselbst bald ein Obdach schaffen . . . Wer dagegen in der Heimath auch nur mittelmäßigen Unterhalt findet, thut gewiß besser daselbst zu bleiben und seinen Fleiß zu verdoppeln. In Brasilien erwarten seiner große Entbehrungen und viele Unannehmlichkeiten; denn, wenn der Anfang allenthalben schwer ist, so wird man nicht verlangen, in einem, der Lebensweise nach so sehr verschiedenen Lande und Klima, und bei gänzlicher Unkunde der Sprache und Sitten der Einwohner die Hände müssig in den Schooß legen und stets auf Rosen schlummern zu können. Man muß viel, sehr viel arbeiten, mehr und mit größerer Anstrengung, als in Europa. Den Müssiggänger erwarten dort, wie hier, nur Armuth und Elend, den Leichtgläubigen aber kann man versichern, daß die Diamanten in Brasilien eben so theuer sind, wie in Europa, daß an Papiergeld Ueberfluß ist, Gold und Silber hingegen doppelt so hoch im Werthe, als in den ärmsteu Ländern unseres Welttheils stehen . . . Das höchste Ziel des Auswanderungslustigen bleibe, sich und seine Familie anständig

zu unterhalten, sich ein sorgenfreies Alter zu sichern und einer höheren Bestimmung mit der Beruhigung zu folgen, daß es seinen Erben wohl ergehen werde, wenn sie in seinem Geiste fortwirken. Mit Bedauern muß hier bemerkt werden, daß unter den bisher Eingewanderten sich nur Wenige eines erträglichen Schicksals erfreuen . . .

„Der Ankömmling, in dessen Seele der kleinste Funke von Gefühl für die Schönheit der Natur glimmt, theilt gewiß bei der Einfahrt in die Bai von Rio Janairo die Empfindungen, womit so viele Reisebeschreiber in würdiger Begeisterung uns bekannt gemacht haben. Nie wird der Griffel des Dichters oder der Pinsel des Malers die mannichfaltigen und herrlichen Aussichten, welche das Auge des staunenden Fremdlings überraschen und entzücken, ganz so wiedergeben, wie die Natur sie vor seinen Blicken entfaltet. Uebertreibung ist hier unmöglich, und der Fantasie bleibt nichts zu thun übrig . . .

Die Lage der Stadt, von drei Seiten mit hohen Bergen umgeben, nördlich durch eine befestigte Insel (Ilha das Cobras) beschützt und vertheidigt, östlich von einem großen Sumpfe begränzt, mit dessen Austrocknung man sich beschäftigt, ist nicht die beste und gesündeste; oft wird dadurch der freie Wechsel der Winde gehemmt, und wenn der sonst regelmäßig um Mittag kommende Seewind einmal ausbleibt, so steiget die Hitze, besonders im hohen Sommer, zu einem ungewöhnlichen, fast unerträglichen Grade. Die Strassen sind eng, aber regelmäßig gebaut; die Häuser meistens einstöckig, und größtentheils der Un-

tertheil für Gewerbtreibende und Verkaufende aller Art eingerichtet; mehrere Strassen werden ausschließlich von einzelnen Gewerbtreibenden bewohnt, so daß man nach einer kurzen Wanderung fast Allen begegnet, welche sich in den Hauptstädten Europa's aufhalten. Größere Gebäude sind von fremden Kaufleuten bewohnt, deren reiche Waarenlager den Fremdling überzeugen, daß hier Bedürfniß und Luxus leicht befriedigt werden können. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich besonders aus: der kaiserliche Palast; das Musäum, dessen Reichthümer an naturhistorischen Seltenheiten man aufzustellen und zu ordnen beschäftigt ist; die Miserikordia für Kranke und Gebrechliche; die Bibliothek; die sehenswerthen Gebäude der Mauth; das Arsenal; viele schöne Kirchen von moderner Bauart; und das National-Theater.

Die Hauptstadt ist allenthalben von schönen Landhäusern und Gärten umgeben, deren romantische Lage und herrliche Aussicht nichts zu wünschen übrig läßt; sie werden größtentheils von den Gesandten auswärtiger Mächte, und von fremden Kaufleuten bewohnt, denen es gelungen ist, manche, heißen Ländern eigenthümliche Unbequemlichkeiten zu besiegen, und ihren Wohnungen alle nur erdenklichen Annehmlichkeiten zu verschaffen . . . Der Passeio publiko, ein an der südlichen Seite der Stadt angelegter Garten, von den Wellen des Meeres bespült, und von der Seeluft angenehm erfrischt, mit einer bezaubernden Aussicht über die ganze Bai, und die majestätische Einfahrt des Hafens, würde den Einwohnern einen köstlichen Erhohlungsplatz nach überstandener Tageshitze gewähren, wenn man hier nicht gewöhnlich auf die unangenehmste

Weise vertrieben würde. Dieser Umstand und die unbeschreibliche Unreinlichkeit an den verschiedenen Prayas (Baien) den Landungsplätzen für alle Fahrzeuge, welche Waaren und Lebensmittel zur Stadt bringen, ferner die Gewohnheit, trotz polizeilichen Verordnungen, zu allen Zeiten des Tages den Unrath der Häuser hier auszuleeren, leitet fast zu der Vermuthung, daß das Geruchsorgan der Brasilianer und Portugiesen verschieden von jenem anderer Völker sei.

Die öffentliche Sicherheit wird selten gefährdet; von einem Morde zu hören ist ein außerordentliches Ereigniß, das nur unter Negern Statt findet, welche die Ausbrüche ihres Zornes oder ihrer Eifersucht mit Messerstichen begleiten . . .

Seit der Ankunft des Königs von Portugal wurde auf wahrhaft väterliche Weise für die Errichtung öffentlicher Lehranstalten gesorgt. Es wurden Seminarien errichtet, eine chirurgische Schule gestiftet, und Lehrstühle für Naturgeschichte, Mineralogie und Ackerbau eröffnet. Die zum Kriegsdienst bestimmte Jugend erhält Unterricht in einer Mititär-Akademie; und seit dem Jahre 1820 beschäftigt man sich mit der Errichtung einer Landes-Universität, um den Eingebornen die kostspielige Reise nach Portugals Hochschule zu ersparen. Die Akademie der Künste wird in Thätigkeit kommen, sobald die erforderliche Anzahl ausländischer Professoren sich eingefunden haben wird. Tadeln möchte man, daß die wohlthätigen Absichten der Regierung den gegenwärtigen Bedürfnissen des Volks keineswegs angemessen sind. Der Brasilianer hat noch immer zu viel Sinn für Bequemlichkeit, und zu wenig für Künste

und Wissenschaften. Es fehlt ihm jene Energie, welche erforderlich ist, um sich mit ernsten, angestrengtes Nachdenken erfordernden Gegenständen zu beschäftigen; und es wäre ohne Zweifel zweckmäßiger, zuerst der Errichtung guter Volksschulen die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, und so die Jugend zu einer höheren wissenschaftlichen Ausbildung allmählig vorzubereiten.

Rio de Janeiro hat seit neunzehn Jahren außerordentlich an Umfang und Bevölkerung zugenommen, welche, nach einer Zählung, in der Mitte dieses Jahres, 180,000 Seelen betrug, wovon 30,000 Weiße und von diesen 10,000 Fremde, 70,000 farbige Leute und 80,000 Negersklaven sind. Durch die verschiedene Mischung der Europäer mit den ursprünglichen Einwohnern und den Negern, und dieser wieder unter sich, sind eine Menge Raßen entstanden, welche sich durch Farbe und Gesichtsbildung auffallend von einander unterscheiden. Man theilt sie auf folgende Weise ein: in Portugiesen rein europäischen Ursprungs (Portuguezes oder Filhos do reino), in Eingeborene von diesen abstammend (Brazileiros), in Abkömmlinge von Weißen und Negern (Mulatos), von Weißen und Indiern (Mamaluccos), von Negern und Indiern (Caribocos), von Mulaten und Negern (Cabras), in Ureinwohner, noch unzivilisirt (Indios, Gentios, Tapujas, Bugres), in zivilisirte Indier (Caboclos), in Neger, in Brasilien geboren (Creolos), in afrikanische Neger, von der Küste kommend (Negros novos, Muleccos).

Die herrschende Religion ist die römisch-katholische; gegen die übrigen Sekten wird die höchste Toleranz aus-

geübt, und obwohl die Eingeborenen den vermeintlich irrigen Glauben derselben mit Bedauern ansehen, so sind sie doch weit entfernt, sie zu hassen oder zu verfolgen. Der öffentliche Kultus, aus lärmenden Kirchenfesten *), häufigen Prozessionen und manchmal etwas heidnischen

*) Es ist zum Erstaunen, daß weder die Regierung, noch die Geistlichkeit mehrere der bisher üblichen abgeschafft hat. Um z. B. das Fest des heiligen Geistes mit Pomp und großem Aufwande feiern zu können, wird vor und während desselben vor den Kirchenthüren eine Versteigerung von Hühnern, Kalikutten, Schweinchen, Brod und Käse an die Meistbietenden gehalten; ein Kirchendiener übernimmt dabei die Rolle des Hanswurst, und preiset mit belustigenden Einfällen die Güte und den für Körper und Seele gleich heilsamen Erfolg bei dem Genusse der zu versteigernden Gegenstände. Oeffentliche Ankündigungen *) laden die Bewohner der Hauptstadt zu diesem Feste ein. Eine zahllose Menge versammelt sich auf dem freien Platze vor der Kirche, woselbst Musikchöre und Pechpfannen aufgestellt sind. Die Versteigerung wird mit großem Erfolge fortgesetzt; denn es gehört zum guten Tone, die erwähnten Hühner ꝛc. hoch hinaufzutreiben. Während dieser Zeit hat sich das Publikum die großen Anstalten zu einem Feuerwerke und papierenen Luftballon, mit ungeduldiger Erwartung anstaunend, allenthalben gelagert; Negersklaven schleppen von allen Seiten Lebensmittel herbei, und die Viola ertönt zum Tanze ermunternd, bis das Zeichen zum Abbrennen des Feuerwerkes erfolgt. Ein allgemeines Viva o Divino Espirito Sancto! folgt den ersten aufsteigenden Raketen und der Beifall der jauchzenden Menge dem Schlusse des Feuerwerkes und Festes. —

*) Zum Beleg obiger Erzählung folgt hier ein Auszug aus dem Diario von Rio de Janeiro am 31. Mai 1827:

„O Procurador da Irmandade do Divino Espirito Sancto da Lapa do Desterro, annuncia ao respeitavel Publico, que no dia Domingo 3 de Junho dia do mesmo Divino, ha de subir huma grande Machina ao 8 ou 9 horas da noute, que o mesmo Publico perderá de vista, et na Segunda feira subirá outra de differente modello, *e* na Terça feira havera hum

nischem Kirchenpompe bestehend, dient weit mehr zur öffentlichen Unterhaltung, als zu wahrer Erbauung des Gemüthes. Ein Drittheil des Jahres wird mit solchen Festen ausgefüllt, welche stets nach Untergang der Sonne ihren Anfang nehmen; die Kirchen, durch reiche Gaben der Gläubigen in den Stand gesetzt, keinen Aufwand zu ihrer feierlichen Ausstattung zu scheuen, scheinen sich gegenseitig durch lärmende und prunkvolle Ankündigungen des Festes überbieten zu wollen; prasselnde Feuerwerke, brennende Holzhaufen und Pechpfannen vor den Kirchenthüren aufgestellt, verbreiten weit umher Licht und Rauch; von allen Seiten wogt die Menge, festlich gekleidet, der Kirche zu; auf allen Gesichtern glänzt Freude. Das schöne Geschlecht, während der Dauer des Tages für Jedermann unsichtbar, erscheint nun in langen Zügen feierlich einherschreitend, kostbar gekleidet, von Sklavinnen umgeben und von der männlichen Jugend erwartet und begrüßt. In der Kirche empfängt die andächtig muntere Kirchenmusik, und der Glanz von unzähligen Lichtern, worauf der Gottesdienst beginnt, und mit Geräusch, Feuerwerk und

---

hum lindo fogo de artificio differentes vistas, se o tempo dar lugar."

Wörtliche Uebersetzung: „Der Vorsteher der Brüderschaft des heiligen Geistes der Lapa do Desterro, kündigt dem achtungswerthen Publikum an, daß am Sonntage, 3. Juni, als dem Feste desselben Göttlichen, um 8 oder 9 Uhr Nachts eine große Maschine aufsteigen und dem Publikum aus dem Gesichte verschwinden wird; und daß am Montage eine andere von verschiedener Form nachfolgen, am Dienstage aber ein schönes Feuerwerk mit verschiedenen Ansichten Statt haben wird, wenn das Wetter es erlaubt."

dem Jubel der nach Haus zurückkehrenden Menge, welche dem kommenden Feste mit freudiger Erwartung entgegen sieht, endet. Daß diese Art von Gottesverehrung dem Denkenden nicht genügen kann, ist natürlich; da aber Niemand bedacht ist, den großen Mängeln des öffentlichen Gottesdienstes abzuhelfen, so bemerkt man mit Bedauern, wie die Religion der jüngeren Generation in dem grellsten Indifferentismus, von den sogenannten Gebildeten „Aufklärung" genannt, bestehet. Der Einfluß dieses Mangels an wahrer Religion auf Charakter, Grundsätze und Sitten der Nation kann nur nachtheilig seyn. Man möchte fast behaupten, die Bewohner Brasiliens hielten es für überflüssig, jenen Ansichten von Recht und Tugend zu huldigen, ohne welche sich kein Bestehen und Gedeihen der bürgerlichen Gesellschaft denken läßt. Ohne daher bös zu seyn, oder absichtlich schlecht zu handeln, verfallen sie dennoch in eine Menge Fehler, welche die öffentliche Meinung in unserem zivilisirten Welttheil streng beurtheilen und richten würde. Klima und Lebensweise, welche, wie es scheint, manchen Naturtrieb, der eigentlich bis zur gänzlichen Entwickelung des Menschen schlummern sollte, zu früh wecken; das böse Beispiel, welches die Jugend allenthalben vor Augen hat; der Leichtsinn der Eltern endlich, tragen wohl das Meiste bei, daß die Annäherung der beiden Geschlechter zu früh erfolgt, und die abgelebten jugendlichen Gestalten, der Mangel jenes kühnen Feuers, welches dem Jünglinge so schön steht, nur zu sehr auf den blassen und leblosen Gesichtern der städtischen Jugend bemerkt wird. Welchen Einfluß diese frühzeitige Entnervung, diese fortgesetzte Ausschweifung auf ihren Charakter

und Geist haben muß, wird die künftige Geschichte Brasiliens zeigen. —

Der Charakter eines ganzen Volkes kann nur bei wichtigen Ereignissen gewürdigt und beurtheilt werden; die beste Zeit hierzu war ohne Zweifel jene, als sich Brasilien seine Unabhängigkeit von Portugal erzwang. Diese Revolution ging von Rio de Janeiro aus, aber ihre Urheber waren nicht die Bewohner dieser Provinz. Von diesen ist keine energische Unternehmung zu erwarten. Sie theilen zwar insgesammt die Ansichten ihrer südamerikanischen Nachbarn, sind aber weit entfernt, durch Anstrengungen, welche sie ihrer Bequemlichkeit entreißen könnten, oder durch Handlungen, welche die Aufopferung ihres Vortheils erfordern, zur Befriedigung dieses allgemeinen Wunsches kräftig beizutragen. Die Bewohner des Landes, deren Begriffe zu beschränkt sind, um, ihren besseren Einsichten folgend, sich zu irgend einer Partei zu schlagen, werden bei den politischen Ereignissen Brasiliens nie eine Rolle spielen. Die Hauptstadt des Landes aber, so volkreich sie auch ist, kann von ein Paar Regimentern, von einem entschlossenen Manne befehligt, vollkommen im Zaume gehalten werden.

Die Gebräuche der Bewohner großer Städte sind fast überall dieselben. Die Portugiesen, als Entdecker und Herren dieses Landes, haben die ihrigen hier einheimisch gemacht. Das Bestreben, reich und vornehm zu erscheinen, ist ein hervorstechender Zug des Charakters der Eingeborenen; daher auch diese große Menge schön gekleideter Menschen, diese Unzahl von Orden, Sternen und Bändern, für deren Erlangung sie jedes Opfer bringen,

so daß Mancher einen Theil seines Lebens zu Hause mit seiner Familie darbet, um öffentlich mit einem Orden und einem Livreebedienten hinter sich erscheinen zu können. Die steife Höflichkeit, das Abgemessene ihres Benehmens und Tones gegen Höhere oder Niedere, die Mühe, ihr Gesicht nach Umständen in die Falten süßer Freundlichkeit oder erkünstelter Theilnahme zu legen, der wesentlichste Theil ihrer Erziehung, entfernen von ihrem Betragen jene Biederkeit und Urbanität, welche sich sehr gut mit dem feinsten Tone vereinigen lassen, und sind zuverlässig eine Hauptursache der wenigen Annäherung zwischen ihnen und den hier ansässigen Fremden. Die Weiber und Töchter der Brasilianer können nur bei besonderen Gelegenheiten mit Anstand am Tage in den Strassen erscheinen; in ihren Wohnungen sitzen sie dafür größtentheils unbeschäftigt auf Strohmatten, und geben von hier aus mit kreischender Stimme, oft aus Trägheit der Sklavin unverständliche Worte zurufend, ihre Befehle; manchmal bringen sie durch eine empfindliche Züchtigung derselben, welche sie mit vieler Ruhe eigenhändig vornehmen, einigen Wechsel in die Einförmigkeit ihres Lebens, worauf sie, zu neuer Ruhe niedersitzend, wieder einige Stunden mit Nichtsthun zubringen. Mehr Emsigkeit bemerkt man, wenn sie sich mit ihrer Toilette beschäftigen. Die Aufziehung und Ausbildung ihrer Kinder kümmert sie keineswegs. Hat das arme Geschöpf das Licht der Welt erblickt, so wird es einer schwarzen Amme übergeben, die man miethet, ohne sich viel um ihren Charakter und ihre Gesundheit zu bekümmern. Versiegt die Quelle der Nahrung in ihrer Brust, wird das Kind den übrigen Negerinnen des Hauses

überlassen, wächst, von ihnen erzogen, auf, sich in Nichts von denselben unterscheidend, als seiner weißeren Gesichtsfarbe und der hohen Meinung von seiner Persönlichkeit, der einzigen Lehre, die es von Vater und Mutter erhält. Ertönt aber der Klang der Viola, auffordernd zu dem Lieblingstanze der Brasilianer, der wollüstigen Batucca, oder dem zierlichen Contretanze, dann erscheint das Mädchen oder Weib wie von einem unbekannten Feuer beseelt; alle Theile des Körpers bewegen sich mit Leichtigkeit und Anmuth, und das Auge blitzt und verkündigt besser, als Worte, die Gefühle, welche in diesem Augenblicke den Körper durchbeben. Es wäre ungerecht, behaupten zu wollen, alle brasilianischen Mädchen oder Frauen in diesem Bilde geschildert zu haben; es giebt auch unter ihnen tugendhafte Hausfrauen, zärtliche Mütter, edle und, so viel es ihre Erziehung erlaubt, gebildete Mädchen. Die Wohnung des Brasilianers ist durch Gesetz und altes Herkommen zu einem heiligen, unverletzbaren Asyle erhoben: Niemand kann dieses ohne Erlaubniß des Hausbesitzers betreten; an der Thüre angekommen, kündigt man sich daher durch ein- oder zweimaliges Händeklatschen vernehmlich an, fragt bei der sogleich erscheinenden Person nach dem Herrn, niemals nach der Frau vom Hause; wird, wenn dieser sich daselbst befindet, und nachdem sich das weibliche Personal in die inneren Zimmer zurückgezogen hat, zum Eintritte in das Haus und die Wohnstube eingeladen, und hierauf mit einer Menge von übertriebenen Zeremonien empfangen, die ja nicht unerwiedert bleiben dürfen, wenn man für einen Mann von guter Erziehung gelten will. Nur sehr gute Bekannte reichen sich die Hand,

häufiger finden Umarmungen Statt, von Betheuerungen unendlicher Ergebenheit und Bereitwilligkeit, alle nur möglichen Dienste zu erweisen, begleitet. Es wird nach englischer Sitte für unanständig gehalten, wenn Männer sich küssen. Jedem freien Manne, selbst dem Bettler, gebührt der Titel Senhor; Leuten von Vermögen oder mit einem Orden geziert, öffentlichen Beamten und den Geistlichen giebt man im Gespräche Vossa Signoria, den Frauenzimmern, ohne Unterschied des Standes, Senhora Donna, worauf sie außerordentlichen Werth legen, und die Vernachlässigung dieser Höflichkeit nicht leicht verzeihen. —

Der Luxus in Kleidung und Wäsche ist ausserordentlich, und lastet auf Manchem, der von seinem spärlichen Gehalte leben muß, sehr schwer; da aber in diesem Lande ganz und gar von dem Rocke auf den Mann geschlossen wird, so würde man sich wesentlich in der öffentlichen Meinuug schaden, wollte man sich weniger elegant, als andere Leute seines Standes kleiden. Es herrscht in Rio de Janeiro durchaus keine Landestracht mehr. Uebrigens ist es seit der Ankunft des verstorbenen Königs von Portugal Sitte und Ton geworden, bei einer gewöhnlichen Hitze von 25° bis 26° Rm. in schwarze Tuchkleider und große Halsbinden eingehüllt zu braten, und seinen Kopf mit einem Filzhute zu bedecken, dessen Rand eine mittelmäßige Nase kaum beschattet. Kommt man nun erschöpft und in Schweiß gebadet nach Hause, so werden oft unvorsichtigerweise bei offenen Thüren und Fenstern die Kleider abgeworfen; die zu schnelle Abkühlung erzeugt das hier so gefährliche Zurücktreten des Schweißes und augenblickliche oder spätere Krankheiten. Jeder klagt übrigens

über die Last des Kleiderzwanges, und obwohl der Kaiser von Brasilien hier und da selbst mit einer Jaquette gesehn wird, so hat doch Niemand den Muth, in derselben über die Strassen zu gehen, aus Furcht, man möge ihn nicht mehr als einen Gentleman erkennen.

So unterwirft sich der Mensch allenthalben der Tyrannei des Herkommens und der Mode, und opfert manchmal den Launen eines verstandlosen Zierbengels oder der Industrie eines geschickten Schneiders seine Bequemlichkeit und oft seine Gesundheit auf. Die Tracht der Frauenzimmer aller Stände ist dieselbe, gewöhnlich aus Kleidern von schwarzer Seide bestehend, mit äusserst hoher Taille, Strümpfe und Schuhe von ähnlichem Stoffe, meistens ohne Schnürbrust, den Kopf gewöhnlich unbedeckt und die kurzen etwas struppigen schwarzen Haare so viel möglich gelocket. An besonders hohen Festtagen gehört es zum guten Tone, sich in die Farben des Landes zu kleiden. Da diese nun Gelb und Grün sind, die Gesichtsfarbe der Schönen aber auch in genauester Verwandtschaft mit ersterer steht, so nehmen sich an solchen Tagen dieselben nicht ganz besouders vortheilhaft aus. Mehrere fangen bereits an, sich nach der neuesten französischen Mode zu kleiden. Der gebildete Europäer darf durchaus nicht befürchten, durch die oft unwiderstehlichen Zerstreuungen grosser Städte in seinen Meditationen und seiner gewöhnlichen Lebensweise während seines Aufenthalts in Rio de Janeiro gestört zu werden; es giebt vielleicht keinen Ort in der Welt, woselbst der augenblicklich Unbeschäftigte eine grössere Langweile auszustehen hätte, als hier; Eingeborene und Fremde wetteifern in Ungeselligkeit, und dem wackern

Deutschen bietet sich nicht einmal ein erträgliches Kaffeehaus an, wo er, sein Pfeifchen schmauchend, vielleicht ein Paar Bekannte antreffen oder erwerben könnte. Sehr erfreulich ist daher das Daseyn eines Vereines gebildeter Männer aller Nationen, von seinen ersten Stiftern Germania genannt, woselbst man von jedem Mitgliede desselben eingeführt werden kann; man findet in dem schönen Lokale des Vereines die besten in- und ausländischen Zeitungen und die neuesten Zeitschriften, eine allerliebste kleine Bibliothek, und kann, auf die gegenseitige Unterhaltung merkend, schon nach einigen Besuchen von den täglichen Kourantpreisen des Zuckers, Kaffees und anderer Artikel unterrichtet werden. —

Es hält außerordentlich schwer, und bedarf vorzüglicher Empfehlungen, um in portugiesischen und brasilianischen Familien Eintritt zu finden; wird man nichtsdestoweniger mit einigen bekannt, so muß man sich auf die größte Langeweile gefaßt machen, denn außer einigem Geklimper auf irgend einem verstimmten Klaviere, ein Paar Rossinischen Arien und besagten Tänzen läßt sich keine weitere Unterhaltung denken. In höheren Zirkeln wird die Zeit mit Kartenspielen zugebracht; der Aufenthalt der Gesandten und ihrer Suite wird zuverlässig auf das Vortheilhafteste auf den geselligen Ton und die geistige Bildung der höheren Stände wirken. Das Theater, ein schönes, sehr geräumiges und geschmackvoll dekorirtes Gebäude, wird an Sonn- und Feiertagen ziemlich besucht. Es werden wegen Mangel des erforderlichen Personals nur einzelne Arien aus großen Opern vorgetragen — barbarische Leistungen für das musikalische Ohr des Deutschen.

Das tanzende Personal, aus Paris verschrieben, ist gut, und erfreut sich jederzeit des rauschendsten Beifalls der Menge.

Die Brasilianer sind keine besonderen Freunde von Spazierengehen; wer Bekannte auf dem Lande hat, besucht diese höchstens ein Mal des Jahres; denn solche Landparthien sind wegen der großen Menge von Sklaven und des überflüssigen Gepäckes, ohne welches sie sich nirgends zeigen, weil sie ihrem Range etwas zu vergeben fürchten, sehr kostspielig. Dem Europäer und Freunde der Natur empfiehlt man die Umgegend der Hauptstadt, so oft es seine Geschäfte erlauben, zu besuchen; denn wenn er auch etwas weit gehen muß, ehe die Häuser der Stadt in seinem Rücken liegen, so wird er doch dafür allenthalben durch die bezaubernsten Aussichten reichlich belohnt. Ruht dann des einsamen Wanderers Blick, von jenen Anhöhen aus, welche sich längs der Stadt hin erstrecken, auf der herrlichen Bai und ihrer majestätischen Umgebung; unter ihm die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung, die Fläche des nur schwach bewegten Binnenwassers mit den Schiffen aller Nationen, und mit unzähligen kleinen Fahrzeugen bedeckt, welche den Schlag der Ruder, mit ihrem Gesange begleitend, nach allen Richtungen hin eilen; und er gewahrt auf einer andern Seite ein mächtiges Kriegsschiff, welches, eben durch die prächtige Einfahrt kommend, rechts und links die Hafenforts mit dem Donner seines furchtbaren Geschützes begrüßt, und so stolz und ruhig einherschwimmt, als forderte es einen Welttheil zur Uebergabe auf; und draußen braust der unübersehbare Ozean, dessen dunkle Wellen sich schäumend und mit donnerndem Getöse an der felsigen Küste brechen; wahrlich! wenn all'

dieses Große und Schöne auf des Fremdlings bewegte Brust einstürmt, so kann er auf einen Augenblick vergessen, daß gerade dieses unermeßliche Gewässer die mächtige Scheidewand ist, die ihn von seinem Vaterlande und seinen Lieben trennt.

Andere Gefühle bemächtigen sich seiner, wenn bei eintretender Nacht der Mond seinen Zauber über die Gegend verbreitet. Allmählig erleuchtet sich die Stadt; die Balsamdüfte des nahen Waldgebirges, von leichten Zephyren hergetragen, erfüllen die Luft; die Sterne, mit unendlichem Glanze am Firmamente prangend, spiegeln sich in den sanftbewegten Wellen des Meeres, und nur die hellen Töne der Cicaden und Grillen unterbrechen die feierliche Stille der Nacht. Der Wanderer, die Brust mit süßer Schwermuth erfüllt, gedenkt dann mit Sehnsucht der Heimath, und kehrt mit dem Wunsche nach Hause, mit den Geliebten seines Herzens den Genuß einer solchen Nacht theilen zu können.

Als der verstorbene König von Portugal seine europäischen Staaten verließ, schifften sich die ersten und angesehensten Personen des Hofes, seine Flucht nach Brasilien theilend, auf den englischen Schiffen ein, welche beauftragt waren, diesen Fürsten während der Reise zu begleiten; mehr als 15,000 Personen landeten in Rio de Janeiro, und der König sah sich dadurch in den Stand gesetzt, sich in seiner neuen Residenz mit demselben Glanze zu umgeben, wie in seiner Hauptstadt Lissabon. Bei der später erfolgten Rückkehr in seine europäischen Staaten verließen dieselben Personen, und ein großer Theil der angesehensten Portugiesen Brasilien wieder, und es blieben

so wenig hoffähige Leute zurück, daß sich der neue Kaiser Don Pedro genöthigt sah, aus den wohlhabendsten Bewohnern der Hauptstadt, ohne Berücksichtigung ihres Herkommens, die mangelnden Hofchargen zu ersetzen, wodurch allerdings der Glanz seines Hofes etwas verlor. Im Allgemeinen lebt der Kaiser sehr zurückgezogen und größtentheils auf der eine Stunde von der Stadt gelegenen Quinta St. Christovao; dort sucht derselbe so viel als möglich Alles von sich zu entfernen, was ihn an die Bürde seines hohen Ranges erinnert, und gefällt sich, mit der Ruhe eines Privatmannes die Freuden des Landlebens zu genießen. Man kann demselben fast täglich, von seiner ältesten Tochter, der Königin von Portugal, zu Pferde begleitet, in einfacher bürgerlicher Kleidung von wenigem Gefolge umgeben, in der Umgegend Rio's begegnen. An Tagen, welche zum Handkusse bestimmt sind, kommt der Kaiser, von der prächtigen Ehrengarde begleitet, zur Stadt, wird in den Hallen seines Palastes von den Hofchargen, dem Militär, den Beamten und der Geistlichkeit knieend empfangen, und in den Audienzsaal begleitet, woselbst jedem, der sich nahet, die Hand zum Kusse gereicht wird.

An Audienztagen ist jedem freien Manne, ohne Unterschied des Standes, erlaubt, vor dem Kaiser zu erscheinen, und sein Anliegen vorzubringen. Nach vollendeter Zeremonie begiebt sich derselbe wieder nach seinem Lustschlosse. Auch dort sind Tage bestimmt, an welchen Jedermann vor den Kaiser gelassen wird; Fremde, welche sich seiner Person nahen, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen, oder welche demselben öffentlich begegnen, sind nicht genöthigt, niederzuknieen und seine Hand zu küssen; den Eingeborenen aber ist dies unerläßliche Pflicht."

Gedruckt bei A. W. Schade, Alte Grünstr. Nr. 18.





